

Riesengebirgs- Buchkalender 1980



www.riesengebirger.de

**Der
weckt auch Ihre
Lebensgeister!**

Seit
1913!

ALPE

**FRANZ-
BRANNT-
WEIN**

Bei Erkältung, Müdigkeit, Erschöpfung, Rheuma, Kopf- und Gliederschmerzen ein paar Tropfen einmassieren, und Sie fühlen sich wie neugeboren. Seit über 60 Jahren millionenfach bewährt!

ALPE-CHEMA
849 Cham/Bayern



www.riesengebirgler.de

Riesengebirgs- Buchkalender

1980

25. JAHRGANG

Herausgegeben von Helmut Preußler



Helmut Preußler - Heimatverlag - Nürnberg

ALPE-Franzbranntwein zum Einreiben bei Kopf-, Glieder- und rheumatischen Schmerzen, Unpäßlichkeit und Erschöpfung. Zum Einnehmen auf Zucker bei Grippegefahr und Erkältung. Von ALPE in Cham.

In Langhalsflaschen zu 60, 100, 160, 400 und 1000 ml Inhalt.

Vertrieb für Österreich: Spagyra Ph. Mr. J. Sedlar, Salzburg-ANIF 69/70

Vorspruch

Die Jahre eilen, tropfen in ein weites Meer,
das ferne liegt in einem uferlosen Raum.
Die Ewigkeit zu denken, wird uns schwer.
Das Leben rinnt vorbei, wir merken's kaum.

Wir sehen nur, die Reihen werden lichter
mit jedem Jahre, das uns noch gerne mag.
Die Menschen gehn, es altern die Gesichter,
bis hin einmal zu einem letzten Tag.

Die Zeit entfloß, wir schauen still uns um,
nach alten Freunden in der Heimatrunde.
Wer ist noch da, wer ging, wohin, warum?
Ach laßt die Reihen schließen uns zum Bunde.

Das Leben wohl, es ist nicht immer leicht,
vom Meer der Zeit ein winzig kleines Stück.
Ein festes Ziel, dem Freund die Hand gereicht,
gemeinsam schaffen wir ein bißchen Glück.

Johannes Mondrousch



Gertrud von den Brincken

Verlorene Heimat

Nun wachsen wohl schon die Bäume
Hoch über das Dach hinaus
Beschattend die Giebelfenster
Im fernen Vaterhaus.
Nun fassen wohl schon die Büsche,
Die damals noch heckengleich,
Hinauf nach den Fenstersimsen
Und stehen blütenreich...
Wie muß es jetzt abends dort duften,
Wenn schimmernd der Faulbaum blüht...
Ob wohl noch der Mond durch die Zweige
So tief in die Stuben sieht?
Ob wohl alle Wege im Garten
Noch immer so moosig und grün
Und ob in den Büschen des Abends
So blau noch die Käfer glühen?
Ob wohl noch der Kuckuck im Walde
So nah bis zum Hause sich wagt...
Wer mag da im Fenster lehnen,
Der gläubig die Zukunft fragt!

...die ihr in den wandernden Winden
Noch nicht verloren steht,
Ihr solltet doch manchmal beten,
Wenn die Nacht durch die Scheiben späht:
„Laß Vater, uns nimmer lernen,
Wie's ist, da draußen, allein
Und keine Heimat haben
Und heimwehkrank zu sein...“



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Di	Neujahr	
2 Mi	Namen Jesu F.	Abel, Seth
3 Do	Genoveva	Berthilde
4 Fr	Rigobert	Methusalem
5 Sa	Alfred	Simeon
6 So	Dreikönig	Ersch. d. Herrn
7 Mo	Valentin	Julian
8 Di	Erhard	Erhard
9 Mi	Julian	Berthold
10 Do	Agathon	Paul., Eins.
11 Fr	Werner	Werner
12 Sa	Ernst	Reinhold
13 So	Gottfried	Hildegard
14 Mo	Hilarius	Felix
15 Di	Paulus, Eins.	Maurus
16 Mi	Marcellus	Marcellus
17 Do	Antonius, Abt.	Antonius
18 Fr	Pet. Stuhl. z. R.	Karlmann
19 Sa	Mar. u. Marth.	Sara
20 So	Fabian u. Seb.	Fabian u. Seb.
21 Mo	Agnes	Agnes
22 Di	Vinzenz	Vinzenz
23 Mi	Emmerich	Emerentiana
24 Do	Timotheus	Timotheus
25 Fr	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.
26 Sa	Alberich	Alberich
27 So	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.
28 Mo	Karl D. Gr.	Karl d. Gr.
29 Di	Franz v. Sales	Valerius
30 Mi	Martina	Adelgunde
31 Do	Joh. Bosco	Ludwiga

Es gehen auf und unter:
Sonne: 8.27-18.23
Mond: 16.06-7.08
Am 20. tritt die Sonne
ins Zeichen Wassermann



Jänner (Januar) – Hartung

Unser ernster Entschluß

Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluß ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat. . . . Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen bedeutet, ihn im Geiste zu töten. Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen, zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird.

Aus der „Charta der Heimatvertriebenen“

★

In der großen Erlebnissgemeinschaft der vielen Millionen Heimatvertriebenen in der Bundesrepublik wäre es eine erlösende Parole, das Vertreibungserlebnis in eine aktive Kulturgesinnung umzuformen; denn solange wir nur mit dem Tränenkrüglein der Klage um Verlorenes von Tür zu Tür gehen, bewegen wir die Herzen der Heimatvertriebenen nicht. Unser ganzes Volk braucht diesen Beitrag einer aktiven Kulturgesinnung, denn es ist wie kein anderes in Europa der Gefahr der kulturellen Überfremdung ausgesetzt.

Wenzel Jaksch



Skiparadies Riesengebirge

Jahr des Herrn

Ein gutes Jahr hebt an,
dran unsere Hand noch nichts vertan.
Was sich in seinem Lauf erfüllt,
ist noch in tiefe Nacht gehüllt.

Im Acker schläft noch unser Brot,
im Herzen schweigt noch unser Tod,
von allen Pfaden, die wir gehn,
noch beide Wege offen stehn.

O haltet ein! Noch ist es Zeit!
Der Weg des Heils ist uns bereit!
Auch dieses Jahr ist nur geschenkt,
damit es uns zum Leben lenkt!

Auch dieses Jahr bringt näher her
des Herrn verheißene Wiederkehr!
Auch dieses – wie das letzte war
ist Gottes gnavolles Jahr!

Siegfried Goes

Notizen



	KATHOLISCH	EVANGELISCH	
1 Sa	Albin	Albin	☉
2 So	Heinrich Suso	Hartwin	
3 Mo	Kunigunde	Kunigunde	
4 Di	Kasimir	Adrian	
5 Mi	Friedrich	Friedrich	
6 Do	Perpetua	Fridolin	
7 Fr	Thom. v. Aquin	Felicitas	
8 Sa	Johann v. Gott	Philemon	
9 So	Franziska	Franziska	
10 Mo	40 Märtyrer	Alexander	☾
11 Di	Wolfram	Rosina	
12 Mi	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	
13 Do	Gerold	Ernst	
14 Fr	Mathilde	Hildebert	
15 Sa	Kl. M. Hofbauer	Christoph	
16 So	Lätare	Cyriakus	☼
17 Mo	Gertrud	Gertrud	
18 Di	Eduard	Anselm	
19 Mi	Josef	Josef	
20 Do	Joachim	Hubert	
21 Fr	Benedikt	Benedikt	
22 Sa	Nik. v. d. Flüe	Kasimir	
23 So	Otto	Eberhard	☽
24 Mo	Gabr. Erzengel	Gabriel	
25 Di	Mariä Verk.	Mariä Verk.	
26 Mi	Emanuel	Emanuel	
27 Do	Rupert	Rupert	
28 Fr	Guntram	Malchus	
29 Sa	Helmut	Helmut	
30 So	Palmsonntag		
31 Mo	Guido	Amos	☉

Es gehen auf und unter:
Sonne: 7.07-18.03
Mond: 17.45-7.03
Am 20. ist die Sonne
ins Zeichen Widder
20. Frühlingsanfang



März - Lenzing

Der Bäuer, der mit der Natur innig verwachsen ist, erlebt das Kommen des Frühlings ganz anders als der Städter. Er denkt nicht daran, den Mai zu besingen. Er betrachtet das Werden und Wachsen, das Treiben und Drängen nicht als etwas, das außerhalb seiner selbst vor sich geht, sondern er steht selber mitten drin in all dem schöpferischen Geschehen und neuen Gestalten. Und so nimmt eine Maiteyer ganz naturgemäß die dramatische Form an, sie äußert sich in Spiel und Tanz. Und ganz von selbst ergibt sich auch, daß die eigentlichen Feiern nur von dem Jungvolk gestellt werden können.

Hermann Ritter

Der deutsche Bauer säte in alter Zeit so viel Korn, als er täglich Brot und Mehl brauchte, er lebte von der Hand in den Mund. Damals rollte noch nicht das Geld von Hand zu Hand, es hatte darum die Ehrlichkeit noch mehr Ansehen im Lande. Geld war nicht nötig, hatte der Bauer doch alles daheim, durch Pflege und Handarbeit war alles zu schaffen: Brot und Braten, Nagel und Niete, Pfahl und Pflug, Garn und Garbe, Kleid und Kluft, Wagen und Waffen, Hammer und Hacke, Schaub und Schaufel, Spann und Sparren, Trog und Truhe, Dach und Decke, Egge und Eimer, Laden und Leisten, Mehl und Milch, Rad und Reifen, Zierat und Zügel. Brauchte der Bauer etwas, ging er zum Nachbarn hinüber und tat es sich leihen, oder er tauschte es sich für ein überflüssig Zeug ein. Karl Franz Leppa



Vorfrühlingsstimmung:
Der obere Melzergrund mit der Kleinen Schneekoppe

Die Pflüger

Die einst geräumt, gereutet,
geschwendet und gebrannt,
gesät, gemäht, geerntet -
sie schufen mein Heimatland.

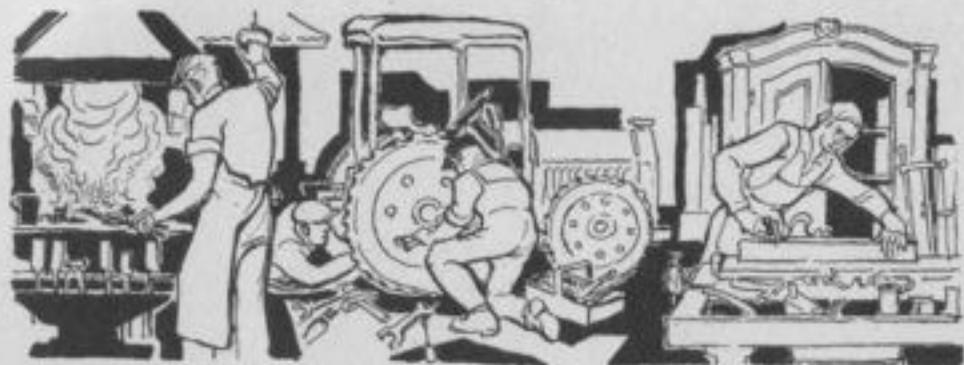
Land, deine Lerchen steigen
zu froher Himmelfahrt.
O Land, du reiche Tafel
mit Gaben aller Art!

Ich bin vom gleichen Stamme,
auch ich will Pflüger sein:
ich furch' den Herzensboden
und säe Korn hinein. . . .

Zu ihm, dem Herrn der Ernte,
steigt täglich auf mein Flehn:
Im Dufte reifer Früchte
laß meine Ernte stehn!

Johann A. Blaba

Notizen



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1	Di Hugo	Theodor
2	Mi Franz v. P.	Amalia
3	Do Gründonnerstag	Christian
4	Fr Karfreitag	
5	Sa Vinz. Ferer	Maximus
6	So Ostersonntag	
7	Mo Ostermontag	
8	Di Amantius	Liborius
9	Mi Waltraud	Hugo
10	Do Engelbert	Daniel
11	Fr Leo d. Gr.	Leo
12	Sa Julius	Julius
13	So Ida	Justinus
14	Mo Justin	Tiburtius
15	Di Anastasia	Walmann
16	Mi Herwig	Herwig
17	Do Rudolf	Rudolf
18	Fr Werner	Valerian
19	Sa Emma	Hermogenes
20	So Viktor	Hildegund
21	Mo Anselm	Adolar
22	Di Soter u. Cajus	Soter u. Cajus
23	Mi Georg	Georg
24	Do Albert	Albrecht
25	Fr Markus	Markus
26	Sa Ferdinand	Kletus
27	So Petr. Canisius	Hilda
28	Mo Theobald	Theobald
29	Di Peter, Märt.	Sibylla
30	Mi Walburga	Ludwig

Es gehen auf und unter:
 Sonne: 5.56 - 18.55
 Mond: 19.49 - 6.38
 Am 19. ist die Sonne
 im Zeichen Stier



April - Ostermond

Als wir noch Kinder waren, führte uns zu dieser Vollmondstunde der Vater ans Fenster, zeigte zum Himmel und sagte: „Merkt's euch ein für allemal: der erste Sonntag nach dem Frühlingsvollmond ist in unserer Heimat stets der Ostersonntag.“

Wir starrten noch emsiger zum Firmament und erkannten, mit einiger Fantasie versteht sich, das Schattenbild des Häseleins, das nach rechts davonhüpft, die langen Ohren nach hinten gelegt und den Kopf gesenkt, als wollte es den Rand des Mondes sprengen.

Seitdem war für uns der Osterhase eine himmlische Erscheinung. Und wenn nach wenigen Nächten hinterm Frühlingsvollmond der festliche Sonntag kam, dann hatte die leuchtende Kugel schon etwas abgenommen, sie sah nicht mehr kreisrund aus, sondern eher wie ein Ei; der Hasenkopf war verschwunden, nur die Hinterbeine und das kleine Blümchen achteten ließen sich noch vermuten. Also meinten wir, auch das österliche Ei wäre ein Trabant der hohen Sterne.

Ihr Träume der Kindheit, ihr selige Erinnerung, von denen wir immer noch zehren. Wir mußten mittlerweile tausend Prüfungen bestehen, den Vater deckt längst die Erde, es rüttelt Krieg und Vertreibung am Bestand der Welt, - wenn wir aber im Antlitz des österlichen Vollmonds den Hasen sehen, dann werden die alten Freuden wieder wach, als hätte sich letztlich nur wenig geändert.

Heinz Steguweit



In Freiheit

An die Kinderzeit

Ich ziehe die alten Straßen
 und suche die Kinderzeit.
 Ich grüße die Bäume wieder.
 Sie geben mir das Geleit.

Es wachsen aus ihren Träumen
 versunkene Stunden auf.
 Ein Lachen springt über Felder
 und steigt die Höhen hinauf.

Doch immer, will ich sie greifen,
 einteilen sie leis und sacht,
 und wölbt sich wie immer der Himmel
 wohl über der stillen Nacht.

Verhaltener wird mein Wandern.
 Ich grüße die sinkende Zeit
 da hinter Täler und Höhen:
 Die lachende Kinderzeit!

Hans Bahrs

Notizen



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Fr	Petri Kettenf.	Petri Kettenf.
2 Sa	Alfons v. L.	Gustav
3 So	Steph. Auffdg.	August
4 Mo	Domini	Domini
5 Di	Maria Schnee	Oswald
6 Mi	Verkl. Christi	Verkl. Christi
7 Do	Adalbert	Adalbert
8 Fr	Hartwig	Hartwig
9 Sa	Roman	Roland
10 So	Lorenz	Laurentius
11 Mo	Gerhard	Hermann
12 Di	Klara	Klara
13 Mi	Reinhild	Reinhold
14 Do	Eusebius	Eusebius
15 Fr	Mariä Himmelf.	M. Himmelf.
16 Sa	Rochus	Rochus
17 So	Bertram	Bertram
18 Mo	Helene	Agapitus
19 Di	Sebald	Sebald
20 Mi	Bernhard	Bernhard
21 Do	Joh. Franziska	Hartwig
22 Fr	Unb. Herz. Mar.	Philibert
23 Sa	Philipp	Zachäus
24 So	Bartholomäus	Bartholomäus
25 Mo	Ludwig	Ludwig
26 Di	Hermine	Hermine
27 Mi	Gebhard	Gebhard
28 Do	Augustin	Augustin
29 Fr	Joh. Enthauptg.	Joh. Enthauptg.
30 Sa	Rosa v. L.	Benjamin
31 So	Raimund	Paulinus

Es gehen auf und unter:
 Sonne: 4.46-20.09
 Mond: 22.41-10.33
 Am 23. tritt die Sonne
 ins Zeichen Jungfrau



August - Ernting

Es fehlt den meisten jungen Leuten jedes Bedürfnis nach historischer Orientierung, weil für sie die Welt mit ihnen selber anfängt. Für die vorgefundenen Realitäten fühlen sie keine Verantwortung, daher müssen sie abgeschafft werden. Nach ihrem Bewußtsein beginnt mit ihnen selber eine andere Welt ohne Lasten der Vergangenheit, ohne Verpflichtungen: die Stunde Null. Hans-Joachim Schoeps

Die Menschen vergessen schnell, und die Völker noch schneller. Wenn schon der Einzelne nur allzugerne die Erinnerung alten Ungemachs abweist, um neuer Täuschung entgegenzugehen, so entschlägt sich die Nation noch leichter des Andenkens schwerer Bedrückung und ist umso tauber für die Lehren der Vergangenheit, je mehr diese hinter der Gegenwart verschwindet. Die Schlachten, welche die alte Garde geschlagen, liegen der jungen Generation in nebelgrauer Ferne, obwohl das Schlachtfeld unter ihren Füßen knirscht; und sie läßt sich die geflickte Kette wieder anlegen, die ihre Väter zerbrochen, weil sie, in seiner neuen volkstümlichen Verkleidung, den alten tückischen Feind nicht rechtzeitig erkannt hat. Aber wenn die Erfahrungen der einen die anderen nicht vor Irrtum bewahren, so ist doch das Verständnis der Vergangenheit die Vorbedingung für die Erkenntnis der Gegenwart und die Vorbereitung für die Bewältigung der Zukunft. Ludwig Pfau (1821-1894)



Dunkeltal im Riesengebirge

Waldandacht

Durch den Wald wenn du gehst,
 nimm nicht blind deinen Lauf!
 Tu die Augen weit auf,
 schau'st Wunder zu Hauf!

Halte still und gib acht,
 daß dein Ohr es erlauscht,
 was da Zwiesprache tauscht,
 was da raunet und rauscht!

O erschließ dein Gemüt
 und dein Herze mach weit!
 Sei dem Segen bereit,
 den der Wald dir verleiht!

Fühlst erhöht dich und reich
 und befreit und erlöst.
 Sieh, daß du's verstehst,
 wenn im Walde du gehst!

Hermann Ritter

Notizen



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Mi	Giselbert	Giselbert
2 Do	Schutzengelfest	Vollrad
3 Fr	Ther. v. Jesusk.	Jairus
4 Sa	Franz v. Assisi	Franz
5 So	Erntedanktag	Placidus
6 Mo	Bruno	Friederike
7 Di	Rosenkranzfest	Amalie
8 Mi	Brigita	Brigitta
9 Do	Arnold	Arnold
10 Fr	Franz v. Borgia	Gideon
11 Sa	Muttersch. Mar.	Burkhard
12 So	Maximilian	Maximilian
13 Mo	Eduard	Koloman
14 Di	Dietmar	Wilhelmine
15 Mi	Theresia	Hedwig
16 Do	Gallus	Gallus
17 Fr	Edelbert	Florentin
18 Sa	Lukas	Lukas
19 So	Kirchweih	Ferdinand
20 Mo	Wendelin	Wendelin
21 Di	Ursula	Ursula
22 Mi	Imtraud	Imtraud
23 Do	Severin	Severin
24 Fr	Raphael	Salome
25 Sa	Wilhelmine	Crispin
26 So	Helmut	Helmut
27 Mo	Florentius	Sabina
28 Di	Simon u. Jud.	Simon u. Jud.
29 Mi	Narzissus	Engelhard
30 Do	Harumann	Claudius
31 Fr	Wolfgang	Reformationsfest

Es gehen auf und unter:
Sonne: 8.23-18.00
Mond: 23.14-14.25
Am 23. tritt die Sonne
ins Zeichen Skorpion



Oktober - Gilbhart

Zum Erntedanktag

Der Bauer verkörpert nicht einen konjunk- turbedingten Beruf wie viele andere, die emporschnellen und in einigen Jahrzehnten wieder verebben. Beim Bauern ist es wesentlich anders. Dafür sprechen nicht nur jahrhunder- tealte Merkmale in Feld und Flur, Dörfern an offenen Gewässern und ungezählte Steinriegel in weiten Berglandschaften als Rodungszeu- gen. Den jahrhundertalten Weg bäuerlicher Hingebung bezeugen viele von Bauernhänden geprägte und beseelte dörfische Kulturbil- der. . . .

Durch die Heimatverteilung wurde be- stimmt der Bauernstand am schwersten be- troffen. Aber weniger, was den nackten Exi- stenzkampf berührte. In dieser Hinsicht wü- tete diese bitterharte Schicksalsfügung nach allen Seiten gleichermaßen. Den Landmen- schen traf dieses grausame Geschehen aber deshalb besonders schwer, weil er nicht nur aus seinem Berufsbereich, sondern vielmehr aus seiner Welt mit ihren elementaren und ge- ographischen Bindungen gestoßen wurde. Dadurch kommt auch beim Bauern die Ver- treibung nicht nur einer Verpflanzung, son- dern vielmehr einer Abstötung seiner Herz- und Saugwurzeln gleich.

So leben viele Bauersleute ihr Vertriebenenda- sein gedanklich im Arbeitsgang des Jahreslau- fes, im Wandel der Gestirne, in der Betreuung des Hausgetiers.

Z.



Maria Brünnel bei Deutsch-Wernersdorf

Herbst

Schon harret der Baum im frommen Neigen der Äste, frucht- und hoffensschwer. Die sommerdunklen Blätter schweigen, als fürchten sie die Luft nicht mehr.

Durchtränkt von morgenmatter Kühle, glänzt Rasenflur, hängt Staudenblust. Im herbstlich schwelgenden Gefühle des Saatverlangens schweigt die Brust.

Auch meine Hände wollen senken in Demut die gereifte Frucht: Geschenk dem Leben rückzuschenken in meines Volkes Mutterbucht.

Daß segnend sich mein Lauf erfülle, war Wunsch und Werk zur Saat gediehn. Bald sinkt das Laub, bald welkt die Hülle, der Boden nimmt den Sämling hin.

Erwin Guido Kolbenbeyer

Notizen



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Sa	Allerheiligen	Allerheiligen
2 So	Allerseelen	Viktorinus
3 Mo	Hubert	Gottlieb
4 Di	Karl Bor.	Charlotte
5 Mi	Zacharias	Blandina
6 Do	Leonhard	Leonhard
7 Fr	Engelbert	Engelbert
8 Sa	Gottfried	Gottfried
9 So	Theodor	Theodor
10 Mo	Andreas, Avell	Martin Luther
11 Di	Martin	Mart. v. T.
12 Mi	Kunibert	Jonas
13 Do	Adalbert	Adalbert
14 Fr	Alberich	Levinus
15 Sa	Albert d. Gr.	Leopold
16 So	Volkstrauertag	Ottomar
17 Mo	Gregor d. W.	Hugo
18 Di	Eugen	Gelasius
19 Mi	Elisabeth	Buß- u. Bettag
20 Do	Felix v. B.	Amos
21 Fr	Mariä Opferung	Mariä Opferung
22 Sa	Cäcilie	Alfons
23 So	Klemens	Totensonntag
24 Mo	Joh. v. Kreuz	Chrysogonus
25 Di	Katharina	Katharina
26 Mi	Konrad	Konrad
27 Do	Virgil	Otto
28 Fr	Günther	Günther
29 Sa	Eberhard	Eberhard
30 So	1. Advent	Andreas

Es gehen auf und unter:
Sonne: 7.15-18.56
Mond: 6.13-14.59
Am 22. tritt die Sonne
ins Zeichen Schütze



November - Nebelung

Allerseelen und der Volkstrauertag verpflichten uns im besonderen Maße dazu, unserer Toten zu gedenken. Damit sind nicht nur die gemeint, die in der Heimat ruhen. Es ist bei uns Deutschen leider so: Wir haben keinen besonderen Besitzanteil an den Gütern der Erde, aber wir haben in weiten Teilen des Erdballs Gräber.

Wie immer es aber auch sein mag, ob wir um die letzte Ruhestätte unserer Lieben Bescheid wissen, oder nicht. Wir wollen ihrer in einer wahren Herzenszuneigung gedenken und im Geiste zu ihren Gräbern wallfahren. Diese Gedächtniswallfahrt soll liebevoll sein.

So denken wir uns in den Tagen des Totenmonats auf die Wege versetzt, die uns zu den Stätten führen, die vielfach dem Wildwuchs überlassen sind. Wie dem auch sei. Von Haß und Rache wollen wir nicht reden. Die Bilder der verwilderten Umwelt sollen unser seelisches Gleichgewicht nicht beeinträchtigen. Es gilt vielmehr, die Lichter der Liebe für unsere Toten zu entzünden.

Der wohlvertraute heimatliche Friedhofsgang mag uns versagt sein; nicht versagt ist uns aber, der Liebe und Güte gegenüber unserer Mitwelt praktischen Ausdruck zu verleihen. Hemmen wir daher in den Tagen der Todesahnung die Zähnen und Wehmutsbezeugungen und geben wir dafür umso mehr der werktätigen Liebe Raum! Gedenken wir derer, die der Liebe und des Opfers bedürfen. O. Z.



Benediktinerkloster Braunau

Noch stehen die alten Linden

Noch stehen die alten Linden
in der großen Allee.
Aber die Spuren von einst kann ich nicht
mehr finden, wenn ich dort geh.

Vergrast sind die Wagenspuren,
verwachsen am Graben der Pfad.
Von allen, die gingen und fuhren,
niemand den Weg mehr betrat.

Nur welches Laub ist geblieben,
ein krächzender Krähschrei.
Vergilbte Blätter stieben
vorbei im Winde, - vorbei.

Vermoost sind die borkigen Rinden.
Wind weht in der großen Allee.
Kahl stehen die alten Linden.
Und bald fällt Schnee.

Siegfried von Vegesack

Notizen



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Mo	Eligius	Arnold
2 Di	Bibiane	Brunhilde
3 Mi	Franz Xaver	Cassian
4 Do	Barbara	Barbara
5 Fr	Gottfried	Gottfried
6 Sa	Nikolaus	Nikolaus
7 So	2. Advent	Agathe
8 Mo	Mariä Empf.	Edith
9 Di	Leokadia	Joachim
10 Mi	Judith	Herbert
11 Do	Muttersch. M.	Damasus
12 Fr	Synesius	Epimachus
13 Sa	Lucia	Lucia
14 So	3. Advent	Ingeborg
15 Mo	Christiana	Johanna
16 Di	Adelheid	Ananias
17 Mi	Lazarus	Lazarus
18 Do	Maria Erw.	Christoph
19 Fr	Thea	Lot
20 Sa	Christian	Abraham
21 So	4. Advent	Thomas
22 Mo	Jutta	Beata
23 Di	Viktoria	Dagobert
24 Mi	HL. Abend	Adam u. Eva
25 Do	Weihnachtsfest	
26 Fr	2. Weihnachtstg.	Stephanitag
27 Sa	Johann	Johann
28 So	Unsch. Kinder	Unsch. Kinder
29 Mo	Th. v. Canterb.	Jonathan
30 Di	David	David
31 Mi	Silvester I.	Silvester

Es gehen auf und unter:
Sonne: 8.05–16.17
Mond: 1.14–14.09

Am 21. tritt die Sonne
ins Zeichen Steinbock
21. Winteranfang –
Sonnenwende



Dezember – Julmond

Es ist der Tag der Kinder. Durch ein Kind ward die sündige Welt gesühnt und geheiligt; darum bringen die Erwachsenen den Kindern Gaben dar, Dankopfer, sichtbare Zeichen heiliger Gelübde, an den Kindern zu vergelten, was ein Kind an ihnen getan. Wo keine Kinder sind, fehlt oft der kindliche Geist, der nach oben zieht; nur zu gerne bemächtigt sich die Materie in hunderterlei Gestalt der Menschen und zieht sie nach unten. Kinder bleiben die Mittler zwischen Gott und den Menschen, verbinden und sühnen die Menschen miteinander. Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüste, die Wandernden würden verschmachten. Wo Kinder nicht eine Gabe Gottes sind, jedes ein Zug nach oben, da ist dem Volke der Himmel verhüllt. Weihnacht ist alten Leuten, was den Weisen im Morgenlande der Stern, der ihnen den Heiland verkündete, sie auftrieb aus ihrer Ruhe, daß sie Schätze sammelten, sich auf die Beine machten, um den König der Ehren zu suchen, ihn anzubeten. Weihnacht ist ihnen die heilige Nacht, welche sie weiht und stärkt, getrost zu treten in die Nacht des Todes; denn sie verheißt ihnen, daß in der Todesnacht ihnen das ewige Licht geboren wird, welches leuchtet zur Seligkeit. Und mit dem Kindlein, welches geboren wird, steigt die Sonne höher, die Nacht nimmt ab statt zu, der Tag mehret sich, und lieblicher wird es auf Erden. Jeremias Gotthelf



Neue Schwarzschatzbaude

Weihnachten

Wald und Wiesen weit und breit,
alles, alles ist verschneit,
weiß ist jedes Dach,
ist bedeckt mit Flockenflaum,
Rauhreif hängt an jedem Baum,
Eis ist jeder Bach.

Glocken klingen durch die Nacht,
Sternlein steh in goldner Pracht,
hell ist jedes Haus;
durch die Fenster überall
schauen Lichter ohne Zahl,
Kinderglück heraus.

In der Stubenecke traut
ist das Kripplein aufgebaut
mit dem Kindlein fein,
kam vom Himmel in die Welt,
hat die Finsternis erhelbt
durch der Liebe Schein

Max Tandler

Notizen

ES WAR EINMAL

Es war einmal – so beginnen nicht nur alle Märchen, sondern auch die Erinnerungen von uns Großen, die wir an den langen Abenden des Advents zurücksinnen in selbige Kinderzeit, in jene Jahre, von denen wir heute noch zehren. Ist es nicht irgendwie sonderbar und merkwürdig, daß wir gerade jenem geheimnisvollen Glanze nachträumen, der eigentlich ebenso mutwillig wie leichtsinnig von Generationen zu Generationen verspielt und vertan wird, bis dann wieder die stille Einkehr kommt, das bedächtige Heimverlangen zu dem vergessenen und viel geschmähten Zauberwort der Kindheit? Zu dem märchenholden Immer-wieder-von-vorn-Beginnen, das so schlicht und einfach, so selbstverständlich anhebt wie das mütterliche Hinüberwiegen in den Traum: Es war einmal.

Ja, es war einmal! Und es wird immer sein – so fügt der Weise hinzu, der uns Erfahrung und Einsicht zur reifen Altersgabe mit dem unumgänglichen Quäntchen Humor verleiht, ohne daß es keine echte Weisheit auf Erden gibt.

Was wird sein? – Nun, all das, was uns wirklich je einmal in unserem bewegten Dasein zum innersten Besitz geworden ist. Was wir auch immer verloren haben und als unwiederbringlichen Verlust betrauern mögen: wenn es im Glanze der Erinnerung aufzuleben vermag, wenn es uns anrührt wie mit Engelsflügeln, wenn es den Schimmer eines kleinen Aufleuchtens in unserm Augenwinkel weckt, so ist es ein Bleibendes, so ist es über das „Es war einmal“ hinaus unser „Es wird immer sein“, das uns niemand zu nehmen vermag, soviel uns ein unbarmherziges Schicksal im Zeitensturm auch immer genommen, ja kalt geraubt hat.

Es war einmal. Das ist das wohl wehmütigste Wort aller Heimatvertriebenen in der ganzen Welt. Zu ihnen gesellt sich an diesen langen Abenden des Advents ein unnennbares Weh, wie es Eichendorff geheißt hat, das Heimweh. Denn jedes Es-war-Einmal hat seine Heimat und hat sein Heimweh, wo immer auch das Zuhause ist. Wollen und dürfen wir ihm nicht nachgeben in dieser stillen Zeit?

Wir wollen und sollen. Wir müssen uns auf jenen Reichtum besinnen, weil er nur fortwirken kann, wenn wir ihn wieder weiterreichen, jenen Reichtum, der auch das Maß unseres Glückes und unseres Friedens bestimmt: die Liebe, die irdische wie die himmlische, die allumfassende, die weihnachtliche.

Denn Weihnachten steht unter dem Stern der Liebe. Sie ist die Ankunft, sie ist der Advent, der uns diese Tage und Wochen mit soviel Sehnsucht, aber auch mit so wunderbarer Beglückung erfüllt. Dahin zielt unser Heimweh.

Und gäbe es einen anderen Heimweg im Advent als den der Liebe?

Es war einmal – und es wird wieder sein! Das lehrte noch jede Zeit, war sie auch noch so dunkel, unruhig und scheinbar gottverlassen und verloren.

MORAL UND RECHT

Es ist ein Menschheitstraum, der nichts mit Klassenkampf zu tun hat, sich nach dem toten Kaiser zu sehnen, der im Berge schläft und wiederkommen soll, damit auch den Armen ihr Recht werde. Dieser in der Geschichte der Völker immer wieder geäußerte Wunsch, ein Friedensreich Gottes auf Erden zu begründen, setzt bis heute den moralischen Anspruch mit dem Recht gleich, das erst verwirklicht werden soll. „Menschenrechte“ und „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ sind ihrem Ursprung nach private Sehnsüchte, die international wenig bewirken, wenn sie ihr moralisches Streben bereits für einen Rechtsanspruch halten.

So ist es auch mit einer internationalen Charta, die zwar offizielle Absichtserklärungen enthält, aber nicht einklagbar ist. Die ostdeutschen Vertriebenen haben in ihrer Charta von 1950 auf Rache und Vergeltung ausdrücklich verzichtet und sind enttäuscht, daß ihr Versöhnungswille vielfach gar nicht beachtet worden ist. Die Geschichte der Völker und Staaten ist nun eben nicht gleichzusetzen mit einer privaten Anstalt für moralische Bekenntnisse ohne ein dahinterstehendes Machtpotential. Im französischen Verständnis war Geschichte stets ein juristischer Prozeß. Die Deutschen sahen im Geschichtsprozeß meist organisches Wachstum. Doch in der Machtpolitik entscheidet kein organisches Wachstum, das um seiner selbst willen geschützt werden sollte.

Was da allgemein Selbstbestimmungsrecht heißt, ist weder bloß ein moralisches Anliegen oder eine humane Gnade, sondern ein erklärtes Recht, das – wie jedes Recht – notfalls auch mit Durchsetzungsvermögen ausgestattet sein muß. Moral als solche ist rechtlich nicht durchsetzbar. Sie kennt nur Gebote, aber keine Sanktionen gegen Verstöße. Wer das Selbstbestimmungsrecht – wie die Geschichte – nur privat oder moralisch sieht, sollte sich nicht wundern, wenn es unerfüllt bleibt und die Rechtsbrüche kein Ende nehmen. Denn das Recht ist immer nur in einer Rechtsgemeinschaft friedlich zu verwirklichen. Sie muß aber auch Macht besitzen, sich durchsetzen, sonst bleiben ihre Anträge bloße Empfehlungen. Das Recht der Machtlosen wird zum ohnmächtigen Protest, wenn ihm der Arm fehlt, der es verteidigt. Nur Institutionen können das Recht gerecht vertreten, moralische Ansprüche und Erinnerungen können das nicht.

Persönliche Erlebnisse lassen sich ja auch nicht weitergeben. Daß es anders wäre, meinen nur die, die sich gerne erinnern. Ihnen wird Kulturpflege empfohlen, um es ihnen leichter zu machen, ihr politisches Recht zu vergessen, darauf zu verzichten und ihre Ohnmacht für eine Tugend zu halten.

Mit der Geschichte ist es wie mit der Heimat: Wer sie nur sozusagen privat sieht, blättert in einem Bilderbuch und legt es weg, wenn er sich sattgesehen hat. Vom Recht ist dann nicht mehr die Rede, bestenfalls noch vom Frieden, wie ihn die Toten haben.

DAS WORT DER ZEIT

Wir blicken deshalb so gern in die Zukunft, weil wir in ihr die Schönheiten der heimatlichen Vergangenheit sehen.

Also lebe für sie, irgendwo, – denn die Heimat ist deines Daseins Element . . .

Auch in der Fremde sind wir in unserem Denken von der Heimat abhängig. Und das Handeln ist eine Folge des Denkens.

Im Gedenken der Heimat liegt nicht Aufforderung zu leerer Spekulation, sondern zum Leben und zur Tat.

Im Hinweis auf die Heimat sollten wir uns nicht zu geschmackloser Einbildungskraft verleiten lassen.

Die Worte eines Menschen über die Heimat sind sein Spiegelbild.

Wer dich deiner Heimat nicht gedenken läßt, der gedenkt seiner eigenen nicht, – Deshalb werden wir von denen nicht verstanden, die ihre eigene nicht verstehen.

Jetzt erkennen wir, welche Werke der heimatlichen Kultur sich wie Blüten aus den grünen Zweigen hervorheben.

Durch den Verlust der Heimat sind wir vor eine neue Situation gestellt; sie verlangt eine neue Idee. Die Antwort muß von der Wissenschaft und Kunst kommen.

Soll uns die Fremde nicht auch noch zum Verlust werden, dann müssen wir lernen, indem wir ihre Verdienste anerkennen.

Die wahre Heimatliebe fordert, daß wir unsere Existenz erhalten und unser Wissen erweitern.

Heimatverbundenheit heißt heute Volksverbundenheit.

Bei aller Liebe zur Heimat dürfen wir nicht in der Anbetung des unzulänglichen Wahren unserer Vorfahren erstarren. Wir müssen es aufgreifen und vom neuen Standpunkt weiterführen.

Aus: „An die Heimat“ 1950.

UNSERE ZEIT BRAUCHT MENSCHEN

Ganz wahre, ganz wundervoll schlichte und klare, die, weil sie sich wissen von Gott gebunden, haben sie die heiligen Maße gefunden für Enge und Weite in allen Dingen. Menschen, die im Verborgenen ringen, sind fest geworden, und fest nun stehn, ganz königlich frei, in Zügeln doch gehn, die sich selber meistern und dienen den andern, die als Zielgewisse durchs Dunkel wandern; die die Wahrheit lind und mit Liebe sagen, niemals verdammten und niemals verzagen, Menschen, die nimmer verlernen das Hoffen, weil ihnen allzeit die Türe steht offen zum Herzen Gottes in Freud und Leid, solche Menschen braucht unsere Zeit.

Willi Prosch



Mäher

Holzchnitt von Lothar Spertl

ANTON HAUBNER

Aus der stillen Urväterheimat...

Jeden Tag und jede Stunde verweilst du, getreues Kind deiner Heimat (auch in der Ferne), an einer Stätte daheim, auf der vor dir Unzählige deines Stammes einst wandelten und schafften, scherzten und lachten, hofften und strebten, litten und starben.

Dein festgegründetes Haus im Dorf oder in der Stadt steht auf dem Boden, der einst den wilden Urwald trug, der den Jagdschrei deiner Urahnen wiederhallte, auf dem Boden, der von von schwierigen Händen der Vorfahren gerodet wurde, unter dem manch ein Ahne ruht, auf dem Wald und Heide, Wiese und Ährenfeld im Laufe der Jahrhunderte entstanden und verschwanden; selbst das einsamste Plätzchen auf weiter Flur wie im dunklen Walde draußen war schon Zeuge wechselvollen Geschehens: es sah Liebende im Maientraum die Hände einander reichen, Betende den Blick erheben und Kinder ihr unschuldig Spiel treiben...

Doch sie schweigen alle still, diese ehrwürdigen Stätten; das ferne, verschollene Walten aber hat der alten Heimat den Stempel ihrer Eigenart aufgedrückt, die uns lieb und teuer ist als Vermächtnis unserer Ahnen...

Mag auch unsere neuere Zeit, die uns mit Flugzeug und Fernsprecher, mit Rundfunk und Fernsehen und vielen anderen Mitteln täglich alle Welt nahe bringt, damit unser Sinnen und Trachten gefangen nimmt und zeitweilig losreißt von Heim und Scholle, mag auch das neue Wesen uns mit Hast und Unrast erfüllen, solange wir in die laute Welt hinaushorchen müssen, um den harten Kampf ums Dasein bestehen zu können, es gönnt uns doch auch noch stille Stunden der Einkehr zu uns selbst und Festtage, an denen uns ein lieber alter Brauch wie eine Kunst aus der stillen Urväterheimat glockenhell grüßt. Darum bedenke:

*Was die Schicksalsnacht dir wohl zgedacht? --
Sieh doch! Wenn du treu stets an dich geglaubt,
ob die bängliche Frage den Mut dir raubt?
Sieh den Wald in eisigen Fesseln starren,
darüber der Sterne funkelnden Schein!
So sollst du mutig des Schicksals harren
und neuen Glückes gegenwärtig sein...*



Steht kein Baum auf deiner weiten Flur,
der nicht Heimat wiegt in allen Zweigen,
und in jedem Winde läuft die Spur
einer Liebe, der sich alle neigen.

Karl Bröger

HEIMAT IM HERZEN

Solange wir die Heimat im Herzen tragen, solange ist sie uns nicht ganz entrissen.

Wer den Wert der Heimat erkennt, weiß auch die weite Welt zu schätzen.

Trage die Heimat in dir, und du bist in der Welt kein Verlassener.

Es führt keine Asphaltstraße über die Welt hinaus; es führen aber viele seelische Steiglein in die Heimat.

Vermag dir auch deine arme Heimat keinen verschlagenen Pfennig zu bieten, sie nimmt dir auch nichts von deinem seelischen Reichtum.

Schenke deinen Geist der Welt, aber lasse dein Herz der Heimat, und die Seele wird für einen harmonischen Ausgleich sorgen.

Die Heimat ist nicht alles, aber sie übt eine magnetische Kraft aus in deinem Dasein.

Frage nicht, was die Heimat dir bietet, beweise, was du ihr zu geben vermagst.

Willst du dir selbst und deiner Zeit gerecht werden, so erfasse die Welt; nimm aber Herz und Seele aus den Speichern der Heimat.

Wirf ruhig von dir, was du an materiellen Gütern nicht zu tragen vermagst, behalte aber für dich, was die Heimat dir als Erbe anvertraut hat.

Ganz gleich, ob du singst, betest oder redest, deiner Zunge wird es leichter geschehen, wenn du dich dazu des vertrauten heimatlichen Sprachgutes bedienst.

* * * * *

Der Verlust unserer Heimat ist keine Privatangelegenheit und nicht nur eine Sache unserer Volksgruppe. Nicht die Schlesier, die Ostpreußen, die Pommern oder die Sudetendeutschen haben die Heimat verloren. Deutsche Heimat, die allen Deutschen gehört, ging verloren, und der Verlust derselben stellt die erste Etappe in der totalsten Bedrohung dar, die sich jemals gegen unser Volk richtete! Der deutschen Jugend mit unserer Heimat eine Aufgabe und einen Auftrag, dem deutschen Volk seinen Osten zu geben, Unrecht wiedergutzumachen und durch das eigene Volk die Kraft des Abendlandes zu stärken, ist der tiefste Sinn unserer Arbeit. Sie mag oft schwer sein, sie mag uns auch oft bedrücken, doch denken wir in Krisenzeiten, daß am Beginn jeder Zeitenwende das stille Opfer ungezählter Menschen stehen muß, die zu glauben und zu vertrauen, trotz allem, was geschehen ist, nicht verlernt haben. Reinhard Pozorny

GEORG PSCHIERER (†)

SIBIRIEN

Ein Erlebnis der Natur

Unser Beitrag bildet den Ausklang einer längeren Schilderung – betitelt „Sibirien und wir“ –, die an die seelischen und körperlichen Leiden der Gefangenen des Ersten Weltkrieges erinnert. Es bedarf wohl keiner Betonung, daß noch viel, viel mehr Gefangene des Zweiten Weltkrieges dieses unwirtliche Land, sofern sie dessen Härte überhaupt ertrugen, sowohl in den Tiefen des Leides als in der zeitlichen Dauer erlitten haben. Schließlich gilt es zu bedenken, daß auch heute noch Deutsche, ob als Gefangene oder als Arbeitsklaven, in diesem urgewaltigen Land zu leben gezwungen sind. Unser Beitrag will zugleich auch im ständigen Gedenken an jenes große deutsche Heer erinnern, das dort für immer ruht.

Die (deutschen und österreichischen) Gefangenen anderer Fronten kamen nicht so weit. Sie gingen bloß aus einer Hand in die andere. Sie sollen darum nicht herabgesetzt werden... Sie haben Fluchten oder Fluchtversuche unternommen. Doch auch schon hierin zeigt sich der Unterschied der Verhältnisse deutlich: sie hatten dabei vor allem Menschen zu überwinden, der sibirische Flüchtling aber die Natur, den Raum...

Darum soll – ohne Breite und Weitschweifigkeit – nur eines hervorgehoben werden, das Größte: das Erlebnis der Natur.

Wer durch Asien gegangen, der hat sich wieder durchgerungen zum vollen Umfange dieses Begriffes. Dem ist Natur nicht bloß mehr ein Schlagwort, mit dem er ein wenig Grün und Blütenduft, ein wenig Steigung und Fernsicht verbindet. Oder gar nur der Ausdruck der Echtheit im Gegensatz zum Ersatz, zum Surrogat. Dem ist sie in Wahrheit zum „Mantel Gottes“ geworden, unter dem er die Nähe des Ewigen erschauernd gespürt.

Mit dem Erleben der Ausdehnung hat es begonnen. Fast zwei Monate Bahnfahrt! Und welche Vielfalt der Erscheinungen! Jeden Tag ein anderes Bild vor dem Spalte des Wagens: ährenschwere Fruchtbarkeit oder träumerische Kiefernwälder über dem schwarzen Boden der Ukraine, graugrüne, baum- und schattenlose Grasweiten an der Wolga unter Steppenwind und Sonnenglut und fremde geheimnisvolle Gebirge von Wildnis und Urwald, neuartige Pflanzen und Tiere, die Wüste und das Meer! Und alles nicht etwa nur angedeutet oder zusammengepfercht wie in einem botanischen oder zoologischen Garten. Kilometerbreit schwammen die Flüsse einher, Tagreisen weit keine höhere Pflanze als ein Grassengel. Glasklare Kälte und meterdickes Eis bescherte der Winter, aber in einer Nacht zerbarst es mit weithin vernehmbarem Krachen und ward von den befreiten Wogen hinweggetragen. Endlos zog sich die Rauchfahne des entei-



Erlittenes Leben

Oskar Kreiblich

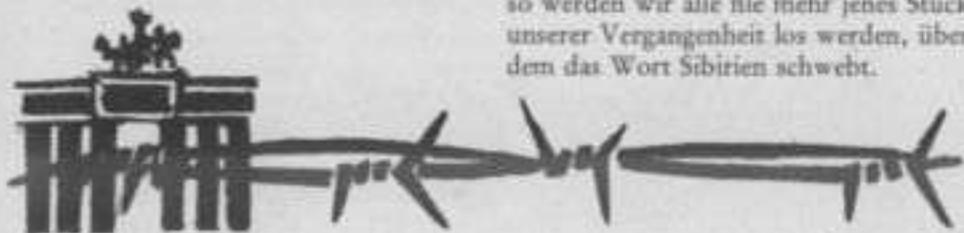
lenden Zuges auf der asiatischen Ebene dahin. Rasend stürzten die Stürme einher, zerbeulten das Blech auf unseren Dächern und legten in kurzem die Blumen unserer Gärten so auf die Erde, als seien sie nicht nur niedergemäht, sondern auch in den Boden gestampft worden. Unbarmherzig verbrannte die Sommersonne lange schon vor dem großen Sterben im Herbst, was sie an Pracht mit beispielloser Raschheit in zwei Monaten aus dem Boden gelockt hatte. Das war es eben, daß die paar Menschlein hier in den ungeheuren Weiten verschwanden und so wenig ins Gewicht fielen, als seien sie überhaupt nicht da; daß die Natur trotz des Frevels, den sie an ihr trieben, eigentlich unberührt blieb; daß sie an ihr begangenen Raubbau mit imposanter Unverwundlichkeit ersetzte; daß man uns zwar durch Zäune von ihr abschließen, aber dennoch nicht von ihr ausschließen konnte.

Im Herbst des Jahres 1918 kamen wir in das Lager Krasnaja Rietschta. Es war die Zeit unseres größten Elendes. Die Kasernen verwahrlost, der Hof verwildert und ein Wirrsal von Kalklöchern, Steinhäufen und austreibenden Baumstäcken. Wir ohne Geld, ohne Einrichtung, zerrissen, gelb, hungrig, durch schlimme Nachrichten aus der Heimat beunruhigt, in den Händen einer russischen Scheinregierung, die zu gewissenlos war, uns das zu gewähren, wozu sie verpflichtet, und

zu schwach, wozu sie gewillt war, waren wir vor dem Ende: der Rührige vor der Verzweiflung, daß alles nichts mehr helfe, der Sinnende vor dem Wahnsinne.

Da in den ersten Tagen ein Zaun nicht vorhanden und die Wachen zu dünn und lässig waren, entglitten wir und gelangten über die uns gesteckte Grenze hinaus in die Wildnis, ins Gebirge. Zum ersten Male seit langem standen wir so, jeder auf seinem Pfade, der Natur wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Jenseits des Ussuri senkte sich die Sonne gegen den unermesslichen sibirischen Raum. – Ich scheue mich, dieses Erlebnis seiner Größe zu entkleiden, indem ich es zerpfücke. Ich trage es als Ganzes in meiner Erinnerung, als einen der schönsten Augenblicke meines Lebens und der wenigen schönen meiner Gefangenschaft. Ich sehe nur die bewaldeten Berge zur Seite des Chechzyrstockes in unvergleichlicher Farbenpracht leuchten, sehe mich in der wahren Lage vergessend, wie einen Verklärten dahinschreiten und fühle wieder nach, wie mir Kraft und neuer Lebensmut aus dem All in mein zerquältes Herz zuströmen. Von der Menschheit ausgestoßen und mißhandelt, kam ich mir wie in den Schoß der Allmutter zurückgekehrt vor und fühlte mich geborgen und ihr verbunden wie noch nie.

Jahre sind seither vergangen. Aber wie es noch nicht gelungen ist, den brausenden Strudel, der da Weltkrieg genannt wird, zu beruhigen, wie es wohl nie gelingen wird, ihn ungeschehen zu machen, so werden wir alle nie mehr jenes Stück unserer Vergangenheit los werden, über dem das Wort Sibirien schwebt.



Deutsches Schicksal

Oskar Kreiblich

HUGO SCHOLZ

Nur ein armer Wandergeselle

In einer westfälischen Zeitung stand nach dem Kriege unter den Gerichtssaalberichten zu lesen: „Ohne festen Wohnsitz, ziel- und planlos vagabundierte ein 60 Jahre alter, heimatvertriebener Landwirt umher und übernachtete trotz der Kälte da, wo sich ihm eben Gelegenheit bot. – Die Polizei nahm sich seiner an, und der Richter besorgte ihm für vier Wochen einen – allerdings sehr ‚festen‘ – Wohnsitz.“

Sein Hof stand im Osten, breit hingelagert auf die eigene Erde. Der fränkischen Hofform entsprechend, umschlossen die vier Gebäude einen weiten Hofraum. Ein mächtiges Einfahrtstor betonte nach außen hin das abgeschlossene Eigentum, ein eigenes Reich, darin einer wie ein König herrschte. Seit vielen Generationen war der Hof im gleichen Besitz, man wußte schon nicht mehr wie lange. Ihre Spuren verloren sich in fernen Jahrhunderten. Niemand hatte die Geschichte des Geschlechtes aufgeschrieben, aber sie selber hatten sie in die Erde eingegraben, in die lange Hufe, die sich hinter dem Hofe hinzog. Wo Wald und wilde Wurzel war, rauschten jetzt Kornfelder und gaben Brot für die Sippe. Das Haus war auf festem Grund gebaut, dicke Mauern, schwere Gewölbe. Sie sollten nicht nur dem einen Wohnstatt sein: Ein schlesischer Bauer dachte in Jahren und Generationen.

Und jetzt „nur ein armer Wandergeselle“!

Auf dem Hofe ging alles nach althergebrachter Regel, so wie es Sitte und Brauch bestimmten. Es war wie auf den alten Höfen der Könige – die Tradition. Das

Leben ging in festen Bahnen. Vom Bauerntum her ist das Königtum gekommen, der Bauer ist älter als die Könige. „Hof halten“ heißt es in der Königsprache, aber das stammte vom Bauern her. Ein echter Bauer hielt auch jetzt noch Hof, da viele Königsschlösser verfallen und mancher König ins Exil gegangen war. Sein Bauernreich war dauernder als ein Königtum. Seine Herrlichkeit bestand immer nur im Dienen. Indem er der Erde diente, war er groß und mächtig. Durch die schöpferische Landarbeit erlangte er Adel und Würde.

Der Lauf der Sonne regelte sein Leben, ihr unterstellte er sich. Mit der Sonne stand er auf, mit der Sonne ging er zur Ruh'. Im großen Rhythmus der Natur bewahrte er Kraft und Gesundheit. Sie ließ seine Arbeit gedeihen. Der Tau fiel in die junge Saat, das Korn reifte, die Scheuer füllte sich. Aber Schweiß mußte rinnen, Bauernschweiß, und auf die Uhr wurde nicht gesehen, nur auf die, welche der Herrgott dem Bauern stellte. Ihm war er nahe, dem Schöpfer des Himmels und der Erde.

Nun nur noch „ein armer Wandergeselle“.

Sonntags zog er den langen Schwenker an, ließ anspannen und fuhr in der guten Kalesche zur Kirche. Die Muscheln am Geschirr der Pferde funkelten, das Zeichen des Hofes blitzte am Wagenschlag. In der Kirche hatte er seinen angestammten Platz. Dort, wo die Hände ruhten, war die Bank abgegriffen. Der Priester las am Altar die Namen derer, die vor ihm hier gesessen. „Gott habe sie selig“, und auch er durfte einmal hoffen, vor seinem Richterstuhl bestehen zu können.

Nun aber wurde sein alter Name vor einem irdischen Gericht aufgerufen. Dieser Richter ließ den „armen Wandergesellen“ ins Gefängnis werfen.

Nicht nur ein Bauer, auch ein Hausvater war er. Er stand für sein Geschlecht oft auch für den Herrgott selber. An ihn hielten sich nicht nur die Kinder, auch Knecht und Magd nannten ihn „Vater“. Wenn ein großer Tag kam, waltete er an Priester Statt in Haus und Hof: segnend hob er die Hände über das saadbereite Feld. Wenn eine Tochter aus dem Haus ging, verband er sie wie ein Priester mit dem Auserwählten zum Bunde.

„Ein armer Wandergeselle, von der Polizei aufgegriffen“.

Wenn das Vaterland in Gefahr war, schickte er seine Söhne hinaus. Auch die Pferde gab er her und hatte, wenns not tat, selbst den Pflug durch die Erde gezogen, um Brot zu schaffen für die draußen.

„Ein armer Wandergeselle“.

Es ist nicht seine Schuld, daß er auf die Straße kam. Der Sturm aus dem Osten hat ihn fortgerissen, wie ein Blatt vom Ast. Winde aus allen Ecken wirbeln es herum, dahin und dorthin.

Walter Barbier

Unter den Dächern der Not

Unter den Dächern der Not
schläft kein glückliches Kind –
Trauer die Nächte durchloht;
frierend im Morgenwind.

Hinter den Trümmern der Stadt
weint ihr altes Gesicht –
glänzt auf den Straßen matt
sterbender Sterne Licht.

„Planloses Herumvagabundieren“ fürwahr.

Sechzig Jahre alt. Wenn sein Hof im Osten noch stünde, säße er heute im Ausgedingehaus und wäre bis an sein Lebensende versorgt. Uralt waren die Ausgedingerechte, im Grundbuch niedergelegt.

„Nur ein armer Wandergeselle ohne festen Wohnsitz“.

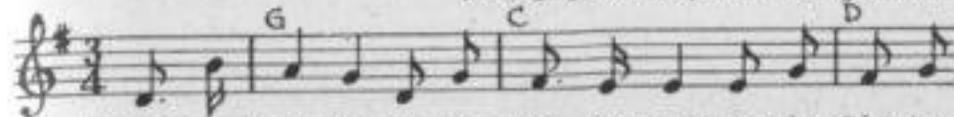
Ob er denn jemals wieder einen festen Wohnsitz haben würde? Er war ein Bauer, und sein Hof war seine Heimat, sein Wurzelboden und sein Leben. Es gibt Pflanzen, die kann man versetzen, dahin und dorthin, sie wachsen überall. Und es gibt andere, die nur in einem bestimmten Boden gedeihen, die sich einfach nicht verpflanzen lassen, sie schlagen nirgends mehr Wurzeln. Wenn man sie aus ihrem Boden herausreißt, müssen sie verdorren.

Ein Bauer im Osten hatte tiefe Wurzeln.

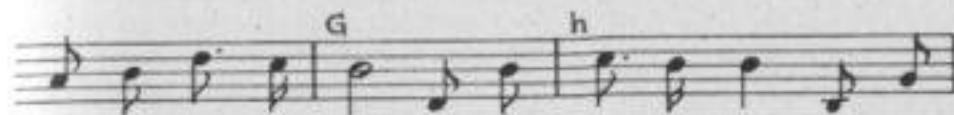
Und die Bauernheimat läßt sich nicht austauschen gegen eine andere. Ein armer Wandergeselle – einer von den vielen, die enturzelt wurden, als der Ostwind kam – 1945.

Wie's daheim war

T. Peter Cornelius, W. G. Wohlgemuth.



1. Wie's da-heim war, wo die Wie-ge stand, wo der Mut-ter



Arm dich weich um-wand, frag dein ei--gen Herz, frag im



frem-den Land, ob's nicht tie-fer Lust und Schmerz emp-fand



wie's da-heim war, wie's da-heim war. wie's da--heim... einst war.

2. Wie's daheim war, ist ein Zauber mild, ist ein heimlich farbenreiches Bild. Wenn ein Blick, ein Wort, wenn's dein Sehnen stillt, ist es nur, weil etwas drinnen quillt . . .

3. Wie's daheim war, find'st du's nimmermehr, wand're nur auf Erden hin und her, müh und sehne dich, seh'n dich noch so sehr, wird es schön doch nimmer, nimmer mehr . . .



Die Mutter

Als nach dem Fasching der Frühling kam, warf es unsere liebe Mutter aufs Lager. Das Herzleiden, sagte der Doktor. Aus den wenigen Worten, mit denen sie die Fragen des Arztes beantwortete, erfuhr ich erst, als hätte ich nie bei ihr gelebt, das Heldenlied eines schlichten Lebens. Niemals sei sie länger als vier Tage im Wochenbett gewesen. So, so, sagte der Doktor, das Doppelte sei freilich das mindeste... Niemals habe sie eine Magd gehabt, denn die hätte doch mehr gegessen als zwei Kinder... Und am ärgsten sei halt die Anstrengung mit dem Viehhalten, aber sie sei doch froh, daß die Herrschaft die Einsicht hatte, als mehr Kinder kamen und das Deputat auf keiner Seite mehr zulängte... Und am schlechtesten für ihr Herz sei vielleicht jetzt die Sorge, was mit ihren kleinen Kindern werden sollte...

Ich lief auf den Dachboden und betete dort schluchzend meines Lebens heißestes Gebet. Aber durch Wochen gingen nun die Schrecken des Todes über die Wiesen harmloser Kindheit. In diesen Wochen war ich fromm; ich sprang mit



Eine einsame Zufluchtsstätte

meinen Gebeten an die Brust Gottes; ich lebte tugendhaft wie der brave Christian; ich wäre instande gewesen, dem lieben Gott das Äußerste zu versprechen, damit er die Mutter gesund mache.

Mit dem Vater stand es nicht anders. Seine Spötteleien, auch die gutmütigen, waren wie Zunder von ihm gefallen, und auch alles, was ihn uns zur Respektperson machen konnte. Er hangte neben mir wie ein großer Bruder um dieselbe Mutter. Und es erstand ein anderes Gefühl für den Vater, ein tieferes, schöneres.

Es war kurz vor Ostern, der Frühling hatte sich durchgesetzt, da sagte der Doktor zu uns: „Na also“, und das andere schmunzelte er bloß.

Ich rannte vor Jubel in den Wald und erfüllte ihn mit Schreien wie ein Nußhäher, mit tollem Gelächter wie ein Specht; Purzelbäume pflanzte ich auf die Wiesen, Purzelbaumwälder, geschüttelt vor Lachen, und das silberne Wasser des Baches warf ich in weiten Bogen durch die Sonne und rief bei jedem Wurf: „Mutter! – Mutter!“

Gern hätte ich meinem Herzen durch die Mundharmonika Luft gemacht, tönend, klingend und rauschend Luft. Aber es war ja noch Fastenzeit, und wie ich am Freitag höchstens die Zungenspitze an die Grieben steckte und nicht mehr, so nahm ich jetzt das Instrumentlein an den Mund und ließ es kaum hörbar, unendlich fern träumeln. Da schlummerten hintern Berge die wehmütigen und heiteren Melodien, von Mariechen, das weinend im Garten saß, von der Spinnerin, vom Jäger im grünen Walde, und die Harfenpolka. Aber ich dachte an die Geißelung Christi und daran, daß ich fromm sein müsse und setzte die bereits von vielen Tönen erschwellende Harmonika wieder ab.

Bis Pfingston war unsere Mutter fast ganz gesund, und wir waren glücklich mit ihr.

Der Schutzpatron der Freude

Der Knabe, von dem ich erzählen will, war der Sohn einer armen Witwe. Sie lebten oben im Erzgebirge und verdienten sich ihr Leben durch Anfertigen von Spielsachen. Dabei mußte der Knabe eifrig mithelfen. Es tat der Mutter weh, daß ihr Kind an dem arbeiten mußte, womit die anderen Kinder spielen dürfen, aber sie konnte das in ihrer Not nicht ändern.

Um die Weihnachtszeit, da die Kinder die meiste Freude haben, hatten sie die meiste Arbeit. Auch der Knabe. Er schnitt aus kleinen Bretchen Soldaten aus, die die Mutter mit den Farben vieler Näpfchen bemalte. Auch ihr war das eine eifrige Arbeit, Soldaten als Kinderspielzeug anzufertigen, da ihr Mann als Soldat aus dem Kriege nicht heimgekehrt war. Wie das eigentlich mit dem Christkind sei, fragte der Knabe aus Zweifeln heraus die Mutter. Diese blickte den Knaben traurig an, aber auch mit einem leisen Vorwurf, daß er diese Frage getan hatte. Ja, wie das wäre? forschte das Kind weiter. Es heißt doch, das Christkind bringe alle diese Spielsachen, auch die bunten Soldaten. Nun aber würden diese von ihnen, von Menschen auf Erden gemacht.

„Ja, glaubst du denn wirklich, im Himmel würde gearbeitet?“ ließ sich die Mutter in die Unterhaltung ein. „Nein, so was darfst du vom Himmel nicht denken! Das, was wir da machen, dürfen nicht alle Menschen tun. Glaubst du, es dürfte jeder für den Himmel und für das Christkind arbeiten? Das darf und kann nicht jeder.“

Was die Mutter da gesagt hatte, schien dem Knaben richtig und schön und

machte ihn ehrfürchtig vor sich selber und vor seiner Arbeit. Aber wie war das denn weiter mit dem Christkind? „Das Christkind, ja“, fuhr die Mutter fort. „ja das Christkind holt die Spielsachen ab und prüft ganz genau, welches Kind wert und würdig ist, davon zu bekommen. Siehst du, das ist die Aufgabe des Christkinds, die Kinder herauszufinden, die so etwas bekommen dürfen.“

Auch diese Antwort befriedigte den Knaben. Sie schufen weiter in ihrer verschneiten Hütte, in der Stube, die warm war, weil viel Wald rundherum wächst, aber schon das Licht war karg, und noch karger waren die Mahlzeiten. Doch was machte das aus, da sie für das Christkind arbeiten durften! Viele Stunden im Tage und in einförmiger Arbeit, bis tief in die Nacht hinein, je näher Weihnachten heranrückte. Dann war der Heilige Abend gekommen, und das Christkind hatte die vielen bunten Soldaten, die der Knabe geschnitten und die Mutter bemalt hatte, weggeholt. Der Knabe durfte einmal tagsüber in den weißen Wintertag hinaus, durfte ein paar Stunden wie andere Kinder sein, durfte schlittenfahren und mußte nicht arbeiten. Die Mutter brachte in der Dämmerung die Stube in Ordnung, fegte die vielen kleinen Holzspäne von den Dielen, säuberte die Farbnäpfchen und Pinsel – und hielt inne.

Weihnachten war da, aber für ihr Kind hatte sie keine Gabe. Sie überlegte, dann suchte sie aus der Schachtel mit den Abfällen einen Reiter heraus, stellte die Farbnäpfchen noch einmal zurecht und tauchte den Pinsel ein. Langsam und um-

sichtig bemalte sie den Reiter, so schön und bunt und genau wie keinen vorher, und mit der goldenen Farbe sparte sie nicht, die sie sonst nur in kleinen Tupfen aufgetragen hatte, malte um den Mantel einen goldenen Rand, und den Helm machte sie ganz von Gold. Während der Arbeit war sie einmal aufgestanden, um den Riegel vor die Stubentür zu schieben, das Kind sollte sie bei ihrer Weihnachtsarbeit nicht überraschen. Sie konnte sich nicht genug tun, und erst als es sein mußte, hüllte sie den schönen Reiter, der ihr wohl gelungen war und an dem sie selber Freude, eine wehmütige Freude hatte, in ein Stück weißes Papier, band es mit einem grünen Wollfaden zusammen und legte das Päckchen mit einem Apfel unter den Weihnachtsbaum.

Vorsichtig griff der Knabe nach der Gabe, löste langsam den Knoten des grünen Wollfadens, legte behutsam das Papier auseinander und sah mit einem leisen Ausruf des Entzückens den bunten Reiter. Herrlich glitzerte und funkelte das viele Gold im Schein der Kerzen des brennenden Baumes.

Da ich die Heimat wiedersah...

Jetzt weiß ich erst, woher ich komme,
da ich die Heimat wiedersah.
Ich bin ganz Wurzel ihrer Erde
und fühle mich dem Ursprung nah
wie nie zuvor.

Doch offenbart sich wie ein Wunder,
wie stark ihr Herz in meinem schlägt.
So daß ich Glück im Schmerz empfinde,
das sich als Dank nun weiterträgt
zu IHM empor.

Elfriede Frank-Brandler

„So hat mich das Christkind für wert und würdig befunden...!“

Mehr sagte er vor Freude nicht und betrachtete immer wieder den Reiter, der wie ein einziger goldener Glanz war.

„Wie sollte es dich nicht für wert und würdig befunden haben, wo du ihm so fleißig gearbeitet hast?“ sagte die Mutter.

„Schon durch die Arbeit hat es uns für wert und würdig befunden, denn nicht alle Menschen dürfen und können für das Christkind arbeiten. Und jetzt noch dieser schöne Reiter! Der ist gar nicht wie ein Soldat.“

„Das ist er auch nicht“, antwortete die Mutter.

„Ein Helm kann nicht so schön sein, das ist gewiß ein Heiligenschein, und der ganze Reiter ist ein Heiliger, und das Christkind hat mir einen Heiligen geschenkt.“ Die Mutter bejahte, und da der Knabe den Namen des Heiligen wissen wollte, sagte sie seinen Namen. www.diesengebirgle.de Und der Knabe weiter wissen wollte, wofür dieser Heilige der Schutzpatron wäre, sagte die Mutter rasch:

„Es ist der Schutzpatron der Freude.“

Jetzt bleibt mir, alles zu ermessen:
wie tief man uns im Mark verletzt,
auch, daß das schönste Fleckchen Erde
der Heimat Zauber nie ersetzt,
die ich verlor.

ROBERT HÜLLER

Der weiße Tod

Ich stand am Fenster und blickte in den dämmernden Winterabend hinein...

Wie mächtige Scherenschnitte ragten die Türme des Liebfrauen-Domes und der umliegenden Kirchen zum grauen Großstadthimmel empor. Während draußen die Schneeflocken immer dichter in die dunklen Häuserschluchten fielen, wurde mir die beklemmende Enge eines Großstadtwinters bewußt.

Ich fühlte, wie mich die Sehnsucht in die verschneiten Heimatwälder trug und mich die Macht des Traumes umfing. Die Flocken vor meinem Fenster wirbelten längst nicht mehr auf dunkle Hausdächer in enge Straßen hinab. Sie bedeckten mit ihrem glitzernden Weiß das blaue schneebedeckte Gipfelmeer unübersehbarer Wälder der fernen in winterlicher Pracht erstarrten Heimat, in die mich das Heimweh wie ein zittriges Irrlicht aus der Stadt zu locken schien. Mit einem Male stand ich inmitten vom Rauhref bedeckter Fichten und Tannen, die schwer an ihrer Last trugen. Vor mir lagen die Kuppen dichtbewaldeter Berge, über die

dunkle Schneewolken zogen. Rings um mich sah ich im verharschten Schnee halbverwehte Hochwildfahrten, die mir vom beschwerlichen Daseinskampf des Wildes erzählten. Mit allen Feinheiten malte ich mir dieses visionäre Bild der Heimat und erinnerte mich an ein Erlebnis, das ich an einem Winternachmittag hatte.

Damals! Stille lag über den tiefverschneiten Wäldern, in denen alles Leben erstorben schien. Voll Wunder und Märchen war der Winterwald! Vorsichtig, um nichts von der starren Pracht zu zerstören, schob ich meine schneeverbaltene Skier durch dieses herrliche, von Menschen unberührte Winterreich. Wie Zentnerlast hing der feuchte Schnee an meinen Brettern, als ich auf einem schmalen Fahrweg entlang eines mit Jungfichten bestandenen Steilhangs hinzog. Unbekümmert schnürte ein hungriger Fuchs mit tiefschleifender Lunte und hochgestelltem Gehör durch die weiße Einsamkeit. Lange sah ich ihm nach...

Wie ich mühsam weiterstapfte, sah ich unter mir im Graben einen Hirsch, der angstvoll um sich äugte. Ich zögerte, um ihm die Möglichkeit der Flucht zu lassen, die durch den tiefen, nassen Schnee, in dem er fast bis zu seinen Trägern steckte,



für ihn schwierig war. Er muß aus dem Hochwald ausgebrochen und die ungeahnte Böschung hinuntergerutscht sein. Doch auch drüben stieg wieder ein steiler Berghang hoch, der trotz aller Anstrengung für ihn eine Rückfährte unmöglich machte. Mich an einer verkrüppelten Jungfichte festhaltend stieg ich im Stufentritt den Hang hinab. Schnee rieselte aus dem Geist auf die Decke des zitternden Hirsches, dem ich mich nun zögernd näherte. Aus rollenden Lichtern traf mich ein seltsam verlorener Blick, in dem sich alle Hilflosigkeit des sonst so wendigen und scheuen Wildes spiegelte. Zu Tode erschöpft, doch seinem Instinkt folgend, in mir immer noch den Feind sehend, senkte er sein makelloses Kronengeweiß, als wollte er in seiner Ausweglosigkeit auch den letzten Kampf in Stolz und Trotz bestehen. Obwohl meine Nähe für das Wild nur Angst und Schrecken bedeuten mußte, konnte ich es mir nicht versagen, näher heranzutreten. Penetranter Wildgeruch kam mir entgegen. Mit unsicherer Hand strich ich über die steifen Rückenhaare und die eingefallene Flanke des wehrlos gewordenen Hirsches und flüsterte:

„Armer Kerl, ich tu' dir doch nichts!“

Der Hirsch, meine Liebkosung mißdeutend, zuckte zusammen und drohte zu stürzen. Mit letzter Kraft riß er sich noch einmal hoch. Doch vor Kälte, Hunger und Mattigkeit gelang es ihm nicht, seine zerschundenen Läufe aus dem tiefen Schnee zu ziehen. Wie ich die Qualen dieses von der Strenge eines Gebirgswinters heimgesuchten Wildes sah, und es ohne jede Hilfe sich selbst überlassen mußte, ergriff mich unsagbares Mitleid. Ich versuchte mir vorzustellen, wie dieses kraftvolle Tier verelenden konnte. Als sich die Not einen Todespfad durch die verschneiten Wälder bahnte, mag es begonnen haben.

Viele Tage muß sich der von seinem Rudel abgesprengte Zwölfender durch die eingeschneiten Hochwälder Tritt für Tritt durchgekämpft haben, immer auf der Suche nach Wasser und geringer Asung. In seiner Ausweglosigkeit strebte der Hirsch zu Tale. Nun war er am Ende seiner Kräfte. Weiter als bis hierher kam er nicht! Wer aber weiß, wie lange er sich schon abquälte, hier aus der Todesfalle wieder herauszukommen. In einer Stunde, in wenigen Minuten... oder schon im nächsten Augenblick, kann ihm der weiße Tode die eisigen Fesseln, in die er sich selbst verstrickt hatte, von seinen wunden Läufen nehmen?...

Des Hirsches Geweiß gaukelte nicht mehr. Immer wieder rutschte er kraftlos in den unter dem Schnee fließenden Tauwassern aus. Noch einmal mühte er sich, seinen Körper hochzureißen, aber plötzlich stürzte er zusammen. Röchelnd lag er jetzt vor mir.

Fort von hier, schrie es in mir, verzweifelt schloß ich die Augen. Ich wollte nicht mehr sehen, was mich die Natur erleben ließ... Doch ich stand wie ein Pfahl in den Boden gerammt!

Gerne hätte ich dem edlen Tier die Demütigung erspart, vom herumstreuenden Fuchs, dessen „Hohe Zeit“ nun angebrochen war, gerissen zu werden. Nervös griff ich um mich und suchte, was ich herbeisehnte: Ein Gewehr, um ihn mit einem Gnadenschuß zu erlösen. Da merkte ich, daß ein „Anderer“ dem zuvorgekommen war: Die angestarrten Lichter des Hirsches waren eben erloschen... Erschüttert blickte ich gegen den grau-verhangenen Winterhimmel, von dem allmählich die einfallende Nacht niedersank. Eisige Kälte wehte durch den stillen Forst. Kein Hund gab Standlaut oder verbellte das Ende des Kronenhirsches im heimatlichen Wald! All meine Freude an der winterlichen Schönheit der

Natur war plötzlich verfliegen. Aus dem Wipfel einer alten Fichte drüben am Hang rieselte Schnee. Ein verschlafener Bussard erhob sich aus seiner Horstmulde und spie verächtlich sein Gewöll herunter...

Nachdenklich schlug ich den Weg zum Forsthaus ein.

Als ich später die vom Tauwasser spiegelnde Straße heimzuwanderte, schimmerte in der Ferne ein Lichtschein durch den nächtlichen Wald. Es waren Heger, die ihr trauriges Waidwerk verrichteten und auf einem Schlitten den toten Hirsch,

dessen Aser kein grüner Zweig zierte, ins Tal brachten.

Viele Tage begleitete mich der wehmütige Gedanke, daß kein Jagdhorn diesem stolzen Hirsch das verdiente „Halali“ geblasen hatte...

·X·X·X·X·X·X·X·X·

Der Tanz der Flocken hatte aufgehört, und ich löste mich nur zögernd aus der Vision. Der aufgekommene Nebel hatte die Konturen der Türme am dunklen Großstadthimmel längst verwischt...

ALFRED GÖRGL

Gedankensplitter

1.
Man nennt das Böse „sogenannt“. Doch wem ist das Böse noch bekannt?
2.
Willst das Geschlecht du neu erkennen? Höre auf, es „Sex“ zu nennen!
3.
Ist's wirklich mit der Erkenntnis vorbei, daß die Sünde Narrheit sei?
4.
Töricht, wer am Lachen den Narren, nicht aber den Weisen erkennt!
5.
Wenn einer lacht, so frag dich leise, ob Narr, gesund er ist, ob weise.
6.
Wer lacht, ein Narr? Unumwunden! Dann sind die Narren die Gesunden!
7.
Wie viele sind vor Lachen geplatzt darüber, weil sie was verparzt?
8.
Müssen Ärzte dem Lachen grollen, weil sie Geld verdienen wollen?
9.
Lern aus dem Ärger, o Ehepaar, der Grund die Angst des andern war.
10.
Frag dich, bevor du dein Kind schlägst: Behalt ich nachher auch noch recht?

O Mensch, gedenke stets . . .

Die Friedhöfe, Gottesäcker, Totenhaine, Beimgärtlein, oder wie immer man sie auch benennt, bilden so etwas wie einen Charakterspiegel jener Menschen, die in ihrer Nähe leben, sie pflegen – oder sie verkommen lassen. Jedenfalls sind die Friedhöfe so etwas wie ein Ausweis der Pietät oder – der Herzlosigkeit. Gerade diese Aussage machen seit unserer Heimatvertreibung viele, viele einstige deutsche Gottesäcker von der Ostsee bis zum Schwarz- und Mittelmeer.

Die ehemals behüteten Haine, gepflegte Stätten dankbarer Liebe, sind im Zeitalter der vielgerühmten „Menschlichkeit“ meist Stätten grauenhafter Verwüstung.

Ungezählte Grabmäler, der deutschen Inschriften beraubt, gleichen förmlich Blinden, denen mörderische Hände das Augenlicht genommen haben. So zeigt sich das durch unsere Heimatvertreibung erweckte Sterben nirgends so deutlich, wie auf den Friedhöfen. Laßt uns daher wahr und pietätvoll unserer Toten gedenken mit dem Spruch, der von vielen Pforten mahnte:

O Mensch, gedenke stets,
so froh und heiter du auch bist,
daß jeder Schritt im Leben,
ein Schritt zu deinem Grabe ist.

Haltet den Heimatgedanken lebendig!

Die Heimat ist ein Erbe, das erfreut, auch wenn man nicht an allen seinen Schätzen Anteil hat, das aber auch zu einem stolzen Respekt verpflichtet!

Die Heimat ist ein wesensechtes, durch generationenlange Arbeit geschaffenes Kleinod, das es als ein Herzstück von uns selbst zu bewahren gilt. Dessen wollen wir uns bewußt sein, ohne zu vergessen, daß die Heimatverbundenheit dem Gesamtvolkstum unterordnet ist.

Für all das, was uns die Quellen der Heimat an Geist, Seele, Glaube, Kultur, Wirtschaft, Überlieferung und schöpferischen Werten bieten, haben wir uns verantwortlich zu zeigen. In diesem Sinne ist ein jeder von uns aufgerufen, die Abseitsstehenden für den Heimatgedanken zu gewinnen. Dazu darf uns kein Weg zu weit, kein Opfer zu schwer sein. Dort, wo Zeugenschaft für die geraubte Heimat und das geschändete Recht abzulegen ist –

17. Juni – Tag der Heimat usw. –

dürfen wir nicht fehlen!

Jeder von uns hat für die entrissene Heimat seinen Zoll zu entrichten. Es müssen nicht unbedingt klingende Münzen oder „große Scheine“ sein. Geistige und seelische Beiträge wiegen oftmals viel schwerer.

Wie immer es aber auch sein mag: setzt Euch für die Heimat ein! Steht zu Euren Volks-, Landschafts-, Kreis- und Gemeindevertretern. Gerade sie sind die Stillen im lauten Lande, die um Gotteslohn im Verborgenen für das entrissene Erbe wirken. Greift daher alle mit zu! Der Heimatgedanke ist ein großes Arbeitsfeld. O. Z.



Der Krippenschnitzer

Einmal in unseren Gebirgsdörfern

Vor der Krippe

Es ist ein goldner Sonnenstrahl
blitzüber Deine Stirn gespannt.
Und doch trägt schon ein Wundenmal
die zarte heilige Kinderhand.

Es greift Dein junger Gottesarm
hinein in unsere große Welt,
verscheucht das Leid, verbannt den Harm
und tiefste Nacht er uns erhellet.

Es segne Deine starke Hand,
Du lieber heiliger HERRE CHRIST,
dort drüben unser Heimatland,
das leidvoll uns verloren ist!

Und wenn es uns genommen blieb –
nimm es in Deine gnädige Huld!
Wir beten: Oh HERRGOTT, vergib
unsere und der anderen Schuld!

Karl Schopf

Ein Gammler kehrt heim

Es ist nichts Ungewöhnliches am Schicksal der Frau Margarethe Lehner, die hier die Raiffeisenkasse leitet und drei Häuser neben uns wohnt. Ja, ich glaube, was diese erlebt hat und wie sie ihr Los trägt, gilt für hundert und tausend andere auch. Frauen, von denen niemand spricht, die unbekannt, ungenannt durch unsere Tage gehen.

Wenige Monate nachdem Erich, ihr einziges Kind, zur Welt gekommen war, traf die Nachricht ein, daß ihr Mann gefallen sei. Ihr Leben hatte damit seine Richtung verloren. Natürlich hätte sie wieder heiraten können – eine junge, hübsche Frau, klug und tüchtig. Aber einmal in ihrem Leben hatte sie das Glück einer großen Liebe erfahren. Dieses Glück, so sagte sie, ließ sich nicht wiederholen. Ihr Mann blieb ihr immer gegenwärtig, vor allem in seinem Sohne. Und der kleine Erich, ein ernstes, verschlossenes Kind, brauchte ihre ganze Liebe. Sie war für ihn nicht nur Mutter, sie wollte für ihn alles sein, was für ihn der Vater gewesen wäre. Doch das blieb Illusion. Sie hatte nur Liebe zu vergeben, grenzenlose Liebe.

Die Jahre vergingen. Erich kam zur Schule. Er hatte wenig Freude daran und lernte ungern. Sie aber hatte sich vorgenommen, ihren Sohn in die Bahn des Vaters zu führen. Erich sollte studieren, sollte Ingenieur werden. Stundenlang saß sie über seinen Aufgaben und lernte und büffelte mit ihm. Doch alle Hilfe blieb vergeblich. Der Direktor des Gymnasiums sprach es offen aus: „Wissen Sie, Frau Lehner, mit Liebe allein läßt sich ein

jünger Mensch nicht erziehen. Dem Jungen fehlt der Vater.“ Als ob sie das nicht selbst gewußt hätte! Erich kam zu einem Autoschlosser in die Lehre. Doch auch dies blieb eine halbe Sache. Wichtig für ihn war nur das eigene Motorrad. Wie bangte sie um ihn, wenn er im Kreise jener sonderbaren Gefährten, die ihr alle unheimlich waren, auf seiner Solomaschine losbrauste! Ihm aber machte es Spaß, ihre Angst herauszufordern. Aber wie er mit ihrer aufdringlichen Liebe nichts anzufangen wußte, wurde ihm auch ihre ständige Angst zuwider. Er ärgerte sich, daß es jemanden gab, der um sein Leben bange, um ein Leben, das nur ihm allein gehörte. Der Meiste erlief ihn. Er vergammelte seine Tage, und eines Morgens war er fort.

Fort, ohne Gruß, ohne Zeichen! Sie wartete Tag für Tag auf Nachricht von ihm. Sie wollte ihm helfen, Geld schicken. Er aber ließ nichts mehr von sich hören. Die Wochen, die Monate vergingen. Er blieb verschollen. Eines Tages hieß es, er wäre auf einer Tankstelle in Hamburg gesehen worden, vermutlich sei er dort beschäftigt. Sie ließ sogleich dort nachforschen. Vergeblich! Vielleicht war diese Nachricht nur erfunden worden, um sie zu trösten. Andere Leute wieder meinten, sie solle ihren Sohn, der ihre Liebe so wenig zu danken wußte, doch endlich vergessen und an sich selber denken. Aber was wußten diese Leute, wie ihr zumute war? Ihre Liebe konnte den Sohn nicht mehr erreichen, gewiß. Aber Liebe läßt sich nicht befehlen. Das Leben hatte für sie seinen Sinn verloren. Die Jahre gingen hin – einsame, bitere Jahre. –

Und eines Tages stand Erich vor der Türe, schlank und groß, groß wie der Vater. Ja, er war jetzt genauso alt wie sein Vater, ihr Mann, gewesen war, damals, als sie ihn kennengelernt hatte. Sie erschrak, wie sehr sich im Sohne das Bild des Vaters wiederholte, in jedem Zug seines Gesichtes, in jeder Bewegung, nicht anders, als stünde ihr Mann selbst vor ihr. „Mutter“, sagte er leichthin, „da bin ich wieder“. Lächelte, als wäre er erst gestern aus diesem Hause fortgegangen, „und ich habe sie gleich mitgebracht!“, dabei wies er mit der Hand hinter sich. Dort stand ein Mädchen, groß und schlank wie er. „Das ist Riecke Andersen“, erklärte er, „sie will dich kennenlernen, Mutter“. „Ja, das will ich, Frau Lehner“, sagte das Mädchen und streckte ihr die Hand entgegen. –

Es geschah soviel Unerwartetes in diesen Tagen, soviel Gutes, daß sie es kaum fassen wußte. Doch was sie am tiefsten

bewegte, war jenes Wort, das sie zufällig bei einem Gespräch der beiden erlauscht hatte. „Daß du es nur weißt, Erich, du giltst mir genausoviel, wie dir deine Mutter gilt. Richte dich danach!“ Wenn dies die Sprache der jungen Menschen war, bei Gott, dann war es eine gute Sprache.

Was galt ihm die Mutter? Die Frage blieb offen. Was hätte er auch antworten sollen? Doch diese Frage öffnete ihm die Augen, das Herz für jene Liebe, die er bisher so selbstverständlich, so unbedankt hingenommen hatte.

Margarete Lehner aber, unsere Nachbarin – in ihrem Garten stehen immer die schönsten Blumen –, mußte von diesem Tage an ihre Liebe teilen – nein, nicht teilen! Dem Sohne galt nach wie vor ihre ungeteilte Liebe. Doch diese Liebe schloß das Mädchen ein, das Erich liebte, das wenig später seine Frau wurde, das Mädchen, das ihr den Sohn zurückgebracht hatte.

OTTO ZERLIK

Über den Zaun hinweg...

Ein guter Zaun – eine gute Nachbarschaft, besagt ein altes Sprichwort. In der Oberpfalz heißt es, daß „die Alten“ (Ausgedinger) ein guter Zaun ums Haus wären. Sei dem, wie immer. Zäune trennen nicht, sie sind vielmehr Wahrzeichen von Recht und Ordnung und gehören zur deutschen Landschaft. Sie bezeugen aber auch, wieweit strebsame Besitzer wachstumsmäßigen Anteil an der Natur haben, oder durch Nachlässigkeit die Gemarkung verschandeln.

Dienen Zäune an einer Stelle dazu, um verwerflichen Bodengelüsten Halt zu ge-

bieten, so mahnen sie anderwärts weniger Strebsame zu Fleiß und Ordnung für Haus- und Grundbesitz. Geht es hier darum, den Besitzfrieden zu wahren, so gilt es jenen, die gerne Rain und Stein außer acht lassen, zu zeigen, wie weit ihre „Herrschergelüste“ walten dürfen.

Als Ein- und Ausgang, als Anfang und Ende dienen Zäune. Man möge sie Blanken, Blenden, Schranken, Staketen, Stangen, Umfriedung oder sonstwie nennen, gleich ob sie aus totem oder belebendem Material sind, ob sie einen Rechtsbegriff oder nur einen Idealwert

verkörpern. Sie bilden im gewissen Sinne Handschriften der Landschaft.

Ohne umfriedete Hausgärtlein wären die Landschaftsgaue schmuckloser und ärmer. Ohne die sich seit Generationen durch die Gemarkungen hinziehenden Zäune würde so manche Landschaft viel von ihrem zum Bild gewordenen Charakter verlieren.

Wie sieht es in diesem Falle bei unserem West- und Ostnachbarn aus?

Wie kühl wirken doch zwischen den Gehöften in dem rosenreichen Burgund die haushohen Mauern. Sie vereiteln die schöne Sitte, über den Zaun hinweg den Nachbarn eine gute Tageszeit zu bieten. Mauern verwehren aber auch, ihn herbeizuwinken, wenn Angehörige sterben oder wenn um des Lebens willen dringend helfende Hände nötig sind. Während der Morgensonne Frührotschein lautlos durch die Zäune schleicht und die verglimmende Abendsonne sich, man könnte meinen ungen, ruckweise von Staketen und Querriegeln losreißt, bieten die hohen Mauern der Sonne keinen Spielraum. Sie werfen vielmehr am frühen Morgen dem einen und nachmittags dem anderen Besitzer unfruchtbare Schatten vor die Füße und das in einer Landschaft, in der allenthalben Rosen prangen und zarte Lilien blühen. Der das Auge erfreuende lebende Zaun wäre wohl als Idealumfriedung im weinreichen Burgund das Gegebene.

Ein gegensätzliches Beispiel bieten die zaunlosen, nordrussischen Behausungen. Sie kennen scheinbar – wie viele andere Dinge in ihrer meist konturlosen Land-

schaft – keine Begrenzung, obwohl mit leichter Hand Zäune zu erstellen wären, zumindest in den walddreichen Gegenden. Daß sich auch eintönige Landschaften durch eine bescheidene Hausumfriedung beleben lassen, bezeugte der deutsche Landser in der harten Kriegszeit. Kaum daß noch „etwas Ruhe“ im „Abschnitt“ war und der Landser „ein (Bunker-) Dach“ über seinem Kopf hatte, begann er auch schon, seinen „Wohnbereich“ einzufrieden. Ein Gärtlein wurde angelegt, und bald wuchs um das Hausquartier der Zaun. So wußte man damals am Wolchow, daß dort, wo helle Birkenzäune die magere Landschaft belebten, deutsche Landser hausten. Es war nebensächlich, ob die Stangeln quer, schief oder senkrecht angenagelt, behelfsmäßig mit Knüppeldraht oder gar nur mit Weidenruten befestigt waren. Die Hauptsache war, daß man sein „Tuskulum“ umfriedet wußte.

„Hier hausen deutsche Landser!“ Das haben zahllose, primitive, doch voller Hingabe erstellte Zäune bekundet.

So wurde mir, der ich nicht nur einen Großteil der deutschen Gaue, sondern viele europäische und außereuropäische Landschaften kennengelernt habe, bewußt, daß die Zäune ein Stück unseres Wesens sind. Sie gehören zu unserem Ordnungsbild, doch nicht in einem schematischen Einerlei, sondern vielmehr in ihrer Mannigfaltigkeit. Nur in dieser bieten sie die passenden Rahmen für unsere mannigfaltigen Landschaftsbilder.

www.riesengebirgler.de



Frühlingserwachen in der Heimat

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden;

es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiß die Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

L u d w i g U h l a n d

Nichts ist für die Ewigkeit gebaut, was sich nicht gründet auf das Fundament der Menschlichkeit und Liebe. Was Ungerechtigkeit und Machtrausch schufen und schaffen, ist schon im Werden vom Hauch der Vergänglichkeit umweht, denn es verstößt gegen die höhere Ordnung der Natur.

Rudolf Lachmayer

ROBERT MÜLLER · STERNBERG

Heimat hat nur, wer Heimat schaffen kann

Heimat hat nur, wer auch Heimat schaffen kann. Sie lebt nicht bloß aus dem Bekenntnis zu ihr, wie sich ja auch das Volk nicht in nationalen Bekenntnissen verwirklicht. Immer kommt es auf die Erfüllung des Auftrags an.

Die Gewalt der Vertreibung hat den Vertriebenen alles materielle Eigentum rauben können. Das Landvolk mußte seinen Boden aufgeben, die Städte mußten alles verlassen, was in Generationen aufgebaut worden war. Die Heimat war keine Heimat mehr, als ihr die angestammten Menschen genommen wurden. Doch der Wille zur Heimat kommt nicht allein aus dem eigenen Besitz. Immer gehört der Nachbar mit seinem Lebenskreis dazu. Nicht nur der deutsche Nachbar. Auch die Worte des Papstes haben dies bestätigt. Von der alten Heimat haben die Vertriebenen jene Aufbaugesinnung mitgebracht, die den Aufbau in der neuen Heimat erst ermöglicht hat. Heimat ist keine selbstverständliche Übernahme aus der Vergangenheit. Heimat ist auch Zukunft.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Dieses Goethe-Wort hat hier einen neuen Sinn erhalten: dieses Erbe gründet sich nicht auf die selbstverständliche Übernahme des materiell Überlieferten, sondern auf die Fähigkeit, es sich unter ganz anderen Bedingungen neu zu schaffen. Wer heute in die ostdeutsche Heimat fährt, ist ein Tourist, der erlebt und sieht, wie wenig die alte Heimat ohne ihre Menschen noch seine Heimat sein kann.

Weil kein Mensch vom Brot allein lebt, kann er selbst die Vertreibung überleben, wenn er die Macht des Glaubens besitzt, neu anzufangen, nachdem ihm Grund und Boden genommen worden sind. Die Alten, die vertrieben wurden, können ihr persönliches Erlebnis der alten Heimat an die Kinder und Kinderkinder nicht weiter geben, wohl aber das Beispiel, wie aus Heimatgestinnung, aus der Kraft des Glaubens, neue Heimat geschaffen wird. Die Gewalt der Vertreibung kann den Menschen jedes Eigentum von Grund und Boden nehmen, aber nicht den Sinn des Lebens, der die Heimat im Glauben erschafft. Sie gibt den Frieden und die Geborgenheit, die jedes Volk zum Leben braucht und ohne die alles zugrunde gehen muß, wenn es keine Heimat hat. (K K)

GRETE ADAM-JÄCKEL

Das Schaukelpferd

Erinnerungen an das heimlichgeliebte Wien

Ein Tag vor dem Heiligen Abend. Frau Luise sitzt im Schnellzug nach Wien. Vor dreißig Jahren war sie zum letzten Male in Österreich gewesen. Zuvor hatte sie jährlich ein- bis zweimal die geliebte Stadt besucht. Allerdings war ihr damals eine andere Strecke vertraut: Von Nord nach Süd, von den Sudeten nach dem Donauland.

Wien, auch heute noch heimliche Hauptstadt aller Deutschen aus Böhmen, Mähren, Schlesien und den vielen Sprachinseln bis in die Slowakei hinunter. Für die Deutschen, vom Winde verweht wie leichte Spreu, ist Wien noch immer von dem Märchenzauber der Vergangenheit umglänzt: Sie beten die Stadt an, sie verehren sie, sie lieben sie.

Gibt es einen einzigen unter uns Verjagten, der Heimat Entblöbten, einen einzigen aus Erzgebirge und Böhmerwald, Riesens-, Iser- und Altvatergebirge, der nicht heute noch eine Bindung zur alten Donaumetropole hat, eine Beziehung von Herz zu Herz? Dessen Verwandtschaft nicht irgendwo im Österreichischen lebt – Bruder, Schwester, zumindest ein Freund von Freunden?

Frau Luise, am Westbahnhof angekommen, nimmt ein Taxi, läßt sich zur angegebenen Adresse bringen. Ungewohnt ist alles.

Die Schwester hatte Frau Luise bereits erwartet. Ergriffen fallen die beiden alten Damen einander in die Arme. Frau Luisens tränenverschleierte Augen wandern von Wand zu Wand, weiten sich, verweilen in der dunklen Dielenecke.

„Das – ist es das . . . ?“

„Ja – das ist es. Du erinnerst Dich?“

Es steht da, das Schaukelpferd aus Holz, mit schwarz-weißem Fell bezogen, rotes Zaumzeug; weich geschwungene Holzrufen; Steigbügel aus Silber; Silberknöpfe auf der Satteldecke. So schauten die Schaukelpferdchen vor etwa einem halben Jahrhundert aus; Wunsch und Traum aller Kinderherzen.

Die Schleier der Vergangenheit zerrieben. Zwei Menschenalter sind ausgelöscht. Ein Vorweihnachtstag hebt sich aus der Versenkung. Das Kind Luise, kaum fünf Jahre alt, steht am Fenster. Die Scheiben sind von Eisblumen überzogen. Die wunderbarsten Kristalle, von keines Menschen Hand je in gleicher Schönheit und Vielfalt nachgeformt, haben sich auf dem Glase festgesetzt. So kalt ist es draußen.

Klein-Luise reibt mit warmen Kinderfingern und emsigen Ballen, haucht mit offenem Munde und geröteten Wangen: Einen einzigen Blick nur will sie in den hereinbrechenden Abend tun. Vorüberhuschende Schatten, gedämpfte Schritte, Schlittengeklingel – die Straße ist lebendig.

Flocken wie weiße, weiche, wundersame Vögelchen schweben ganz langsam hernieder. Oder sind es Federbällchen aus dem Prunkkleid der Schneekönigin? Oder die Kolibris des Weihnachtswaldes? Könnte man doch nur ein einziges haschen!

Die Stube duftet nach Bratäpfeln. Auf der spiegelnden Herdplatte verglimmen die schwarzen und dunkelgrünen Weihrauchkegelchen. In der Ecke glitzert der geschweifete Stern über der Weihnachtskrippe, die sich in drei Etagen mit unzähligen bunt bemalten und holzgeschnitzten Figuren aufbaut. Ein Ewiglichtlein erhellt spärlich den dämmernden Raum.

Hunderte, ja tausende Stuben im böhmisch-mährisch-schlesischen Raume ähnelten einander um die Advents- und Weihnachtszeit. Von Wehmut bewegt erinnern sich die Älteren unter uns noch daran.

Großvaters Stimme dringt leise an des Kindes Ohr.

„Luise, wollen wir auf den Weihnachtsmarkt?“

„Ja, ja! – Jetzt gleich?“

Haube auf, Handschuhe an, den Pelzmuff mit dem breiten Band um den Hals nicht verges-

sen! Großvater drückt sich die Kappe mit den Ohrenklappen fest an. Dann stapfen sie los. Ein wunderbarer Winterabendsternenhimmel über der kleinen Stadt. Dunkelblau und violett die Wolkenschatten gegen den schwefelgelben Streif am Westhorizont. Leise schneit es weiter. Die Luft so klar, so rein, kalt und doch nicht eisig. Jeder Atemzug eine Befreiung – ein Erlebnis – wie es nur in der Erinnerung sein kann. Der Schnee knistert bei jedem Schritt. Die Fußspuren sind kristallübersät.

Weihnachtsmarkt – Christkindlmarkt. Nur vereinzelte elektrische Glühbirnen an schwankenden Schnüren. Blakende Karbidlampen. Kennt man sie heute noch? Stände, mit Segeltuch bespannt; Holzbuden mit breiten Verkaufstischen; eingemumelte Gestalten mit Kopftüchern, mit dicken handgestrickten oder gehäkelten Hals-Schulterkrausen. – – – Dort ein Stand – Ellbogen steht über der ungelinken Schwarz-Weiß-Zeichnung an der rückwärtigen Wand. Oh, wie es riecht! Pumpernickel, Pfefferkuchen, Magen- und Gewürzbrot, Honigkuchen, Küchlein mit Schokolade, Mandeln, Nüssen, Zitronat und Orangetat. Zuckerguß! Lebzeltmerleten gab es damals noch etliche mit großer Feuerung nach der Art der Hexenhäuschen. . . .

Hier – Karlsbad! Der Duft von ofentrischen Oblaten und Waffeln kitzelt die Nase. Ein bißchen Orient und weltweite Fernensehnsucht geistern durch das Tepalit und Namen purzeln hinterher. . . . Gießhübl-Saerbrunn, Klösterle, Marienbad, Franzensbad, Bad Königswart – Teplice nicht zu vergessen in dem riesengroßen Geschwisterreigen der Heilbäder und Heilquellen.

Drüben – ein Berg von Trikotagen in unüberschaubarer Farbenpracht! Meterware, Fertigware. . . . Denkst du an Weipert?

Sonnenberg – Klöppelspitzen, Deckchen, Kunstwerke aus nimmermüden, geschickten Händen. Wer nennt die Namen der kleinen und kleinsten Orte im Gebirge, aus denen Männer und Frauen mit den großen, schwarzen schweren Koffern am Rücken aus schwärmten, um das zu verkaufen, was so dringend zum Lebensunterhalt nötig war? Horch! – eine einfache Weihnachtsmelodie

auf der Mundharmonika geblasen! Ja, sie kommt von dem Stand, wo die Musikinstrumente feilgeboten werden. Graslitz – Klingental – Schönbach –. Sind Dir die Namen noch im Gedächtnis? Flüchtig treten sie in Erscheinung wie die Musikanten, die von Prettitz aus in kleineren oder größeren Gruppen jahrelang oft durch die ganze Welt zogen. . . . Schau nach rechts! – Glasperlen, Glitzerschmuck, Lampen aus Glas mit künstlerischen Bordüren, Strahl in tausend Spiegelungen funkelnd – Gablona, Jaergebirge – Dort waren die Diamanten des kleinen Mannes zu Hause. Oh, sie waren viel, viel mehr als Talmil! Sie waren das Herzblut, das sich unter dem Zauberspruch von Fleiß, Geschicklichkeit, Erfindungskraft und Unermüdlichkeit in reichen Segen verwandelte. Aus dem Nichts wurden Werte geschaffen, die auch heute niemand mehr wegleugnen kann.

Kennt Du das handgepinselte Bild mit den leicht geschwungenen Konturen? Reichenberg, Stadt der Ideen und Ideologien. Weit spannte sich die Brücke zur ganzen Welt.

Alljährlich kamen auch die Händler aus Nordböhmen – Wamsdorf, Rumburg – besticktes Leinen, Bettzeug, berühmt ob Güte und Haltbarkeit. – Ach ja, und Freiwaldau! War Regenhardt nicht Lieferant für Kaiser und Könige?

Wer wollte Jägerndorf vergessen, die Stadt der weltberühmten Tuche?

Dann plötzlich umfängt die Käufer ein säuerlicher Geruch. Gemächlich schlendern sie zwischen den Ständen dahin; jetzt bleiben sie stehen: Gurken, saure Gurken in großen und in kleinen Gläsern – Gurken aus Saaz, Gurken aus Znaim. Und daneben die berühmten, unvergleichlichen, unvergessenen Obmützer Quargeln. . . .

Name reiht sich an Name wie Perle an Perle in einer unendlich langen Kette: Brünn, Tropa, Wallern, Eger, Bischofteinitz, Aussig, Tetschen-Bodenbach. . . . Wie einen Rosenkranz hält man diese Kette. Doch im Eifer des Gebetes und in der Andacht der Versunkenheit entgleitet eine Perle den gefalteten Fingern – so wie das Miniaturbild der geliebten Heimat durch die Maschen des Erinnerungsnetzes schlüpft. Manch eine Name, nur noch

vom Herzen getragen, klein, winzig klein vor der Wirklichkeit geworden in all den vielen Jahren, die unwiederbringlich dahingeglitten sind, nur selten durch ein besonderes Erlebnis ins Gedächtnis gemeißelt – dieser Name bleibt hängen.

War die Weihnachtsglocke, deren Klang zur sechsten Stunde über den Markt schwingt, in der Glockgießerei zu Komotau gegossen worden? Komotau, die damals kleine Stadt, die so vielen Städten mit Türmen, Plätzen, Laubengängen, barocken Fassaden, Dreifaltigkeits- und Pestsäulen ähnelte?

Sie standen vor der Spielzeugbude und Großpapa kaufte ein Schaukelpferd.

„Großpapa, bist du das Christkind?“

„Vielleicht.“

„Kauft das Christkind auch auf dem Weihnachtsmarkt?“

„Kann schon sein.“

„Großpapa – ich weiß etwas. Das Christkind bringt die Geschenke, also ist eigentlich jeder, der Geschenke bringt, ein Christkind.“

„So wird es wohl sein.“

Großpapa sprach nie viel. Er wog die Worte und das gab ihnen Gewicht.

Beiden war kalt geworden. An der Bude, wo der Maronibrater seinen dickbauchigen, eisernen Holzkohleofen in Betrieb hielt, und wo die großen, braunen Faßchen auf der glühenden Platte knackten, kaufte man ein Tütchen, um sich die Hände daran zu wärmen. Dann schulterte Großpapa das Pferdchen und man stapfte ganz schnell nach Hause.

„Weißt du schon einen Namen?“

Luise überlegte lange.

„Oh ja – Max soll es heißen.“

„Das Pferd vom Färbermeister nebenan heißt auch Max. Und ich finde, der große Max, das Wagenpferd, und mein kleines Schaukelpferd ähneln einander sehr.“

Daheim waren die Potschen warmgestellt. Man schlüpfte hinein und gab sich der Behaglichkeit hin. Die Petroleumlampe streute gelbliches Licht über den Tisch. Der Feuerschein aus dem Ofen erhellte ein wenig die Scharten, die an den Wänden geisterten. Großpapa hatte die Asche angeblasen und die Glut geschürt. Luise stand vor dem Pferdchen, betrachtete es nachdenklich.

„Max, lieber Max – du sollst ganz genau so ausschauen wie der große Max. Schwarz-weiß gefleckt bist du ja schon. Das Sternchen zwischen den Augen stimmt auch – nur dein Schwanz ist zu lang.“

Und Klein-Luise holte die Schere und schnitt dem Schaukelpferd den langen Schweif ab.

„Weißt du, gestern habe ich zugeschaut, wie der Franz vom Färbermeister das so gemacht hat. Warum? Ich weiß es nicht. Doch muß es seine Richtigkeit haben, sonst hätte er's nicht getan.“

Noch nachdenklicher betrachtete Luise ihr Werk. Streichelnd glitten die Fingerchen über die Kruppe. Das Kind war so versunken, daß es nicht hörte, wie Großpapa plötzlich hinter ihr stand.

„Luise!“

Großvaters Stimme klingt anders als sonst. Seine Stirne wetterleuchtet; die Augen sind harter, blauer Stahl.

„Luise! Warum?“

Der Klang der Worte ist metallisch, verweisend, entsetzt. Achselzucken. Keine Antwort. Das Mädchen begriff, daß es etwas getan hat, was es nicht hätte tun dürfen.

Keine Frage kommt mehr von Großvaters Lippen, kein Tadel, kein Vorwurf.

„Du gehst jetzt zu Bett! Es ist schon spät.“ Für Klein-Luise kommt eine schreckliche Nacht. Schlaflos wälzt sie sich hin und her. Träume verfolgen sie, sobald sie doch ein wenig einschlummert. Das Pferdchen weint. Das Mädchen liegt in Schweiß gebadet. Großpapas Stirn entwölkt sich nicht.

Am Morgen war Max nicht mehr da. Luise wagte nicht zu fragen. Den ganzen Tag lief sie mit verweinten Augen einher. Lange dauerte es, bis der Heilige Abend endlich da war. Die Stunden dehnten sich. Dann endlich brannten die Kerzen am hohen Tannenbaum. Und Max war wieder da. Der schöne, stolze, lange Schweif war wieder dran.

Luise kniete nieder.

„Hab ich dir sehr weh getan, lieber Max?“

Sie schlang die Arme um den Hals des Pferdchens.

„Großpapa, ich will es nie, nie wieder tun.“ Nach einer Weile: „Glaubst du an den lieben Gott?“

„Ja. Er hilft einem immer, wenn man sich selber Rat weiß.“

Großpapas Stimme hatte wieder den gewohnten Klang, gütig, verzeihend, tröstend.

Und jetzt stand Frau Luise, deren Leben sich im Wiedersehen mit ihrer Schwester nach einer Fülle von Erlebnissen böser und guter Art gerundet hatte, jetzt stand sie nach Jahrzehnten vor dem Geschenk des Großvaters: Spielzeug, Traum und tiefgreifendes Erlebnis ihrer

frühesten Jugend.

Sie streichelt wie damals „Ihren Max“ und fühlt: Es gibt Wunder; es gibt Kräfte, die im Glauben wirken. Verlorenes kommt wieder und die Wege der heimlichen Kräfte sind allem menschlichen Vorausdenken und Walten entzogen.

Bilder, die einmal geprägt und gemalt, Eingang in unsere Seele gefunden haben, können niemals ausgelöscht werden.

ANTON KRANL

Der Mutter zum Gedenken

An so viel Schönes hab ich einst geglaubt,
und gut und fromm war eh' mein
ganzes Wesen;

Fast alles haben Menschen mir geraubt,
was hoch und wahr und heilig
mir gewesen.

Nur eines blieb mir rein und unberührt
im wilden Wirbel tiefbewegter Zeiten,
nur eines hat mich treu und ernst geführt
auf jedem Weg, in allen Erdenweiten:

Du, meine Mutter, warst in jeder Not
bei mir, ich suchte deine treuen Hände,
wenn mir kein Ausweg schien,
und nur der Tod

als grause Lösung stand am nahen Ende.

Da die Verzweiflung raste durch
mein Hirn,

und Mensch und Gott und Liebe
mir versanken,

da fühlt' ich deine Hand auf meiner Stirn,

und stiller wurden Herz mir und
Gedanken.

Ich seh' vor mir dein gutes Angesicht,
geformt von Müh und nie geklagtem
Leide

und Seelengröße in der schwersten
Pflicht,

sansit überhaucht von stiller Lebensfreude.

Seh' unsre Lieben in dem kleinen Haus
und unsre Felder, Tiere, unsre Bäume;
mit dir zog allen Herz und Seele aus,
und nur Verlassenheit zog durch
die Räume.

Seit vielen Jahren schon gingst du
von hier,

und Glück und Heimat sind mir
längst verschwunden;

und doch lebst du in jeder Faser mir,
bin ich in allem Guten dir verbunden.

Was immer Schönes ich noch fühlen mag,
sind's Blumen, Frühling, Freiheit
oder Sterne:

Es geht zurück bis an den einen Tag
zu dir, o Mutter, in die ew'ge Ferne.

Man muß hindurchgegangen sein durch die lange Nacht, durch die Stürme und die Zertrümmerung der menschlichen Selbstherrlichkeit. Man muß in das Totsein aller Dinge geblickt haben, um ihre Lebendigkeit zu erleben. In der Wiederkehr des Lichtes, im Zauber des Eises, im Lebensrhythmus der in der Wildnis belauschten Tiere, in der ganzen hier unverhüllt in Erscheinung tretenden Gesetzmäßigkeit alles Seins liegt das Geheimnis der Arktis und die gewaltige Schönheit ihrer Länder.

Christiane Ritter

Die erste Frau, die ein Jahr lang im Polarbereich lebte und der wir das schöne, von ihr auch bebilderte Buch verdanken „Eine Frau erlebt die Polarnacht“



Jolande Zellner-Regula

Sudetendeutsch (Akrostichon)

Sudetendeutsche werden wir genannt
Und sind gar stolz auf diesen unsern Namen,
Denn er bezeugt, aus welchem Land wir kamen.
Es ist die Heimat, das Sudetenland.

Trennt uns auch Raum und Zeit, es bleibt ein Band,
Ein Band aus Kräften, welche nie erlahmen,
Nur neu erwachsen aus der Sehnsucht Samen,
Denn diese Wesenstreue hat Bestand.

Ein Volk sind wir von unverdroßnem Fleiß
Und hellen Geistes, herzbewegten Blutes.
Treu, wahr, bescheiden, ungebeugten Mutes.

So unbeirrt und ernst im Pflichtenkreis,
Chaotischem gelassen, doch nicht fügsam,
Hochschätzend alles Edle, selbstgenügsam.

UNSERE FRÜHE GESCHICHTE

Aufbau und Hussitennot

Eine Geschichte des Deutschtums in Böhmen, Mähren und dem ehemaligen Österreich-Schlesien ist nicht Staatengeschichte, politische Geschichte, wie wir sie gewohnt sind, sondern ist Geschichte einer Volksgruppe, Geschichte der deutschen Menschen und ihrer Gemeinschaften, ihrer Verbreitung und ihrer Leistungen in diesem Raume. Sie ist einerseits ein rühmlicher Teil der gesamten deutschen Volksgeschichte, andererseits aber untrennbar verflochten mit der Geschichte des tschechischen Volkes und weiterer internationaler Elemente, mit denen zusammen sie in Wechselwirkung und Widerspiel die Geschichte des Sudetenraumes gestaltet hat.

Darf nicht nur Mähren-Schlesien, seit alters ein Durchgangsland von der Donau zur Ostsee, sondern auch das von der Natur so einheitlich mit Bergwällen umgrenzte Kesselland Böhmen von je

Heimat mehrerer Völker

war, ist eine merkwürdige und viel zu wenig beachtete Tatsache. Nicht erst die Ankunft der Deutschen hat diesen Schicksalsraum des Sudetenraumes geschaffen. Schon durch die vielen Jahrtausende der Vorgeschichte herauf war Böhmen ein Ort der Begegnung und Überschneidung von Kulturen und Völkern. In der keltischen Periode saßen in Nordböhmen schon Germanen, und als die Sudetenländer um die Zeitenwende von germanischen Stämmen besiedelt wurden, verlief zwischen Böhmen, Mähren und Schlesien die Sprachenscheide zwischen West- und Ostgermanen. Das von Marbod begründete Markomannentum hat die gleiche Aufgabe an der Donau erfüllt wie Artusius Cherusker am Niederrhein: dem Vordringen des Römertums und des Romanentums in der entscheidenden Zeit

Einhalt geboten zu haben. Nach dem Abzug der Markomannen waren die Sudetenländer mehrfach noch Raustelle verschiedener Germanenstämme. Die germanische Schicht war beim Eindringen der Slawen noch so bodenständig und zahlreich, daß sie ihnen einen beträchtlichen Schatz an alten Fluß- und Bergnamen übermitteln konnte.

Es ist eine lang erörterte Streitfrage, ob die

Wurzeln des Deutschtums der Sudetenländer

unmittelbar in diese germanische Vorzeit zurückreichen. Die eifrige Durchforschung der Bodenfunde und des alten Namenschatzes erwies tatsächlich an einzelnen Stellen – aber auch nur an einzelnen – ein Fortleben germanischer Elemente. Was hingegen die einzigartige Bedeutung des mittelalterlichen Deutschtums der Sudetenländer begründete, seine siedlerisch-wirtschaftliche und kulturell-geistige Leistung, ist unmöglich durch germanische Volkreste, die durch Jahrhunderte still neben und unter den Slawen gelebt hätten, zu erklären, sondern nur im Zusammenhang der großen West-Ost-Bewegung der deutschen Kolonisation verständlich.

Aber auch ohne die Urgermanen-These ist die Geschichte der Deutschen in den Sudetenländern so alt wie die Geschichte des Deutschtums überhaupt, und die Entwicklung des tschechischen Volkes ist mit ihr eng verknüpft. An der Schwelle deutscher Geschichte ragt die Gestalt Karls des Großen auf, der in seinem fränkisch-abendländischen Reiche erstmals die altdeutschen Stämme zusammenführte. Karl hat aber auch die östlichen Nachbarn, die west- und südslawischen Stämme von der awarischen Zwangsherrschaft befreit; dankbarer als diese Völker, die nur ungern daran gemahnt werden, gebrauchen ihre Sprachen noch heute seinen Namen, um den Be-

griff des Königtums zu bezeichnen (tschechisch Kral, polnisch Król = König). Seit Karls Tagen waren namentlich Böhmen und Mähren dem fränkischen Reiche tributär und im besonderen Bayern unterstellt. Dieser politischen Bindung folgte unmittelbar auch der religiöse und kulturelle Einfluß des abendländischen Christentums durch die bayrische Mission, die auch das Zwischenspiel der – von dem großmährischen Fürsten selbst wieder liquidierten – slawischen Mission Cyrills und Methods überdauerte. Böhmen wurde damit

zum entscheidenden Ansatzpunkt der weiteren Entwicklung im Sudetenraum und zum Wirkungsfeld deutscher Einflüsse und ihrer Träger.

Von diesem Wendepunkt an begann Böhmen einen erstaunlichen inneren und äußeren Anstieg – und nicht zufällig, sondern in engster Verbindung damit nahm gleichzeitig auch das frühe Deutschtum der Sudetenländer seine Entfaltung. Es war freilich durch volle drei Jahrhunderte zunächst noch keine volle Volksgruppe im heutigen Sinne, sondern erst

Wegbereiter in der Führungsschicht

der Länder: am Fürstenhof und in der Kirchenleitung. Deutsche Geistliche waren ja schon vorher als Missionäre im Lande. Im zehnten Jahrhundert folgten ihnen weltliche deutsche Einflüsse an den Höfen, besonders durch deutsche Gemahlinnen der Fürsten und ihre deutschen Gefolge. Gleichzeitig wurden deutsche Bischöfe und Äbte, Mönche und Nonnen die Träger neuer Formen eines reicher werdenden kirchlichen und kulturellen Lebens. Auch deutscher Adel wurde durch Hofdienst landtäsig, wie etwa das Haus des Rosenbergers Witiko. Als neue soziale Gruppe traten im elften Jahrhundert die deutschen Kaufleute auf, die sich in kleinen Gemeinschaften niederließen, wie um St. Peter vor Prag, und mit ihrem Einfluß den arabischen Sklavenhandel mit Osteuropa ausschalten halfen. Hohe wirtschaftliche Bedeutung gewann auch die Schenkung böhmischer Besitzungen an deutsche Klöster der neuen Rodeorden wie Waldsassen und die Gründung von Tochterklöstern dieser Orden in den Sudetenländern: sie brachten neue Verfahren der Bodenbearbeitung und erste deutsche Rodekräfte ins Land.

Dauernde Wesenszüge des späteren Sudetendeutschtums begegnen uns schon in dieser frühen Zeit. Schon unter Wenzel dem Heiligen trafen sich auf der Prager Burg bayerische und niedersächsische Einflüsse; ein Menschenalter später stand neben der bayerischen Fürstin Hemma als erster Prager Bischof der Niedersachse Dietmar. Im zwölften

Jahrhundert war es Judith von Thüringen, die nach Regensburger Muster die erste Prager Steinbrücke bauen ließ. Niederaltaich in Bayern, Zwiefalten in Schwaben, Ebrach in Franken, Dunwald und Steinfeld im Rheinland wurden Mutterklöster junger Gründungen im Sudetenraum. Alle altdeutschen Stämme waren wetteifernd am Werden und Wirken des Deutschtums der Sudetenländer beteiligt.

Diese deutschen Wegbereiter waren maßgebliche Faktoren für Böhmens inneren und äußeren Aufstieg. Die schrittweise Einigung der verschiedenen slawischen Stammesfürstentümer, in welche Böhmen noch um 900 aufgespalten war, unter der Führung des um Prag siedelnden Tschechenstammes, oft mit blutiger Tat vollzogen, gewann erst Wirkung und Dauer durch die Übernahme der deutschen staatlichen und kirchlichen Organisationsformen durch den Prager Hof. Die deutschen Menschen, die sie brachten, standen damit Pate an der Wiege der tschechischen Volkwerdung. Böhmens erstaunlicher Aufstieg an äußerer Geltung, der im Laufe dieser drei Jahrhunderte aus einem Tributärverhältnis zunächst zu einem den anderen Reichsgliedern gleichberechtigten Leben, zur Kurwürde und Reichsschenkenamt und schließlich mit der Königskrone zu einem einzigartigen Vorrang unter den Kurfürsten führte, war in seinen einzelnen Stufen durch gute Beziehungen und besondere Treue zum deutschen Hof bedingt. Im Investiturstreit erhielt Wratislaw II., der Sohn der Judith von Schweinfurt,

durch seine Reichstreue erstmals die Krone für sich, und sein Bruder, Bischof Gebhard, wurde zeitweilig Reichkanzler. Auch um Böhmens zweiten Herzog, der den Kronreif erlangte, um Wladislaw II., steht eine Reihe deutscher Gestalten; seine Mutter Richsa von Berg, seine erste Frau Gertrud von Babenberg, den Salern und Staufer verwandt, seine zweite Gattin Judith von Thüringen, sein Kanzler Gervasius. Seinem und Judiths Sohn Ottokar Primysl I. war beschieden, Böhmens Königtum auf Dauer zu gründen.

Ein tragisches Los umwittert die Reihe dieser frühen deutschen Wegbereiter im Sudetenraum: als einzelne berufen und eingesetzt, hatten sie Leben und Wirken dem Lande und seinem fremden Volkstum zu widmen; ohne neuen Nachschub deutscher Kräfte aus der alten Heimat wären sie auf verlorenem Posten gestanden. Aber sie kamen ja nicht, um hier deutsche Gemeinschaften zu stiften, sondern um mitzuhelfen und einem höheren Ziele zu dienen; der Gewinnung dieses Ostlandes für die westliche Gesittung, seinem Ausbau zu einem sicheren und wertvollen Gliede des gemeinsamen Reiches. Eben dadurch aber, daß sie sich uneigennützig diesem Werk verschrieben, haben sie hier durch ihre Leistung dem deutschen Namen zu hohem Ansehen verholfen und ihm das erste Heimatrecht erworben, das den ihnen folgenden Massen deutscher Siedler die Tore öffnete und ihr Werk erleichterte.

Dieser neue Abschnitt der Geschichte des Deutschtums in den Sudetenländern, die volle

Entfaltung der Volksgruppe

in Tiefe und Breite setzte etwa um 1200 ein. Viele Ansätze erreichten eine höhere Stufe. Die deutschen Gemahlinnen der böhmischen Könige entstammten nun den deutschen Herrscherhäusern selbst – Kunigunde von Staufer, Margarete von Babenberg, Gutta von Habsburg. Die Reihe der deutschen Geistlichen des Mittelalters gipfelt in dem Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg, aus vornehmstem niederdeutschen Hause, dem diplomatischen Helfer Ottokars II. bei seiner Politik von der Ostsee bis zur Adria, und in Wenzels II. Kanzler, Peter Aspelt, dem späte-

ren Mainzer Erzbischof. Deutscher Adel kam ins Land – Bruno von Schaumburg hat westfälische Adlige als Lebensträger des Olmützer Bistums in Schlesien angesiedelt. Aber auch die alteingesessenen Adelsgeschlechter wurden von der ritterlichen Kultur des Westens erfaßt, sie zogen aus den alten Wasserburgen auf neue Bergschlösser, und manches slawische Geschlecht übernahm den deutschen Namen seiner neugebauten Burg.

Bezeichnenderweise wurde die Sicherung der entlegenen Grenzkreise, wie Elbogen, Tachau, Trautenau, Glatz, deutschem Lehensadel anvertraut, und im Böhmerwalde waren die künischen Freibauern neben den alten slawischen Chodan als Grenzhut eingesetzt. Ein Weiteres trug zur Schaffung großer deutscher Siedelstrecken im Grenzgebiet bei: wenn von Österreich, Bayern oder Sachsen her deutsche Rodung erfolgreich in den Grenzwald gegen Böhmen vordrang, so war es Böhmens eigenes Interesse, gleich kundige Hände auch von seiner Seite einzusetzen, damit die Grenze, die man bisher irgendwo „mitten im Wald“ angenommen hatte, sich nicht zu Ungunsten Böhmens verschob. So hat die deutsche Rodenacke von beiden Seiten her aus einem breiten Waldsaum eine deutliche Grenzlinie herausgehauen und die gleichen deutschen Rodenamen auf -grün, -reuth, -ried, -schlag, -stift diesseits und jenseits der Grenze bezeugen noch heute die Einheitlichkeit und Gleichzeitigkeit dieses siedlerischen Wettstreites.

Aber auch im Landesinnern konnte die neue Rodetechnik und die Dreifelderwirtschaft des deutschen Bauern manches Stück brach geliebten Urlandes zum Kulturboden wandeln und machte ihn zu einem willkommenen Siedler. Gern gewährte der Grundherr, Krone, Kirche oder Adel, ihm das bessere „deutsche Recht“: Erbliebe ohne die alten, drückenden Landeslasten und manche Rechtsfreiheit. Dieses bessere deutsche Recht sowie die neuen Wirtschaftsformen, wie etwa auch die Flurrenteilung in Hufen, machten sich bald auch die tschechischen Nachbarn zunutze.

Ein völlig neues Element aber brachten die Deutschen mit dem Städtewesen ins Land. Ein immer dichteres und weiter ausge-

spanntes Netz von Städten zog sich weithin in den Osten und gab dem bäuerlichen Lande Gliederung und Mittelpunkte für Handwerk und Handel. Neue Rechtsformen für diese bisher ungewohnte Ballung von Menschen waren notwendig. Das Übergreifen süddeutscher und mitteldeutscher Stadtrechtskreise, die sich mit einer Grenze quer durch Böhmen und Mähren voneinander schieden, zeigt wieder einmal deutlich den Grundzug des Zusammenwirkens aller deutschen Stämme bei der Entstehung dieses neuen sozialen Standes in den Sudetenländern.

Eine eigene, wichtige Gruppe davon waren die Bergstädte. Vor allem das Silber, das die Kunstfertigkeit des deutschen Bergmanns bei Kuttenberg oder Iglau aus dem Schoß der Berge förderte, entwickelte sich zur wirtschaftlichen und bald auch politischen Machtquelle nicht nur für die Städte, sondern auch für die Krone.

Gerade dies aber weckte eine bedenkliche Gegenwirkung: der Adel fühlte sich durch das städtische Bürgertum und die städtefreundliche Politik der Krone in seiner Machtstellung gefährdet, und in die adelige Standesopposition mischten sich alsbald drohende Töne eines tschechisch-nationalen Fanatismus wie etwa in der bekannten Reichchronik des Dalimil. Die gleichzeitigen Geschichtswerke deutscher Geistlicher hingegen, wie die Saarer Chronik des Heinrich von Heimburg oder Königsaalers des Peter von Zittau, atmen durchaus den Geist nationaler Duldsamkeit.

Noch konnte das 14. Jahrhundert manche deutsche Errungenschaft des 13. Jahrhunderts zu letzter Höhe emporführen. Den deutschen Kaisertöchtern auf dem böhmischen Thron folgte in Johann von Luxemburg ein deutscher Kaisersohn als böhmischer König und in seinem Sohne Karl IV. die Vereinigung der deutschen und der böhmischen Krone auf einem Haupte. Johanns Griff nach Böhmen und sein Rechtsgrund, die Verheiratung mit der letzten Przemyslidin Elisabeth, waren ein Werk deutscher geistlicher Politiker, Peter Aspelt und der deutschen Äbte böhmischer Zisterzienserklöster. Aber unverkennbar ist er nur ein Teilzug einer großen Zeitende: nachdem die deutsche Besiedlung die Ostge-

biete wirtschaftlich erschlossen hatte, folgte dem großen Volkstrug auch eine Verlagerung des politischen Schwergewichts im Reiche. Noch immer waren im späten Mittelalter westdeutsche Häuser die Träger der Reichskrone, aber seit den letzten Staufer hat jeder dieser Herrscher versucht, in einem der neuerschlossenen Ostgebiete zwischen Ostsee und Adria Fuß zu fassen. Daß dies nicht ein „deutscher Drang nach Osten“ war, beweist die Tatsache, daß sich im 14. Jahrhundert auch die französischen Anjous in Ungarn und Polen festsetzten, wie denn auch die Luxemburger manche lebendige Verbindung von Paris mit diesem Ostraum vermittelten. Der Gedanke, mehrere dieser Ostgebiete zu einem neuen Machtzentrum zusammenzufassen, hat seit Ottokar II., der Österreich mit den Sudetenländern vereinigte und Ungarn anstrebte, immer wieder das politische Denken bewegt.

Ein anderer neuer Ansatz des 13. Jahrhunderts wuchs im 14. in beträchtliche Ausmaße an: der Anschluß deutscher Nachbargebiete an Böhmen und Mähren. 1212 hatte erstmals der Kaiser den Przemysliden Besitzungen im Reich geschenkt, Ottokar II. hatte nicht nur das Babenberger Erbe, sondern auch das staufische Egerland für Böhmen gewonnen, Wenzel II. wichtige Beziehungen zu Schlesien und Polen geknüpft. Johann von Luxemburg erreichte den Anschluß der Oberlausitz und ganz Schlesiens für mehrere Jahrhunderte, Karl IV. trieb die Erwerbung „deutscher Lehen“ für Böhmen nach Westen hin in die Oberpfalz so weit vor, daß er auf eigenem Gebiet bis vor Nürnberg reiten konnte und Stützpunkte bis gegen den Rhein und Neckar zu besaß. Von Dauer war auch seine Erwerbung der Niederlausitz, die Erwerbung des zweiten weltlichen Kurfürstentums Brandenburg aber nur ein zeitweiliger Vorstoß gegen die Ostsee. Die Einverleibung weiter, oft unmittelbar benachbarter deutscher Landschaften in die Krone Böhmens gab der jungen deutschen Volksgruppe in den Sudetenländern einen breiten Rückhalt und rege Querverbindungen zum deutschen Alt- und Neusiedelland.

Ebenso kann man Karls Bestreben, Prag zum politischen und kulturellen Mittelpunkt der

luxemburgischen Hausmacht und des Deutschen Reiches und zu einem geistigen wie wirtschaftlichen Umschlagplatz für ganz Mitteleuropa zu machen, als die reifste Frucht der Städteentwicklung des 14. Jahrhunderts bezeichnen. Wie planmäßig er vorging, zeigt eine Auswahl der Persönlichkeiten, die er selber zur Mitarbeit an seinem Werk nach Prag berief. Neben Peter Parler, dem schwäbischen Baumeister, steht da der Hofmaler Nikolaus Wurmser aus Straßburg und sein Landsmann Johannes Dambach als einer der ersten Lehrer der neuen Universität und der österreichische Sittenprediger Konrad Waldhauser, den die tschechische Reformbewegung als ihren ersten Anreger anerkennt. Wie viele rege deutsche Kräfte aber folgten ihrem Wege von selbst, als erst das von Karl in Prag gestiftete geistige Werk seine volle Anziehungskraft entfaltet – allein die Namen der deutschen Magister von Rang an der Prager Hochschule würden Seiten füllen! Ihnen zur Seite aber stand damals schon eine stattliche Zahl von einheimischen Deutschen, deren Name und Werk weithin über die Landesgrenzen wirkte. Aber auch bei den Tschechen fand ihr Werk Widerhall – selbst wenn es deutsch abgefaßt war wie etwa der „Ackermann aus Böhmen“. Karls IV. Bestreben war freilich unverkennbar darauf gerichtet gewesen, die nationalen Spannungen zwischen Tschechen und Deutschen, wie sie im Dalimil aufgekommen waren, zu entschärfen. Erst unter der lasigen Hand Wenzels IV. flammte dieser tschechische Fanatismus wieder hell auf. Trotz dieser Vorzeichen aber brach unbegreiflich jäh nach dieser Hochblüte der karolinischen Zeit der

Hussitensturm

über das Deutschtum der Sudetenländer herein und legte einen Grotto dessen, was in einem halben Jahrtausend opfervoller Arbeit aufgebaut war, in einem Jahrzehnt hinweg. Man wird diese Ereignisse besser verstehen, wenn man sie einerseits vor dem Hintergrund der offenen Krisis des Abendlandes – der Zeit der drei Päpste und der drei Kaiser – und als eine tschechische Reaktion auf diesen Verfall sieht und andererseits auch die Anzeichen einer

Erschlaffung der deutschen Spatnkraft nach der Hochleistung der deutschen Kolonisation beachtet. Schon in der Aufbauperiode Karls IV. verfiel das deutsche Stadtbürgertum der Sudetenländer bedenklichem Luxus oder der Sucht, in die Kreise des tschechischen Landadels aufzusteigen. Merkliches Abbröckeln der Volkssubstanz zeitigte die Tschechisierung deutscher Familien, so daß mancher spätere Hussit deutsche Großeltern hatte. Daß nicht nur im Sudetenraum dieser deutsche Verfall einriß, beweist deutlich der Umstand, daß fast in der gleichen Zeit, als der Hussitensturm tobte, auch der Deutsche Orden bei Tannenberg den Polen unterlag.

An sich strebte der Hussitismus ein Ziel an, das die besten Geister der Zeit, auch unter den Deutschen, bewegte: einen Ausweg aus der Kirchen- und Gesellschaftskrise. Indem aber Hus und sein Kreis bewußt einen eigenen tschechischen Weg dafür suchten und die Gedanken des Engländers Wicliff zu einer Zeit, da sie in Westeuropa schon offiziell abgelehnt waren, zu den ihren machten, verbaute sie sich ein Zusammengehen mit den deutschen Magistern und mußten sich den Ruf der Ketzerrei gefallen lassen. 1409 erreichten sie zwar bei Wenzel IV. die Entrechtung der Deutschen an der Universität durch das Kuttenberger Dekret und veranlaßten damit deren Abwanderung, aber schon in den nächsten Jahren wandten sich immer mehr Tschechen, darunter auch seine alten Lehrer und Anhänger von Hus ab. Seine heftigsten Ankläger in Konstanz waren nicht Deutsche, sondern Tschechen. Umgekehrt hatten sich schon durch Jahre neben anderen Sektierern aus verschiedenen Ländern auch deutsche Waldenser Hus angeschlossen, sie hatten ihm im Ablafstreit eine wirksame papstfeindliche Bildpropaganda beige-steuert und waren maßgeblich bei der Einführung des Laienkelches als des einprägsamen Kampfsymbols der Bewegung beteiligt.

Trotzdem traf die Wucht des hussitischen Schlags das Deutschtum mindestens ebenso schwer wie die Kirche. Soweit in Innerböhmen und in Teilen Mährens die Macht der Hussiten reichte, wurde das Deutschtum in den Städten und in Sprachinseln ihr Opfer.

Als echte Revolutionäre nahmen die Hussiten weder auf Einbuße an Kulturwerten noch auf wirtschaftliche Notwendigkeiten Rücksicht und vernichteten bedenkenlos das Erbe von Generationen. Nur die Randgebiete, schon seit der Kolonisation mehr geschlossenes deutsches Gebiet, konnten sich ihres Ansturms erwehren; sie fanden Anlehnung bei den benachbarten Reichsgebieten. Auch Schlesien, die Lausitzen und große Teile Mährens lehnten dem Hussitismus ab. Aber letztlich beendeten weder die Kreuzheere noch der Widerstand der Deutschen und Katholiken im Lande der Hussitenkriege, sondern die Auseinandersetzung zwischen dem gemäßigten Adel und den radikalen Volkbeeren.

Aber auch die nichthussitischen Gebiete konnten sich dem tiefen sozialen Umschwung nicht verschließen, der als unbeabsichtigte Folge der Hussitenkriege sich durchsetzte: dem Machtaufstieg des Adels, welcher Krone und Kirche beerbte und dadurch auch den Städten gegenüber die Vor-

Zum Trost

Sei unverzagt,
wenn auch die Rosen tot;
es glüht in stiller Stunde
der neuen Rosen Rot.



Würde nicht im öden Herbst
Blatt um Blatt hinweggetrieben
mitleidlos,
wäre nie der Frühlingserde
ein so reicher Schmuck beschieden,
schön und groß.

Würde nie das Leid dich treffen,
das die Welt wie dich gegeben,
schmerzenreich;
würde dich die Gunst oft öffen,
trotz des Glückes wär' dein Leben
trübsalreich.

macht errang. Was an Kronbesitz und Klostergut die Hussiten nicht erlangten, mußte der König selbst verpfänden, um seine vergeblichen Kriege gegen die Hussiten zu bezahlen. So erwarb Siegmund Kanaler Kaspar Schlick weite Gebiete in Nordwestböhmen, und die Meißner Markgrafen die Pfandschaft über Brüx und Aussig.

Spätere Phasen der hussitischen Bewegung haben oft praktisch die Deutschfeindschaft der ersten Jahrzehnte nicht mehr wiederholt. Der hussitische Adelskönig Georg von Podiebrad hat sich zum Mißfallen seiner Anhänger mit den deutschen Nachbarfürsten verglichen und sogar verschwägert. An seinem Hof wirkten Deutsche als Berater, selbst als er in offenen Gegensatz zur Kurie geriet. Nicht die Deutschen, sondern der katholische Herrenbund und sein ungarischer Standesgenosse Matthias Corvinus wurden seine bittersten Feinde. In diesem Kampfe kam es schließlich dazu, daß für zwei Jahrzehnte Mähren, Schlesien und die Lausitzen von Böhmen getrennt und Ungarn angeschlossen wurden. Als Böhmens neuer König, der Jagellone Wladislaw II. – auch er ein Katholik – 1490 Corvinus beerbte, war die Folge nur, daß oft genug auch Böhmen seine Angelegenheiten vor den Hof nach Ofen-Pest bringen mußte. – alles Umstände, die auch für die Deutschen jener Zeit recht bedeutsam sein mußten.

Auch die zu Georgs Zeiten entstandene letzte Ausgliederung des Hussitentums, die Böhmisches Brüder, waren eher deutschfreundlich und hielten namentlich gute Verbindung zu den deutschen Waldensern, von denen sie ganze Gemeinden in den Sudetenraum hereinholten. Aber alles dies hinderte nicht, daß weithin noch die alte Deutschfeindschaft in der Kelchnerbewegung weiter lebte und in den Bestimmungen der neuen Landesordnung verankert wurde. Damit aber besiegelten die Hussiten nur die wirtschaftliche Isolierung und Stockung, die besonders lähmend auf dem Wirtschaftsleben der Städte lag, und die Atmosphäre kultureller Inzucht, die sich am deutlichsten an der Bedeutungslosigkeit der hussitisch gewordenen Prager Universität offenbarte. Das günstige Leben der Sudetendeutschen muß sich in jenem Jahrhundert not-

wendig den deutschen Nachbarländern zuwenden. Immerhin hatten die Randgebiete in Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein oder Augustin Käsenbrod in Olmütz Persönlichkeiten, denen Prag niemand Gleichbedeutenden entgegenstellen konnte. Auch in der Baukunst bracht erst ein deutscher Meister wie Benedikt Rieth von Piestling wieder Werke von europäischer Höhe zustande. Aber die Spärlichkeit bedeutender Persönlichkeiten und Leistungen erweist sprechend, wie sehr der Hussitenkampf auch die deutschen Schaffenskräfte in den Sudetenländern gelähmt hatte.

Durch das ganze Mittelalter herauf hatten Deutsche aller Stämme und Landschaften und aller sozialen Schichten wesentliche Aufbauarbeit in den Sudetenländern geleistet. Ohne ihre Mitwirkung wäre der überraschende Aufstieg der Sudetenländer in ihrer politischen Geltung und ihre fruchtbare Einbeziehung in die Welt der abendländischen Christenheit nicht denkbar, ja sogar die tschechische Volkwerdung im Mittelalter vollzog sich unter ihrer wesentlichen und bereitwilligen Mithilfe. Es war auch kein Werk deutscher Gegenwirkung, daß tschechisch-nationale Ansätze von Cyrill und Method bis zum Hussitentum scheiterten, sondern eine Folge inneren tschechischen Zwistes.

Am Ende eines halben Jahrtausends, in dem das Wachsen und Wirken des Deutschtums im Sudetenraum aufs engste Hand in Hand ging mit der kulturellen und wirtschaftlichen Erschließung des Landes und mit der Höherentwicklung des tschechischen Volkes, in einem Augenblick, da die deutsche Spannkraft zeitweilig nachließ und das ganze Abendland in schweren Krisen lag, versuchte der tschechisch-nationale Fanatismus, die Deutschen bewußt auszuschalten und das ganze Aufbauwerk in die eigenen Hände zu nehmen. Aber ein Großteil des Kulturerbes zerbrach bei dem wilden Griff darnach, und die Hände waren auch nicht geschickt genug, das weiterzutragen, was sie übernehmen konnten. Der Zwist, der damit entfacht war, zog tiefe Risse durch das Land und verurteilte es zu politischer Bedeutungslosigkeit, geistiger Unfruchtbarkeit und wirtschaftlichem Verfall. Es ist ein Hohn auf die geschichtliche Wahrheit, daß dieses an Grausamkeit und Zerstörung so reiche Jahrhundert in der tschechischen Geschichtsschreibung seit Palacky als ein Höhepunkt der Humanität hingestellt wird. Der harte Schlag gegen sein Deutschtum hatte dieses zwar zurückweichen lassen, aber nicht zu Tode getroffen. Wohl aber hatte er der hohen Blüte des Landes ein jähes Ende bereitet und seine schöpferischen Kräfte in eine unfruchtbare Opposition gebannt.

EHM WALTER

Zweimal Prag

An dieser Stelle stocken Worte, weil in dieser Stadt unsagbare Schönheit geborgen ist. Mag die kunstvolle Brücke, die Karlsbrücke, ein Ort sein von dem man nach beiden Seiten zugleich sehen möchte, nämlich zum Hradschin oder der Altstadt, dem Altstädter Ring, „überall ist Wunderland“ auch in den Gassen und Kirchen und Türmen.

Die mittelalterliche geprägte Altstadt ist auch in ihrer barocken Verwandlung voller Geschichten und Geheimnisse, hier stellt sich der Bürger dar. Oben am Hradschin, einer imposanten Anlage mit allem Prunk der Großen dieser Welt, Ort der Repräsentation, der Paläste, selbst das Goldmachergäßchen, ordnet sich dienend diesem Zwang als liebenswertes Relikt unter.

Die Stadtlandschaft Prag regt vieles an, Könige, Heilige, Denker, Baukünstler, Musiker, Genies und bedeutende Geister haben dort gelebt oder sind, wie im Falle Rainer Maria Rilkes, von dort in eine ruhelose Fremde gezogen.



Karl IV. als Jagdherr in Porzellan (45 cm)

Waldemar Fritsch

Große Sudetendeutsche

Franz Ludwig (1889–1955) zum 25. Todestag

Ein sudetendeutscher Komponist, der Münsteraner wurde

„Musik ist mein Leben, mein Leben ist Musik“, so sagte er einmal. Und so war es auch bis eine Stunde vor seinem Tod. Er starb ganz plötzlich an einem Herzinfarkt, als er kaum von einer anstrengenden Probe, die sich bis Mitternacht ausgedehnt hatte, in sein (durch Kunst und Wohnkultur geprägtes) Heim in Münster, Westfalen, zurückgekehrt war. Es war der 15. Juni 1955. Ludwig stand kurz vor der Vollendung seines 66. Lebensjahres, war er doch am 7. Juli 1889 in Graslitz, Westböhmen, geboren.

Drei Generationen Franz Ludwig

Der Verstorbene war der dritte Träger dieses Namens. Schon Großvater und Vater übten den Beruf des Musikers aus. Preßnitz im böhmischen Erzgebirge war der Stammsitz der Familie, deren Vorfahren ursprünglich im Harz als Bergleute ansässig waren. Das großväterliche Ensemble, mit Sohn, Tochter, Mutter und den drei Kusinen konzertierte immer wieder auf der Leipziger Messe, bereiste aber auch Rußland, die Türkei, Italien und sogar Indien. Vater Franz Ludwig spielte mit einem Streichquartett von Preßnitzer Musikern ein Jahr lang in Port Said, als dort der Suezkanal eröffnet wurde. Später gastierte er als Konzertmeister in Franzensbad und Orchesterdirigent in Eger. Im Jahr 1876 wurde er „vertragsmäßiger Lehrer“ an der von dem Graslitzer Großkaufmann in Prag, dem Landtagsabgeordneten Richard Ritter von Dotzauer, 1865 begründeten städtischen Musikschule in Graslitz. Als sie 1883 zur Staatlichen K. u. K. Musikfachschule für Musikinstrumentenerzeuger weiter ausgebaut wurde, berief ihn die österreichische Regierung unter 40 Bewerbern 1885 zum Leiter und 1905 zum Direktor der Anstalt, der 1906 noch Lehrwerkstätten für Instrumentenbau angegliedert wurden. Als

der Fachschuldirektor Ludwig 1912 in den Ruhestand trat, konnte er seinem Nachfolger eine Schule mit sieben Lehrern und 400 Schülern übergeben, während er mit zwei Lehrern und 50 Schülern begonnen hatte. Seine schul-schöpferische und darüber hinaus das musikalische Vereinsleben dieser Stadt mit rund 12.000 Einwohnern befruchtende, reformatorische Tätigkeit wurde zum großen Kapitel seines Lebens. Sein Sohn würdigte die 36-jährige Leistung des Vaters in seiner „Musikgeschichte des Erzgebirges“ (1924).

Das Wunderkind

In einem so musikalischen Elternhaus war das Schicksal des kleinen Franzel schnell besiegelt. Mit vier Jahren schlug er schon die Tscheinen in der Schützenmusik. Mit fünf lernte er Geige spielen, Flöte und Trompete blasen. Bald saß Franzel im Orchester, zuerst am Schlagzeug, dann mit der 2. Geige, der Bratsche, der Flöte und endlich als erster Geiger. Als Neunjähriger trat er am 26. Mai 1899 in Graslitz als Solist des 23. Violinkonzerts von J. B. Viotti in einem Symphoniekonzert der Schule im großen Saal des Hotels „Kaiser von Österreich“ auf. Vorher hatte er schon Mozartsche Violinkonzerte gespielt. Komponierversuche Franzels, der die seltene Gabe des absoluten Gehörs hatte, beurteilte Professor Joseph Lugert, Frohnau, Kr. Falkenau, Prag-Linz, der die Schule inspizierte, positiv. Er schrieb dem elfjährigen Absolventen der Musikschule ins Zeugnis, daß er ihn für fähig halte, als Konzertmeister in einem Orchester zu wirken. Schon als Kind hatte er im Elternhaus alle 83 Streichquartette von Joseph Haydn selber mitgespielt. Mangels einer höheren Lehranstalt in Graslitz, kam der Elfjährige nach Kaaden aufs humanistische Gymnasium, wo er außer dem

ludigen Latein auch seine spätere Frau, die Tochter des Professors Howorka, Ena, kennenlernte, die spätere Klavierkünstlerin, über deren Konzert eine freundliche Kritik von ihm in der bekannten Prager Zeitung „Bohemia“ erschien. Nach der Matura (Abitur) gab es Differenzen zwischen Vater und Sohn. Ludwig senior wünschte sich einen Gymnasiallehrer, aber der große Geiger Sevc wollte Ludwig junior als Schüler. Da dies der Vater ablehnte, nahm der Sohn das Studium der Germanistik und alten Sprachen in Prag auf. Schon ein Jahr später ging er nach Leipzig, der

damaligen Hochburg musikalischer Ausbildung, um bei Pembauer Klavier, Riemann Musikgeschichte und Max Reger Komposition zu studieren. Neigung und Begabung hatten sich in Ludwig durchgesetzt. Er war doppelt glücklich, da er hier mit seiner Jugendliebe Ena wieder zu gleichem Streben zusammentraf, um mit ihr den Weg der Ehe und zu den Höhen der Musik gemeinsam zu gehen. Ludwigs Konservatoriumszeit (1909–1911) endete mit dem Ninkischpreis, dem Kompositionspreis des Leipziger Konservatoriums.

Ein deutschböhmischer Musikant in Münster

Nach Kapellmeistertätigkeit an den Fürstl. Schwarzburgischen Theatern in Sondershausen, Rodolstadt und Arnstadt und am Fürstl. Konservatorium Sondershausen als erster Klavierlehrer sowie Unterbrechung durch den ersten Weltkrieg, den Ludwig von 1916–18 in Rußland und Rumänien mitmachte, holte ihn 1918 Prof. Dr. Fritz Volbach nach Münster. Als Volbachs Plan, die städtische Musikschule in enger Verbindung mit der Universität zu einer westfälischen Hochschule für Musik auszubauen, infolge der Nachkriegsverhältnisse 1919 scheiterte, gründete Ludwig mit seiner Frau Ena ein privates Klavierseminar, das sich bald großen Ansehens über Münster hinaus erfreute. Sogar zwölf Schüler aus Sondershausen waren Ludwig nach Münster gefolgt. Jahrzehnte hindurch bis zu seinem Tod bildete das Ehepaar Ludwig Musiker für die Privatmusiklehreprüfung, für den Beruf des Kapellmeisters und andere Sparten des Musikberufes aus. Im Zusammenhang mit seinem pädagogischen Wirken gründete er 1920 den „Ludwig-Bund“, eine Vereinigung von Freunden und fortgeschrittenen Schülern zur Pflege der „Kunst des Klaviers in historischer und wissenschaftlicher Umrahmung“. Wie der nachmalige Dekan der Musikhochschule Münster, Prof. Vetter, auf Grund der Jahresberichte des Ludwigbunds feststellte, wurden in etwa 250 Abenden 265 Komponisten – oft in Zyklen – mit rund 1100 Werken vorgestellt und analysiert, dies in Form von öffentlichen Konzerten und Hauskonzerten, aber auch im

Rundfunksender Münster von 1922–1925. Darunter befanden sich schon 1922 Werke von Schönberg und Bartok und als ausgedehntester der Zyklus „Die Klaviersonate von Johann Kuhnau bis zur Gegenwart“; 39 Abende mit 173 Werken von 110 Komponisten! In Anerkennung dieser beispielhaften musikalischen Erziehungsarbeit wurde er 1925 bei Einrichtung der Staatlichen Musiklehrerprüfung in die Prüfungskommissionen für die Fächer Klavier, Musikgeschichte, Komposition und Theorie sowie Musikerziehung als Prüfer berufen, denen er bis zu seinem Tod angehörte. Das Musikleben Münsters ist „Ludwig erheblichen Dank schuldig“, schreibt Prof. Vetter, zumal er diese seine Aufgabe als freischaffender Künstler in eigener Verantwortung durchführte und nicht durch ein leitendes öffentliches Amt finanziell abgesichert war. „Sein Gedächtnis wachzuhalten, ist moralische Verpflichtung für Münsters Musikverantwortliche“, schreibt Prof. Vetter, Berlin/Münster. – Die Stadt benannte zu seinem Gedächtnis eine Straße, die den Namen Franz Ludwig trägt.

Komponist und Chordirigent

Das kompositorische Schaffen Ludwigs ist äußerst umfangreich. Gerhard Kaschner, der Pressereferent der Stadt Münster, hat in seiner Monographie „Franz Ludwig“ (Heft 3, 2 der Zeitschrift „Münster. Blickpunkte“), herausgegeben vom Verkehrsamt der Stadt, in einer

fünf Seiten umfassenden Zusammenstellung aufgeführt, was nicht den Bomben des zweiten Weltkrieges und den Nachkriegswirren nach 1945 infolge der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei zum Opfer gefallen oder verschollen ist. Die Orchestermusik umfaßt 25 Titel, darunter „Heimaterde“, Walzer nach Motiven sudetendeutscher Volksmelodien für Blasorchester (1938 im Reichssender Köln uraufgeführt), ferner 13 Titel Kammermusik und 36 Titel Klaviermusik. Zwölf größere Chorwerke, zum Teil nach Dichtungen aus „Des Knaben Wunderhorn“, von Frank Thieß, Josef Weinheber und Volksliedern, z. B. auch aus dem Böhmerwald in dem Walzerzyklus „Wenn der Auerhahn balzt“, über 100 Männerchöre, 30 Gemischte Chöre, 25 Frauen- und 10 Kinder- und Jugendchöre sowie rund 50 Sologesänge, teilweise auch Bearbeitungen, sie alle lassen deutlich den Schwerpunkt seines Schaffens im gesanglichen Sektor erkennen. Dazu kommen noch drei Bühnenwerke, nämlich „Das Lambertusspiel“, ein dramatisches Oratorium in drei Akten (1930), „Schlag 12“, eine Oper in drei Akten (1928) und die Operette „Das Mädel vom Erlenhof“ (o. J.). Auch an die zwölf Bearbeitungen und Editionen liegen vor, z. B. ein „Egerländer Tanzbüchlein“. Auch sudetendeutsche Volksdichtung, z. B. „Das Wasser g'hort zum Waschn“ oder „Der kropfete Sepp“ hat er neben Wilhelm Pleyers „An Deutschland“ und E. G. Kolbenheyers „Wer kann unsere Seele töten“ und „Fons Carolinus“, Hymne für Bariton und Orchester, vertont. Letztere wurde 1941 in Karlsbad unter GMD Robert Manzer uraufgeführt, nach Prof. Vettters Auffassung als Komposition Ludwigs bedeutendster Sologesang. Stärker als die prägende Kraft seines Lehrers Max Reger war die starke Verbundenheit zum Volkslied seiner Herkunftsheimat Böhmen. Seine über 100 Chöre, durch die er das deutsche Liedgut bereicherte, erfreuen sich, besonders soweit sie im westfälischen Volkstum wurzeln, heute noch großer Beliebtheit.

Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie.

Beethoven



Der Komponist Franz Ludwig

Sehr erfolgreich war sein Wirken als Dirigent zahlreicher Gesangsvereine. Immer wieder wurde er als Wertungsrichter oder Gutachter durch den Deutschen Sängerbund verlangt. Stattlich ist die Zahl der Preise, die er als Dirigent errang. Er stand im engsten Wettbewerb für den Dirigentenposten des berühmten Kölner Männer-Gesangsvereins. Ludwigs musikerzieherische Arbeit hat Maßstäbe gesetzt, die in seinen Schülern weiterleben und heute noch wirksam sind.

Im Mittelpunkt seines künstlerischen Schaffens stand ohne Zweifel sein kompositorisches Schaffen, dessen Stil als zwischen den Zeiten befindlich nicht aus den „in seiner Kindheit bestehenden Ordnungen“ ausbricht, wie ihn Prof. Dr. Komma charakterisiert. Er ist in seinen Schöpfungen der „grundheitere, singselige“ Erzgebirgler geblieben, der schlichten Menschen durch seine Kunst Freude bereiten will. Das Musikantische durchdringt sein ganzes Schaffen. Das erklärt auch die hohen Auflagen seiner Chorkompositionen.

Der Musikschriftsteller

Angeregt durch das Studium der Musikwissenschaft und besonders der Musikgeschichte bei seinem Lehrer Hugo Riemann in Leipzig, dem bekannten Verfasser des Musiklexikons, schrieb Ludwig Aufsätze in musikwissenschaftlichen Zeitschriften. So veröffentlichte er seine Nachforschungen in der Bibliothek des ehm. Piaristenklosters zu Schlackenwerth in Böhmen über den markgräflich-badischen Hofkapellmeister J. K. F. Fischer in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (1911). Seine Verbundenheit mit der Stadt der Musikinstrumenten-Erzeugung, seinem Geburtsort Graslitz, und der Herkunftsheimat seiner Eltern und Großeltern, dem Musikstädtchen Preßnitz, brachte er durch eine erstmalige Zusammenfassung der Leistungen auf musikalischem Gebiet des westböhmisches Musikwinkels in seiner „Musikgeschichte des Erzgebirges“ (1924) zum Ausdruck. Er beschreibt Leben und Leistung von rund hundert Musikern,

darunter Namen wie Willibald Gluck, Robert Schumann, Peter Gast und Rudolf Dellinger, aus 60 Orten des Erzgebirges und Egerlands. Auch die reiche musikalische Geschichte seiner Wahlheimat Münster erregte bald sein historisches Interesse. Die große Leistung des Brahmfreundes und Musikdirektors Julius Otto Grimm, der von 1860 bis 1900, also 40 Jahre das Musikleben der Provinzialhauptstadt und des Münsterlandes geprägt hatte, fand ihren Niederschlag in einer Biographie, die sich zu einer Geschichte der musikalischen Spätromantik ausweitete (Velhagen und Klasing, Bielefeld 1925). Literarisch übertroffen hat sich Ludwig in seinem Buch über „Ludwig Wüllner, sein Leben und seine Kunst“ (Verlag Weibezahl, Leipzig 1931). Ludwig verband mit dem vielseitig begabten Rezitator, Schauspieler, Sänger und Dirigenten eine enge Freundschaft, die auch zu gemeinsamen Liederabenden in einer Anzahl deutscher Städte führte. Professor Dr. K. M. Komma (Asch) nennt Ludwigs „Sprache schlechthin meisterhaft“.

www.erzgebirgler.de

Grete Adam-Jäckel

Stadt meiner Kindheit

Die Häuser und die Straßen jener kleinen Stadt,
Gesichter und Gestalten, freundschaftlich vertraut...
Was war, wir ahnen's, auch wenn sich's verändert hat,
in bunter Steinchen Spiel, das ständig neue Bilder baut.

Ein Lächeln da; und dort verklung'ne Melodien
von Stimmen, die die Seele rühren, demantklar.
Verwehte Spuren, die in Kreisen sich verlieren,
Erlebnisse beschwören: – Ja, es war – es war – es war –

Die Stadt, lebendig aus Lebendigem geboren,
die man als Kind zutiefst ins Herz geschlossen hat –
verblaßte Schemen, in Vergangenheit verloren.
Du weinst? – SIE IST NICHT MEHR, die liebe, kleine, stille Stadt.

Sie ging mit uns dahin im Zeitgeschehen.
Graviert sind Schatten, huschend, federleicht und fein.
Verirrte Winde kreuzen tröstend auf und wehen
ins einstmal's Festgefügte Wechsel und Verwandlung ein.

Der Stockböhmi in der Schöpfungssage

Unser Heiland Jesus Christus und sein Jünger, der heilige Petrus, machten einst eine Reise durch viele Länder und kamen auch nach Böhmen, das aber damals ganz öd und menschenleer war.

„Könntest du, Meister, hier nicht Menschen erschaffen, daß dieses schöne Land bevölkert und angebaut wird?“ sagte Petrus im Gehen. „O nein“, antwortete der Heiland, „dazu habe ich keine Lust; ich sehe voraus, die Menschen, die aus der Erde dieses Landes entstehen, sind schlimm; denen ist nicht zu trauen.“ Dem Petrus aber wollte doch nicht der Gedanke aus dem Kopf kommen, in dem schönen Lande Menschen zu sehen; daher, als er mittags mit seinem Meister wegen der Sonnenhitze und um sich auszuruhen, in den Schatten einiger Bäume gelegt hatte, fing er wieder davon an. Der Heiland schüttelte aber nochmals mit dem Kopf.

„Nun“, sagte Petrus, „wenn du nicht gern aus der Erde dieses Landes einen Menschen machen willst, so laß ihn aus einem andern Ding entstehen. Ich weiß, du hast in dir die Macht dazu. Wie wäre es, wenn du ihn aus dem Baumstock da machst, worauf du deinen Mantel gehängt hast?“

Da sagte Christus: „Als dieser abgehauene Baum noch grün war, zog er sein Leben aus dem Boden des Landes durch die Wurzeln. Es ist daher einerlei, ob ich aus Lehm oder aus diesem Holz einen Menschen mache. Damit du aber siehst, Petrus, welcher Art die Menschen in diesem Lande sein werden, so will ich deinen Wunsch erfüllen.“ –

„Stock, werde ein Mensch!“ rief der Herr mit lauter Stimme. Da regte es sich mit Macht darin, hob sich hoch und höher, und aus dem Baumstock ward ein Stockböhmi. Kaum war er aber erstanden, als er sich hurtig bückte, des Herrn Mantel aufraffte und damit davonlief. „Siehst du,“ sprach der Herr zu seinem Jünger, „wie die Menschen in diesem Lande sind?“

Da schlug Petrus die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „O Undank! Da geht es

nach dem Sprichwort: Trau, schau, wem? Nur nicht einem Böhmi!“

Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, 2. Bd., 1855.

Seltsame Geburtsstunde

Einmal war unser Herrgott mit einem Apostel auf Wanderschaft. Unweit von E. sind sie an einem Teich vorbeigekommen, in dem viele Gänse waren.

Wo immer man auch hingeschaut hat, waren krumme und gerade Gänsedreckln zu sehen. Da sagte der Apostel:

„Herr, könnt' ihr aus diesem Zeug nicht auch etwas machen?“

„Warum denn nicht“, meinte der HERR, streckte seine Arme recht weit von sich und sagte:

„Stehet auf, ihr Krummen und ihr Geraden und werdet lauter Tschechoslowaken.“

Hans Jelinek: esengebirgler.de

Es gibt Tschechen und Slowaken, aber keine Tschechoslowaken.

Böhmische Stadtmusikanten

Vom Böhmerwald aus zogen einmal eine Gans, ein Truthahn und eine Ente auf Wanderschaft. Am Wege nach Prag kamen sie an einem alten Schupfen vorbei. Die Gans drehte an dieser Stelle den Kopf zur Seite und schnaterte:

„Pivo! Pivo!“ (Bier).

Gleich folgte der Truthahn mit seinem Geschnarre: „Pschibram, Pschibram!“

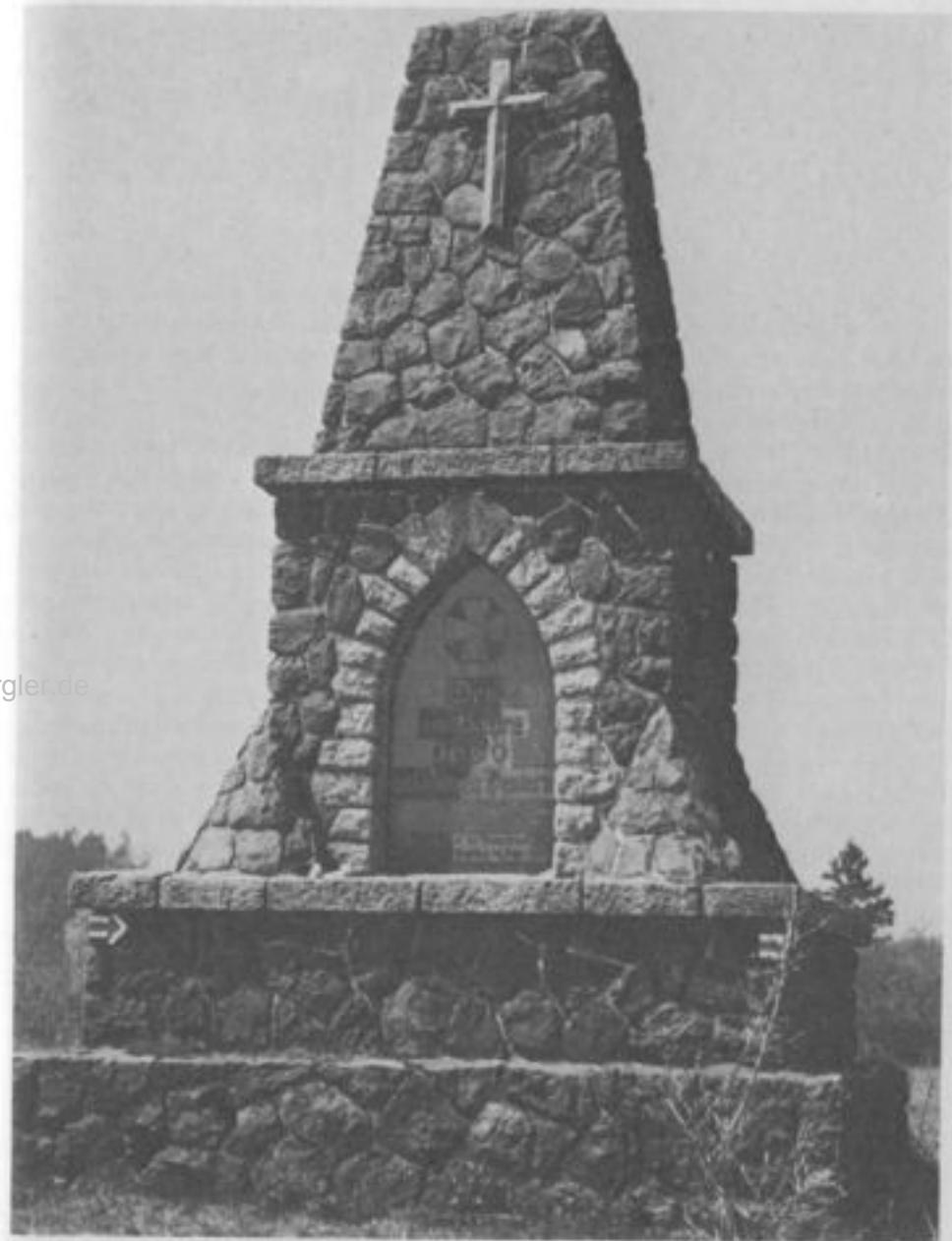
Lautstark quakte die Ente hinterher:

„Tak! Tak!“ (Fertig).

Und so soll es zur Gründung von Pilsen gekommen sein.

Man sagt heute in Karlsbad

„Wir haben eine schöne Alte Wiese und eine schöne Neue Wiese, aber *Devizen* haben wir nicht.“ – „Früher war's schön, jetzt ist es schöner, am schönsten war's halt, wenns wieder schön wär!“



Die Bauern wollten Freie sein...

Zum Gedenken an die Bauernrebellion in Böhmen i. J. 1680
Das im Jahre 1935 errichtete Denkmal erinnert an die im Mai 1680 am Schafberg bei der Burg Schwanberg im Kampfe um die Freiheit gefallenen Bauern.

Die Deutschen in der Prager Stadtvertretung von 1827 bis 1927

Im Jahre 1827 gab es keine gewählte Prager Stadtvertretung. Im Altstädter Rathaus, das seine Wirksamkeit auf die sogenannten vier Prager Städte, die Altstadt, die Neustadt, die Kleinseite und den Hradschin, erstreckte, saßen von der Regierung ernannte beamtete Mitglieder des Magistrates, an ihrer Spitze der Bürgermeister und zwei Vizebürgermeister; auch sie waren Staatsbeamte. Diese Organisation des Magistrates beruhte auf zwei Hofdekreten aus dem Jahre 1784, in welchem Jahre die Vereinigung dieser vier ehemals selbständigen Städte vollzogen worden war. Zwar hatte Kaiser Josef II. damals eine Anteilnahme der Bürger an der Verwaltung der Stadt dadurch vorgesehen, daß Bürgerausschüsse die Wahlen der Mitglieder des Magistrats vornehmen sollten, allerdings nur aus der Reihe von geeigneten Kandidaten, die ihnen von der Regierung vorgeschlagen wurden, allein Kaiser Franz I. hatte 1797 und 1808 jede Wahl verboten, weil Wahlen „offenbar die Ruhe und die Einigkeit der Bürger stören und Zwietracht, Feindschaft und gegenseite Verbitterung bewirken.“ Daß Prag damals deutsch verwaltet wurde, lag im Zuge der damaligen Zeit.

Dieser Zustand dauerte bis zum Revolutionsjahr 1848. In den Wirren im Frühling dieses Jahres erließ der Oberstburggraf Graf Stadion aus eigener Machtvollkommenheit am 22. März eine vorläufige „verneuerte“ Gemeindeverfassung für Prag. Nach ihr sollte ein hundertgliedri-

ger Bürgerausschuß gewählt werden, der aus sich einen Bürgermeister und einen 24-gliedrigen engeren Ausschuß wählen sollte; wahlberechtigt und wählbar waren alle Einwohner mit Bürgerrecht und Hausbesitzer. Die Wahl fand tatsächlich am 27. März statt, mußte aber infolge schwacher Beteiligung am 29. und 30. März fortgesetzt werden. Am 30. August fanden neue Wahlen in einem 149-gliedrigen Bürgerausschuß statt, aus dem ein 48-gliedriger enger Ausschuß gewählt wurde. Eine parteimäßige Gliederung fand bei diesen Wahlen eben wenig statt, wie die nationale Zugehörigkeit der Gewählten festgestellt werden kann. Unter den Gewählten befanden sich zahlreiche Deutsche, darunter der Begründer der bekannten Brauerfamilie Wanke von Rodlow und Großvater des gewesenen Handelsministers und Abgeordneten Dr. Karl Urban, Rechtsanwalt Dr. Wenzel Wanka, der als der letzte deutsche Bürgermeister Prags vom 31. Mai 1848 bis 1861 fungierte, der Arzt Dr. Carl Lumbe, der erste Besitzer der Lumbeschen Gärten auf dem Hradschin, der Apotheker Vinzenz Dittrich, Großvater des Universitätsprofessors Paul Dittrich, der Buchdruckereibesitzer Andreas Haase, Vorfahr der Familie Haase von Wranau, Karl von Helly, die Buchhändler André und Ehelich, der Großkaufmann Friedrich Zdekauer, Vorfahre der späteren freiherrlichen Familie Wolf-Zdekauer, und sein Bruder Emanuel, ein Graf Franz Thun, der Bäcker-

meister Ludwig Popel, der Kaufmann Franz Xaver Brosche, der Hausbesitzer Anton Herget, Vorfahre der bekannten Ziegeleibesitzerfamilie gleichen Namens, und der bekannte jüdische Philantrop und spätere Präsident der jüdischen Kultusgemeinde Leopold von Lämmel.

Am 27. April 1850 wurde das Prager Gemeindestatut erlassen, durch das die bisherige Judenstadt, fortan Josefstadt genannt, eingemeindet wurde. Nach ihm bestand das Prager Stadtverordnetenkollegium aus 90 Mitgliedern, die nach den fünf Stadtteilen, in drei nach der Steuerleistung abgestuften Wahlkörpern gewählt wurden. Auch die ersten Wahlen, die am 29. August d. J. auf Grund des neuen Gesetzes stattfanden, kannten noch keine nationalen und Parteigegensätze. Man kann wohl annehmen, daß das Gepräge des Kollegiums vorwiegend deutsch war. Von Namen, die Bedeutung gaben oder die noch bis in die jüngste Zeit eine Rolle in dem Deutschtum Prags oder Böhmens spielen, finden wir abermals Dr. Wenzel Wanka (1850–1861), Friedrich Zdekauer (1850–1861), Emanuel Zdekauer (1850–1852) und Andreas Haase (1850–1861), Vizebürgermeister (1850–1856), und von neuen Namen Dr. Johann Kiemann (1850–1861), Vater des verstorbenen Abgeordneten und Kunstsammlers gleichen Namens, den Fabrikanten Josef Baernreither (1850–1858), Vater des nachmaligen Ministers Dr. Baernreither, den Gründer des deutschen Kinderspitals Universitätsprofessor Dr. Josef Löschner (1850–1863), den Fabrikanten Karl Eduard Brosche (1850–1861), den nachmaligen Direktor der Böhmischen Sparkasse Dr. Wenzel Worowka (1850–1866), Vizebürgermeister (1856–1861), den JU-Dr. Anton Herget, den späteren Präsidenten der Advokatenkammer Dr. Friedrich von Wiener (1850–1852 und 1861–1871), den

Ahnen der gleichnamigen freiherrlichen Familie Moritz Kubinzky (1850–1859) und bei den Nachwahlen im Jahre 1851 abermals Leop. v. Lämmel (1851–1861) und den Fabrikanten Leopold von Portheim (1851–1862 und 1865–1869).

Erst nach Herausgabe des Oktoberdiploms (20. 10. 1860) wurden neue Wahlen angeordnet, die am 11. März 1861 stattfanden. Gegen die das Rathaus bisher beherrschende Partei, die Partei der Freunde der freien Verfassung, trat eine Opposition unter dem Schlagworte „Fortschritt zum Besseren“ auf. Die erste Partei war zentralistisch-österreichisch orientiert, die zweite föderalistisch-böhmisch, und erst im Laufe der nächsten Jahre wurde aus der ersten die deutsche, aus der zweiten die tschechische Partei. Interessant ist, daß es die Wahlaufufe dieser beiden Parteien, die sich nun jahrzehntelang im Wahlkampfe gegenüberstanden, bis gegen Ende der sechziger Jahre vermieden, sich in den Wahlaufufen als tschechische bzw. deutsche Partei zu bezeichnen, ja die nationale Frage nicht einmal berührten; interessant ist weiter, daß die tschechische Presse die „Fortschrittspartei“ für das Tschechentum in Anspruch nahm, obwohl sich noch jahrelang auf ihren Kandidatenlisten zahlreiche Deutsche finden, was sich wohl nur durch einen ausgeprägten böhmischen Landespatriotismus vieler Deutscher der damaligen Zeit erklärt. Erst allmählich wird für die Partei der Verfassungsfreunde auch der Name Partei des deutschen Kasinos üblich. Obgleich der Wahlaufuf der Fortschrittspartei im Jahre 1861 neben den Namen Franz Palacky, Franz Ladislaus Rieger und Franz Pitroff (der als erster tschechischer Bürgermeister nun gewählt wurde) die deutschen Namen Klemens Bachofen von Echt, Maximilian Dormitzer und Eduard Seutter von Lötzen trägt, begrüßt die

„Narodni Listy“ den Sieg dieser Partei – sie brachte 32 Kandidaten durch, während die Verfassungspartei nur 10 errang, die übrigen 28 Gewählten wurden von beiden Parteien gemeinsam (!) kandidiert – mit den bezeichnenden, noch heute modern anmutenden Worten: „Wir haben erkannt, daß in unserer Heimat wir die Herren sind!“

Unter den neugewählten deutschen Stadtverordneten des Jahres 1861 waren neben einigen uns von früher her Bekannten der Verlagsbuchhändler Friedrich Tempisky (1861–1864), der berühmte Augenarzt Prof. Dr. Leopold Hauser von Artha (1861–1863), der Begründer der bekannten Advokatenfamilie Dr. Ignaz Hauschild (1861–1863), der hervorragende Kaufmann und spätere Handelskammerpräsident Richard Dotzauer (1861–1867) und der Kaufmann Wolfgang Löwenfeld (1861–1864), der interessanterweise trotz seiner Weigerung gewählt wurde. Bei den Wahlen der folgenden Jahre stoßen wir u. a. auf die Namen Univ.-Prof. und nachmaliger Minister Dr. Eduard Herbst (1862–1868), Dr. Franz Schmeykal (1864–1867 und 1869–1871), Landesausschußbesitzer und Präsident der israelitischen Kultusgemeinde Dr. Ludwig Tedesco (1864–1867 und 1869–1871), Reichsratsabgeordneter Adolf Schwab (1864–1871), Fabrikant Maximilian Hergel (1862–1871), Landtagsabgeordneter Dr. Moritz Raudnitz (1862–1865), späterer Sektionschef und Handelsminister Dr. Anton Banhans (1867–1869), Vater des bekannten späteren Eisenbahnministers, Fabrikant Vinzenz Gemen (1876–1879) und endlich Rechtsanwalt Dr. Ludwig Bendiener (1871–1882 und 1887–1888).

Die sechziger und siebziger Jahre bringen die Wandlung Prags aus einer österreichischen, ihrem Äußeren nach deut-

schen Provinzhauptstadt zur Metropole des nach langer Lethargie in nationaler Leidenschaft aufbrausenden Tschechentums. Die Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse schafft ein tschechisches Proletariat, und von den alten Ständen Prags wird der Klein- und Mittelbürgerstand zuerst tschechisch.

Da gerade dieser infolge der im Laufe der Zeit immer unmoderner werdenden Wahlordnung die Stadtvertretung beherrscht, wird der deutsche Einfluß in ihr immer kleiner. In den bei den jährlichen Ergänzungswahlen stattfindenden Wahlkämpfen zwischen der allmählich rein tschechisch werdenden Fortschrittspartei und der deutschen Verfassungspartei wird diese immer mehr zurückgedrängt, und ihre Vertretung wird zu einem kleinen Fährlein.

Am 8. Oktober 1882 fand die Installation des neugewählten Bürgermeisters Dr. Thomas Cerny statt, bei der die Stadt als das „goldene slawische Prag“ feierte. Dieser Ausspruch, sowie die Bevorzugung der tschechischen Sprache bei seiner Rede veranlaßten die „Bohemia“ zu einem bitteren Artikel, der mit den Worten „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister“ begann. Die fünf deutschen Stadtverordneten, Advokat Dr. Ludwig Bendiener, Fabrikant Friedrich Brosche, Dozent Dr. Moritz Popper, Advokat, Dr. Ignaz Wien und Kaufmann David Zappert, legten am 12. Oktober ihre Mandate nieder, was tschechischerseits als „Provokation“ bezeichnet wurde. Daß sich unter diesen fünf Stadtverordneten vier Juden befanden, erklärt sich daraus, daß die noch immer vorwiegend von Juden bewohnte Josefstadt das letzte Bollwerk der deutschen Partei geblieben war. Auch dieses fiel bei den nächsten Ergänzungswahlen.

Nochmals versuchte die deutsche Partei bei den Wahlen im Jahre 1885 ihr

Glück im ersten Wahlkörper der Altstadt. Sie schickte ihre besten Männer in den Kampf, von denen vier, nämlich der Journalist Alfred Klaar, der spätere Präsident des deutschen Kasinos Otto Forchheimer, der berühmte Univ.-Prof. Dr. Philipp Knoll und der altbewährte Stadtvertreter Dr. Ludwig Bendiener in die Stichwahl kamen. Diese Wahl hatte einen langwierigen Rechtsstreit zur Folge, der den Verwaltungsgerichtshof zweimal beschäftigte. Eine auf Grund seiner Erkenntnis vorgenommenen neue Stichwahl am 26. September 1887 brachte Dr. Bendiener in die Stadtverwaltung, wo er als einziger und letzter Deutscher vom 29. Dezember 1887 bis zum 7. Dezember 1888 saß. Er hat sich große Verdienste um die Stadt Prag erworben. Schon 1873 trat er für die Versorgung Prags mit gutem Trinkwasser ein; als die Frage der Umwandlung der Schanzen in einen Stadtpark zur Verhandlung stand, errang er gegen die heftige Opposition Franz Ladislaus Riegers, der einwendete, daß diese paar Bäume die Prager nicht glücklich machen würden, für seinen Antrag auf Errichtung des Stadtparks die Mehrheit. Er war auch viele Jahre Rechtsanwalt der Stadt Prag. Mit ihm schied die deutsche Partei endgültig aus dem Kollegium.

37 bzw. 31 Jahre waren die Deutschen Prags im wahren Sinne des Wortes Fremde in der Prager Ratsstube. Die veraltete Wahlordnung machte ihr Eindringen unmöglich, obwohl sie auf dem Vermögenszensus beruhte, mochte auch Friedrich Wieser den Anteil der Deutschen an der direkten Steuerleistung Prags noch für 1900 auf etwa die Hälfte schätzen. Die Prager Ratsstube war jetzt nicht nur von jeglichem deutschem Einfluß „gesäubert“, sie war auch der Brennpunkt des Deutschenhasses und der Staatsfeindlichkeit.

Der Umsturz (1918) hat nur wenig an dem Geiste der Prager Ratsstube geändert. Der Ausschluß der Deutschen aus ihr hörte allerdings auf. Dasselbe Gesetz, das den tschechischen Minderheiten in den deutschen Städten den Eintritt in die Gemeindestuben erschloß, mußte die Rückkehr der Deutschen in das Altstädter Rathaus sowie in die Rathäuser der wichtigsten Vorstädte zur natürlichen Folge haben. Es war keine Kleinigkeit, das Prager Deutschtum, verschüchtert durch die Ereignisse des Umsturzes, zweifelnd an der durch das Gesetz gewährleisteten Geheimhaltung der Wahlen, zur Wahl zu organisieren, noch dazu unter der Herrschaft eines neuen, gänzlich fremdartig empfundenen Wahlsystems. Zudem wohnten die Deutschen über das gewaltig gewordene Großstadgebiet zerstreut, das in zahlreiche selbständige Gemeinden zerfiel, von denen sie in nicht weniger als acht kandidierten. Leider gelang es nicht, sie unter einer Fahne zur Wahl zu führen... Immerhin gelang es, manche tschechische Vorarbeiten gemeinsam durchzuführen. Dankbar gedenken wir des alten Parlamentariers Arthur Skedl und des Rechtsanwaltes Dr. Josef Stark. Dieser leitete mustergültig die Agitation, während mir die Leitung des juristisch-technischen Teiles des Wahlkampfes zufiel. Der Abend des 15. Juni 1919 brachte den Deutschen Prags einen großen Erfolg: obwohl in den im voraus aussichtslosen Vororten keine Listen aufgestellt worden waren, wurden 15 197 deutsche Stimmen abgegeben, und eine Reihe deutscher Gemeindevertreter konnte in die Gemeindestuben der Prager Gemeinden einziehen, darunter nicht weniger als sechs in die Ratsstube der Hauptstadt. Von den Bürgerlichen waren dies Dr. Josef Eckstein, der Führer der deutschen Fraktion im Prager Ratshause und einziger deutscher Stadtrat von

durch seine Reichstreue erstmals die Krone für sich, und sein Bruder, Bischof Gebhard, wurde zeitweilig Reichkanzler. Auch um Böhmens zweiten Herzog, der den Kronreif erlangte, um Wladislaw II., steht eine Reihe deutscher Gestalten; seine Mutter Richsa von Berg, seine erste Frau Gertrud von Babenberg, den Salern und Staufeu verwandt, seine zweite Gattin Judith von Thüringen, sein Kanzler Gervasius. Seinem und Judiths Sohn Ottokar Primysl I. war beschieden, Böhmens Königtum auf Dauer zu gründen.

Ein tragisches Los umwittert die Reihe dieser frühen deutschen Wegbereiter im Sudetenraum: als einzelne berufen und eingesetzt, hatten sie Leben und Wirken dem Lande und seinem fremden Volkstum zu widmen; ohne neuen Nachschub deutscher Kräfte aus der alten Heimat wären sie auf verlorenem Posten gestanden. Aber sie kamen ja nicht, um hier deutsche Gemeinschaften zu stiften, sondern um mitzuhelfen und einem höheren Ziele zu dienen; der Gewinnung dieses Ostlandes für die westliche Gesittung, seinem Ausbau zu einem sicheren und wertvollen Gliede des gemeinsamen Reiches. Eben dadurch aber, daß sie sich uneigennützig diesem Werk verschrieben, haben sie hier durch ihre Leistung dem deutschen Namen zu hohem Ansehen verholfen und ihm das erste Heimatrecht erworben, das den ihnen folgenden Massen deutscher Siedler die Tore öffnete und ihr Werk erleichterte.

Dieser neue Abschnitt der Geschichte des Deutschtums in den Sudetenländern, die volle

Entfaltung der Volksgruppe

in Tiefe und Breite setzte etwa um 1200 ein. Viele Ansätze erreichten eine höhere Stufe. Die deutschen Gemahlinnen der böhmischen Könige entstammten nun den deutschen Herrscherhäusern selbst – Kunigunde von Staufeu, Margarete von Babenberg, Gutta von Habsburg. Die Reihe der deutschen Geistlichen des Mittelalters gipfelt in dem Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg, aus vornehmstem niederdeutschen Hause, dem diplomatischen Helfer Ottokars II. bei seiner Politik von der Ostsee bis zur Adria, und in Wenzels II. Kanzler, Peter Aspelt, dem späte-

ren Mainzer Erzbischof. Deutscher Adel kam ins Land – Bruno von Schaumburg hat westfälische Adlige als Lebensträger des Olmützer Bistums in Schlesien angesiedelt. Aber auch die alteingesessenen Adelsgeschlechter wurden von der ritterlichen Kultur des Westens erfaßt, sie zogen aus den alten Wasserburgen auf neue Bergschlösser, und manches slawische Geschlecht übernahm den deutschen Namen seiner neugebauten Burg.

Bezeichnenderweise wurde die Sicherung der entlegenen Grenzkreise, wie Elbogen, Tachau, Trautenau, Glatz, deutschem Lehensadel anvertraut, und im Böhmerwalde waren die künischen Freibauern neben den alten slawischen Chodan als Grenzhut eingesetzt. Ein Weiteres trug zur Schaffung großer deutscher Siedelstrecken im Grenzgebiet bei: wenn von Österreich, Bayern oder Sachsen her deutsche Rodung erfolgreich in den Grenzwald gegen Böhmen vordrang, so war es Böhmens eigenes Interesse, gleich kundige Hände auch von seiner Seite einzusetzen, damit die Grenze, die man bisher irgendwo „mitten im Wald“ angenommen hatte, sich nicht zu Ungunsten Böhmens verschob. So hat die deutsche Rodenacke von beiden Seiten her aus einem breiten Waldsaum eine deutliche Grenzlinie herausgehauen und die gleichen deutschen Rodenamen auf -grün, -reuth, -ried, -schlag, -stift diesseits und jenseits der Grenze bezeugen noch heute die Einheitlichkeit und Gleichzeitigkeit dieses siedlerischen Wettstreites.

Aber auch im Landesinnern konnte die neue Rodetechnik und die Dreifelderwirtschaft des deutschen Bauern manches Stück brach geliebten Urlandes zum Kulturboden wandeln und machte ihn zu einem willkommenen Siedler. Gern gewährte der Grundherr, Krone, Kirche oder Adel, ihm das bessere „deutsche Recht“: Erbfolge ohne die alten, drückenden Landeslasten und manche Rechtsfreiheit. Dieses bessere deutsche Recht sowie die neuen Wirtschaftsformen, wie etwa auch die Flurrenteilung in Hufen, machten sich bald auch die tschechischen Nachbarn zunutze.

Ein völlig neues Element aber brachten die Deutschen mit dem Städtewesen ins Land. Ein immer dichteres und weiter ausge-

spanntes Netz von Städten zog sich weithin in den Osten und gab dem bäuerlichen Lande Gliederung und Mittelpunkte für Handwerk und Handel. Neue Rechtsformen für diese bisher ungewohnte Ballung von Menschen waren notwendig. Das Übergreifen süddeutscher und mitteldeutscher Stadtrechtskreise, die sich mit einer Grenze quer durch Böhmen und Mähren voneinander schieden, zeigt wieder einmal deutlich den Grundzug des Zusammenwirkens aller deutschen Stämme bei der Entstehung dieses neuen sozialen Standes in den Sudetenländern.

Eine eigene, wichtige Gruppe davon waren die Bergstädte. Vor allem das Silber, das die Kunstfertigkeit des deutschen Bergmanns bei Kuttenberg oder Iglau aus dem Schoß der Berge förderte, entwickelte sich zur wirtschaftlichen und bald auch politischen Machtquelle nicht nur für die Städte, sondern auch für die Krone.

Gerade dies aber weckte eine bedenkliche Gegenwirkung: der Adel fühlte sich durch das deutsche Bürgertum und die städtefreundliche Politik der Krone in seiner Machtstellung gefährdet, und in die adelige Standesopposition mischten sich alsbald drohende Töne eines tschechisch-nationalen Fanatismus wie etwa in der bekannten Reimchronik des Dalimil. Die gleichzeitigen Geschichtswerke deutscher Geistlicher hingegen, wie die Saarer Chronik des Heinrich von Heimburg oder Königsaalers des Peter von Zittau, atmen durchaus den Geist nationaler Duldsamkeit.

Noch konnte das 14. Jahrhundert manche deutsche Errungenschaft des 13. Jahrhunderts zu letzter Höhe emporführen. Den deutschen Kaisertöchtern auf dem böhmischen Thron folgte in Johann von Luxemburg ein deutscher Kaisersohn als böhmischer König und in seinem Sohne Karl IV. die Vereinigung der deutschen und der böhmischen Krone auf einem Haupte. Johanns Griff nach Böhmen und sein Rechtsgrund, die Verheiratung mit der letzten Przemyslidin Elisabeth, waren ein Werk deutscher geistlicher Politiker, Peter Aspelt und der deutschen Äbte böhmischer Zisterzienserklöster. Aber unverkennbar ist er nur ein Teilzug einer großen Zeitende: nachdem die deutsche Besiedlung die Ostge-

biete wirtschaftlich erschlossen hatte, folgte dem großen Volkstrug auch eine Verlagerung des politischen Schwergewichts im Reiche. Noch immer waren im späten Mittelalter westdeutsche Häuser die Träger der Reichskrone, aber seit den letzten Staufeu hat jeder dieser Herrscher versucht, in einem der neuerschlossenen Ostgebiete zwischen Ostsee und Adria Fuß zu fassen. Daß dies nicht ein „deutscher Drang nach Osten“ war, beweist die Tatsache, daß sich im 14. Jahrhundert auch die französischen Anjous in Ungarn und Polen festsetzten, wie denn auch die Luxemburger manche lebendige Verbindung von Paris mit diesem Ostraum vermittelten. Der Gedanke, mehrere dieser Ostgebiete zu einem neuen Machtzentrum zusammenzufassen, hat seit Ottokar II., der Österreich mit den Sudetenländern vereinigte und Ungarn anstrebte, immer wieder das politische Denken bewegt.

Ein anderer neuer Ansatz des 13. Jahrhunderts wuchs im 14. in beträchtliche Ausmaße an: der Anschluß deutscher Nachbargebiete an Böhmen und Mähren. 1212 hatte erstmals der Kaiser den Przemysliden Besitzungen im Reich geschenkt, Ottokar II. hatte nicht nur das Babenberger Erbe, sondern auch das staufische Egerland für Böhmen gewonnen, Wenzel II. wichtige Beziehungen zu Schlesien und Polen geknüpft. Johann von Luxemburg erreichte den Anschluß der Oberlausitz und ganz Schlesiens für mehrere Jahrhunderte, Karl IV. trieb die Erwerbung „deutscher Lehen“ für Böhmen nach Westen hin in die Oberpfalz so weit vor, daß er auf eigenem Gebiet bis vor Nürnberg reiten konnte und Stützpunkte bis gegen den Rhein und Neckar zu besaß. Von Dauer war auch seine Erwerbung der Niederlausitz, die Erwerbung des zweiten weltlichen Kurfürstentums Brandenburg aber nur ein zeitweiliger Vorstoß gegen die Ostsee. Die Einverleibung weiter, oft unmittelbar benachbarter deutscher Landschaften in die Krone Böhmens gab der jungen deutschen Volksgruppe in den Sudetenländern einen breiten Rückhalt und rege Querverbindungen zum deutschen Alt- und Neusiedelland.

Ebenso kann man Karls Bestreben, Prag zum politischen und kulturellen Mittelpunkt der

luxemburgischen Hausmacht und des Deutschen Reiches und zu einem geistigen wie wirtschaftlichen Umschlagplatz für ganz Mitteleuropa zu machen, als die reifste Frucht der Städteentwicklung des 14. Jahrhunderts bezeichnen. Wie planmäßig er vorging, zeigt eine Auswahl der Persönlichkeiten, die er selber zur Mitarbeit an seinem Werk nach Prag berief. Neben Peter Parler, dem schwäbischen Baumeister, steht da der Hofmaler Nikolaus Wurmser aus Straßburg und sein Landsmann Johannes Dambach als einer der ersten Lehrer der neuen Universität und der österreichische Sittenprediger Konrad Waldhauser, den die tschechische Reformbewegung als ihren ersten Anreger anerkennt. Wie viele rege deutsche Kräfte aber folgten ihrem Wege von selbst, als erst das von Karl in Prag gestiftete geistige Werk seine volle Anziehungskraft entfaltet – allein die Namen der deutschen Magister von Rang an der Prager Hochschule würden Seiten füllen! Ihnen zur Seite aber stand damals schon eine stattliche Zahl von einheimischen Deutschen, deren Name und Werk weithin über die Landesgrenzen wirkte. Aber auch bei den Tschechen fand ihr Werk Widerhall – selbst wenn es deutsch abgefaßt war wie etwa der „Ackermann aus Böhmen“. Karls IV. Bestreben war freilich unverkennbar darauf gerichtet gewesen, die nationalen Spannungen zwischen Tschechen und Deutschen, wie sie im Dalimil aufgekommen waren, zu entschärfen. Erst unter der lasigen Hand Wenzels IV. flammte dieser tschechische Fanatismus wieder hell auf. Trotz dieser Vorzeichen aber brach unbegreiflich jäh nach dieser Hochblüte der karolinischen Zeit der

Hussitensturm

über das Deutschtum der Sudetenländer herein und legte einen Grotto dessen, was in einem halben Jahrtausend opfervoller Arbeit aufgebaut war, in einem Jahrzehnt hinweg. Man wird diese Ereignisse besser verstehen, wenn man sie einerseits vor dem Hintergrund der offenen Krisis des Abendlandes – der Zeit der drei Päpste und der drei Kaiser – und als eine tschechische Reaktion auf diesen Verfall sieht und andererseits auch die Anzeichen einer

Erschlaffung der deutschen Spatnkraft nach der Hochleistung der deutschen Kolonisation beachtet. Schon in der Aufbauperiode Karls IV. verfiel das deutsche Stadtbürgertum der Sudetenländer bedenklichem Luxus oder der Sucht, in die Kreise des tschechischen Landadels aufzusteigen. Merkliches Abbröckeln der Volkssubstanz zeitigte die Tschechisierung deutscher Familien, so daß mancher spätere Hussit deutsche Großeltern hatte. Daß nicht nur im Sudetenraum dieser deutsche Verfall einriß, beweist deutlich der Umstand, daß fast in der gleichen Zeit, als der Hussitensturm tobte, auch der Deutsche Orden bei Tannenberg den Polen unterlag.

An sich strebte der Hussitismus ein Ziel an, das die besten Geister der Zeit, auch unter den Deutschen, bewegte: einen Ausweg aus der Kirchen- und Gesellschaftskrise. Indem aber Hus und sein Kreis bewußt einen eigenen tschechischen Weg dafür suchten und die Gedanken des Engländers Wicliff zu einer Zeit, da sie in Westeuropa schon offiziell abgelehnt waren, zu den ihren machten, verbaute sie sich ein Zusammengehen mit den deutschen Magistern und mußten sich den Ruf der Ketzerrei gefallen lassen. 1409 erreichten sie zwar bei Wenzel IV. die Entrechtung der Deutschen an der Universität durch das Kuttenberger Dekret und veranlaßten damit deren Abwanderung, aber schon in den nächsten Jahren wandten sich immer mehr Tschechen, darunter auch seine alten Lehrer und Anhänger von Hus ab. Seine heftigsten Ankläger in Konstanz waren nicht Deutsche, sondern Tschechen. Umgekehrt hatten sich schon durch Jahre neben anderen Sektierern aus verschiedenen Ländern auch deutsche Waldenser Hus angeschlossen, sie hatten ihm im Abflußstreit eine wirksame papstfeindliche Bildpropaganda beige-steuert und waren maßgeblich bei der Einführung des Laienkelches als des einprägsamen Kampfsymbols der Bewegung beteiligt.

Trotzdem traf die Wucht des hussitischen Schlags das Deutschtum mindestens ebenso schwer wie die Kirche. Soweit in Innerböhmen und in Teilen Mährens die Macht der Hussiten reichte, wurde das Deutschtum in den Städten und in Sprachinseln ihr Opfer.

Als echte Revolutionäre nahmen die Hussiten weder auf Einbuße an Kulturwerten noch auf wirtschaftliche Notwendigkeiten Rücksicht und vernichteten bedenkenlos das Erbe von Generationen. Nur die Randgebiete, schon seit der Kolonisation mehr geschlossenes deutsches Gebiet, konnten sich ihres Ansturms erwehren; sie fanden Anlehnung bei den benachbarten Reichsgebieten. Auch Schlesien, die Lausitzen und große Teile Mährens lehnten dem Hussitismus ab. Aber letztlich beendeten weder die Kreuzheere noch der Widerstand der Deutschen und Katholiken im Lande der Hussitenkriege, sondern die Auseinandersetzung zwischen dem gemäßigten Adel und den radikalen Volkbeeren.

Aber auch die nichthussitischen Gebiete konnten sich dem tiefen sozialen Umschwung nicht verschließen, der als unbeabsichtigte Folge der Hussitenkriege sich durchsetzte: dem Machtaufstieg des Adels, welcher Krone und Kirche beerbte und dadurch auch den Städten gegenüber die Vor-

Zum Trost

Sei unverzagt,
wenn auch die Rosen tot;
es glüht in stiller Stunde
der neuen Rosen Rot.



Würde nicht im öden Herbst
Blatt um Blatt hinweggetrieben
mitleidlos,
wäre nie der Frühlingserde
ein so reicher Schmuck beschieden,
schön und groß.

Würde nie das Leid dich treffen,
das die Welt wie dich gegeben,
schmerzenreich;
würde dich die Gunst oft öffen,
trotz des Glückes wär' dein Leben
trübsalreich.

macht errang. Was an Kronbesitz und Klostergut die Hussiten nicht erlangten, mußte der König selbst verpfänden, um seine vergeblichen Kriege gegen die Hussiten zu bezahlen. So erwarb Siegmund Kanaler Kaspar Schlick weite Gebiete in Nordwestböhmen, und die Meißner Markgrafen die Pfandschaft über Brüx und Aussig.

Spätere Phasen der hussitischen Bewegung haben oft praktisch die Deutschfeindschaft der ersten Jahrzehnte nicht mehr wiederholt. Der hussitische Adelskönig Georg von Podiebrad hat sich zum Mißfallen seiner Anhänger mit den deutschen Nachbarfürsten verglichen und sogar verschwägert. An seinem Hof wirkten Deutsche als Berater, selbst als er in offenen Gegensatz zur Kurie geriet. Nicht die Deutschen, sondern der katholische Herrenbund und sein ungarischer Standesgenosse Matthias Corvinus wurden seine bittersten Feinde. In diesem Kampfe kam es schließlich dazu, daß für zwei Jahrzehnte Mähren, Schlesien und die Lausitzen von Böhmen getrennt und Ungarn angeschlossen wurden. Als Böhmens neuer König, der Jagellone Wladislaw II. – auch er ein Katholik – 1490 Corvinus beerbte, war die Folge nur, daß oft genug auch Böhmen seine Angelegenheiten vor den Hof nach Ofen-Pest bringen mußte. – alles Umstände, die auch für die Deutschen jener Zeit recht bedeutsam sein mußten.

Auch die zu Georgs Zeiten entstandene letzte Ausgliederung des Hussitentums, die Böhmisches Brüder, waren eher deutschfreundlich und hielten namentlich gute Verbindung zu den deutschen Waldensern, von denen sie ganze Gemeinden in den Sudetenraum einholten. Aber alles dies hinderte nicht, daß weithin noch die alte Deutschfeindschaft in der Kelchnerbewegung weiter lebte und in den Bestimmungen der neuen Landesordnung verankert wurde. Damit aber besiegelten die Hussiten nur die wirtschaftliche Isolierung und Stockung, die besonders lähmend auf dem Wirtschaftsleben der Städte lag, und die Atmosphäre kultureller Inzucht, die sich am deutlichsten an der Bedeutungslosigkeit der hussitisch gewordenen Prager Universität offenbarte. Das günstige Leben der Sudetendeutschen muß sich in jenem Jahrhundert not-

wendig den deutschen Nachbarländern zuwenden. Immerhin hatten die Randgebiete in Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein oder Augustin Käsenbrod in Olmütz Persönlichkeiten, denen Prag niemand Gleichbedeutenden entgegenstellen konnte. Auch in der Baukunst bracht erst ein deutscher Meister wie Benedikt Rieth von Piestling wieder Werke von europäischer Höhe zustande. Aber die Spärlichkeit bedeutender Persönlichkeiten und Leistungen erweist sprechend, wie sehr der Hussitenkampf auch die deutschen Schaffenskräfte in den Sudetenländern gelähmt hatte.

Durch das ganze Mittelalter herauf hatten Deutsche aller Stämme und Landschaften und aller sozialen Schichten wesentliche Aufbauarbeit in den Sudetenländern geleistet. Ohne ihre Mitwirkung wäre der überraschende Aufstieg der Sudetenländer in ihrer politischen Geltung und ihre fruchtbare Einbeziehung in die Welt der abendländischen Christenheit nicht denkbar, ja sogar die tschechische Volkwerdung im Mittelalter vollzog sich unter ihrer wesentlichen und bereitwilligen Mithilfe. Es war auch kein Werk deutscher Gegenwirkung, daß tschechisch-nationale Ansätze von Cyrill und Method bis zum Hussitentum scheiterten, sondern eine Folge inneren tschechischen Zwistes.

Am Ende eines halben Jahrtausends, in dem das Wachsen und Wirken des Deutschtums im Sudetenraum aufs engste Hand in Hand ging mit der kulturellen und wirtschaftlichen Erschließung des Landes und mit der Höherentwicklung des tschechischen Volkes, in einem Augenblick, da die deutsche Spannkraft zeitweilig nachließ und das ganze Abendland in schweren Krisen lag, versuchte der tschechisch-nationale Fanatismus, die Deutschen bewußt auszuschalten und das ganze Aufbauwerk in die eigenen Hände zu nehmen. Aber ein Großteil des Kulturerbes zerbrach bei dem wilden Griff darnach, und die Hände waren auch nicht geschickt genug, das weiterzutragen, was sie übernehmen konnten. Der Zwist, der damit entfacht war, zog tiefe Risse durch das Land und verurteilte es zu politischer Bedeutungslosigkeit, geistiger Unfruchtbarkeit und wirtschaftlichem Verfall. Es ist ein Hohn auf die geschichtliche Wahrheit, daß dieses an Grausamkeit und Zerstörung so reiche Jahrhundert in der tschechischen Geschichtsschreibung seit Palacky als ein Höhepunkt der Humanität hingestellt wird. Der harte Schlag gegen sein Deutschtum hatte dieses zwar zurückweichen lassen, aber nicht zu Tode getroffen. Wohl aber hatte er der hohen Blüte des Landes ein jähes Ende bereitet und seine schöpferischen Kräfte in eine unfruchtbare Opposition gebannt.

EHM WALTER

Zweimal Prag

An dieser Stelle stocken Worte, weil in dieser Stadt unsagbare Schönheit geborgen ist. Mag die kunstvolle Brücke, die Karlsbrücke, ein Ort sein von dem man nach beiden Seiten zugleich sehen möchte, nämlich zum Hradschin oder der Altstadt, dem Altstädter Ring, „überall ist Wunderland“ auch in den Gassen und Kirchen und Türmen.

Die mittelalterliche geprägte Altstadt ist auch in ihrer barocken Verwandlung voller Geschichten und Geheimnisse, hier stellt sich der Bürger dar. Oben am Hradschin, einer imposanten Anlage mit allem Prunk der Großen dieser Welt, Ort der Repräsentation, der Paläste, selbst das Goldmachersgäßchen, ordnet sich dienend diesem Zwang als liebenswertes Relikt unter.

Die Stadtlandschaft Prag regt vieles an, Könige, Heilige, Denker, Baukünstler, Musiker, Genies und bedeutende Geister haben dort gelebt oder sind, wie im Falle Rainer Maria Rilkes, von dort in eine ruhelose Fremde gezogen.



Karl IV. als Jagdherr in Porzellan (45 cm)

Waldemar Fritsch

Große Sudetendeutsche

Franz Ludwig (1889–1955) zum 25. Todestag

Ein sudetendeutscher Komponist, der Münsteraner wurde

„Musik ist mein Leben, mein Leben ist Musik“, so sagte er einmal. Und so war es auch bis eine Stunde vor seinem Tod. Er starb ganz plötzlich an einem Herzinfarkt, als er kaum von einer anstrengenden Probe, die sich bis Mitternacht ausgedehnt hatte, in sein (durch Kunst und Wohnkultur geprägtes) Heim in Münster, Westfalen, zurückgekehrt war. Es war der 15. Juni 1955. Ludwig stand kurz vor der Vollendung seines 66. Lebensjahres, war er doch am 7. Juli 1889 in Graslitz, Westböhmen, geboren.

Drei Generationen Franz Ludwig

Der Verstorbene war der dritte Träger dieses Namens. Schon Großvater und Vater übten den Beruf des Musikers aus. Preßnitz im böhmischen Erzgebirge war der Stammsitz der Familie, deren Vorfahren ursprünglich im Harz als Bergleute ansässig waren. Das großväterliche Ensemble, mit Sohn, Tochter, Mutter und den drei Kusinen konzertierte immer wieder auf der Leipziger Messe, bereiste aber auch Rußland, die Türkei, Italien und sogar Indien. Vater Franz Ludwig spielte mit einem Streichquartett von Preßnitzer Musikern ein Jahr lang in Port Said, als dort der Suezkanal eröffnet wurde. Später gastierte er als Konzertmeister in Franzensbad und Orchesterdirigent in Eger. Im Jahr 1876 wurde er „vertragsmäßiger Lehrer“ an der von dem Graslitzer Großkaufmann in Prag, dem Landtagsabgeordneten Richard Ritter von Dotzauer, 1865 begründeten städtischen Musikschule in Graslitz. Als sie 1883 zur Staatlichen K. u. K. Musikfachschule für Musikinstrumentenerzeuger weiter ausgebaut wurde, berief ihn die österreichische Regierung unter 40 Bewerbern 1885 zum Leiter und 1905 zum Direktor der Anstalt, der 1906 noch Lehrwerkstätten für Instrumentenbau angegliedert wurden. Als

der Fachschuldirektor Ludwig 1912 in den Ruhestand trat, konnte er seinem Nachfolger eine Schule mit sieben Lehrern und 400 Schülern übergeben, während er mit zwei Lehrern und 50 Schülern begonnen hatte. Seine schul-schöpferische und darüber hinaus das musikalische Vereinsleben dieser Stadt mit rund 12.000 Einwohnern befruchtende, reformatorische Tätigkeit wurde zum großen Kapitel seines Lebens. Sein Sohn würdigte die 36-jährige Leistung des Vaters in seiner „Musikgeschichte des Erzgebirges“ (1924).

Das Wunderkind

In einem so musikalischen Elternhaus war das Schicksal des kleinen Franzel schnell besiegelt. Mit vier Jahren schlug er schon die Tscheinen in der Schützenmusik. Mit fünf lernte er Geige spielen, Flöte und Trompete blasen. Bald saß Franzel im Orchester, zuerst am Schlagzeug, dann mit der 2. Geige, der Bratsche, der Flöte und endlich als erster Geiger. Als Neunjähriger trat er am 26. Mai 1899 in Graslitz als Solist des 23. Violinkonzerts von J. B. Viotti in einem Symphoniekonzert der Schule im großen Saal des Hotels „Kaiser von Österreich“ auf. Vorher hatte er schon Mozartsche Violinkonzerte gespielt. Komponierversuche Franzels, der die seltene Gabe des absoluten Gehörs hatte, beurteilte Professor Joseph Lugert, Frohnau, Kr. Falkenau, Prag-Linz, der die Schule inspizierte, positiv. Er schrieb dem elfjährigen Absolventen der Musikschule ins Zeugnis, daß er ihn für fähig halte, als Konzertmeister in einem Orchester zu wirken. Schon als Kind hatte er im Elternhaus alle 83 Streichquartette von Joseph Haydn selber mitgespielt. Mangels einer höheren Lehranstalt in Graslitz, kam der Elfjährige nach Kaaden aufs humanistische Gymnasium, wo er außer dem

ludigen Latein auch seine spätere Frau, die Tochter des Professors Howorka, Ena, kennenlernte, die spätere Klavierkünstlerin, über deren Konzert eine freundliche Kritik von ihm in der bekannten Prager Zeitung „Bohemia“ erschien. Nach der Matura (Abitur) gab es Differenzen zwischen Vater und Sohn. Ludwig senior wünschte sich einen Gymnasiallehrer, aber der große Geiger Sevc wollte Ludwig junior als Schüler. Da dies der Vater ablehnte, nahm der Sohn das Studium der Germanistik und alten Sprachen in Prag auf. Schon ein Jahr später ging er nach Leipzig, der

damaligen Hochburg musikalischer Ausbildung, um bei Pembauer Klavier, Riemann Musikgeschichte und Max Reger Komposition zu studieren. Neigung und Begabung hatten sich in Ludwig durchgesetzt. Er war doppelt glücklich, da er hier mit seiner Jugendliebe Ena wieder zu gleichem Streben zusammentraf, um mit ihr den Weg der Ehe und zu den Höhen der Musik gemeinsam zu gehen. Ludwigs Konservatoriumszeit (1909–1911) endete mit dem Ninkischpreis, dem Kompositionspreis des Leipziger Konservatoriums.

Ein deutschböhmischer Musikant in Münster

Nach Kapellmeistertätigkeit an den Fürstl. Schwarzburgischen Theatern in Sondershausen, Rodolstadt und Arnstadt und am Fürstl. Konservatorium Sondershausen als erster Klavierlehrer sowie Unterbrechung durch den ersten Weltkrieg, den Ludwig von 1916–18 in Rußland und Rumänien mitmachte, holte ihn 1918 Prof. Dr. Fritz Volbach nach Münster. Als Volbachs Plan, die städtische Musikschule in enger Verbindung mit der Universität zu einer westfälischen Hochschule für Musik auszubauen, infolge der Nachkriegsverhältnisse 1919 scheiterte, gründete Ludwig mit seiner Frau Ena ein privates Klavierseminar, das sich bald großen Ansehens über Münster hinaus erfreute. Sogar zwölf Schüler aus Sondershausen waren Ludwig nach Münster gefolgt. Jahrzehnte hindurch bis zu seinem Tod bildete das Ehepaar Ludwig Musiker für die Privatmusiklehreprüfung, für den Beruf des Kapellmeisters und andere Sparten des Musikberufes aus. Im Zusammenhang mit seinem pädagogischen Wirken gründete er 1920 den „Ludwig-Bund“, eine Vereinigung von Freunden und fortgeschrittenen Schülern zur Pflege der „Kunst des Klaviers in historischer und wissenschaftlicher Umrahmung“. Wie der nachmalige Dekan der Musikhochschule Münster, Prof. Vetter, auf Grund der Jahresberichte des Ludwigbunds feststellte, wurden in etwa 250 Abenden 265 Komponisten – oft in Zyklen – mit rund 1100 Werken vorgestellt und analysiert, dies in Form von öffentlichen Konzerten und Hauskonzerten, aber auch im

Rundfunksender Münster von 1922–1925. Darunter befanden sich schon 1922 Werke von Schönberg und Bartok und als ausgedehntester der Zyklus „Die Klaviersonate von Johann Kuhnau bis zur Gegenwart“; 39 Abende mit 173 Werken von 110 Komponisten! In Anerkennung dieser beispielhaften musikalischen Erziehungsarbeit wurde er 1925 bei Einrichtung der Staatlichen Musiklehrerprüfung in die Prüfungskommissionen für die Fächer Klavier, Musikgeschichte, Komposition und Theorie sowie Musikerziehung als Prüfer berufen, denen er bis zu seinem Tod angehörte. Das Musikleben Münsters ist „Ludwig erheblichen Dank schuldig“, schreibt Prof. Vetter, zumal er diese seine Aufgabe als freischaffender Künstler in eigener Verantwortung durchführte und nicht durch ein leitendes öffentliches Amt finanziell abgesichert war. „Sein Gedächtnis wachzuhalten, ist moralische Verpflichtung für Münsters Musikverantwortliche“, schreibt Prof. Vetter, Berlin/Münster. – Die Stadt benannte zu seinem Gedächtnis eine Straße, die den Namen Franz Ludwig trägt.

Komponist und Chordirigent

Das kompositorische Schaffen Ludwigs ist äußerst umfangreich. Gerhard Kaschner, der Pressereferent der Stadt Münster, hat in seiner Monographie „Franz Ludwig“ (Heft 3, 2 der Zeitschrift „Münster. Blickpunkte“), herausgegeben vom Verkehrsamt der Stadt, in einer

fünf Seiten umfassenden Zusammenstellung aufgeführt, was nicht den Bomben des zweiten Weltkrieges und den Nachkriegswirren nach 1945 infolge der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei zum Opfer gefallen oder verschollen ist. Die Orchestermusik umfaßt 25 Titel, darunter „Heimaterde“, Walzer nach Motiven sudetendeutscher Volksmelodien für Blasorchester (1938 im Reichssender Köln uraufgeführt), ferner 13 Titel Kammermusik und 36 Titel Klaviermusik. Zwölf größere Chorwerke, zum Teil nach Dichtungen aus „Des Knaben Wunderhorn“, von Frank Thieß, Josef Weinheber und Volksliedern, z. B. auch aus dem Böhmerwald in dem Walzerzyklus „Wenn der Auerhahn balzt“, über 100 Männerchöre, 30 Gemischte Chöre, 25 Frauen- und 10 Kinder- und Jugendchöre sowie rund 50 Sologesänge, teilweise auch Bearbeitungen, sie alle lassen deutlich den Schwerpunkt seines Schaffens im gesanglichen Sektor erkennen. Dazu kommen noch drei Bühnenwerke, nämlich „Das Lambertusspiel“, ein dramatisches Oratorium in drei Akten (1930), „Schlag 12“, eine Oper in drei Akten (1928) und die Operette „Das Mädchel vom Erlenhof“ (o. J.). Auch an die zwölf Bearbeitungen und Editionen liegen vor, z. B. ein „Egerländer Tanzbüchlein“. Auch sudetendeutsche Volksdichtung, z. B. „Das Wasser g'hort zum Waschn“ oder „Der kropfete Sepp“ hat er neben Wilhelm Pleyers „An Deutschland“ und E. G. Kolbenheyers „Wer kann unsere Seele töten“ und „Fons Carolinus“, Hymne für Bariton und Orchester, vertont. Letztere wurde 1941 in Karlsbad unter GMD Robert Manzer uraufgeführt, nach Prof. Vettters Auffassung als Komposition Ludwigs bedeutendster Sologesang. Stärker als die prägende Kraft seines Lehrers Max Reger war die starke Verbundenheit zum Volkslied seiner Herkunftsheimat Böhmen. Seine über 100 Chöre, durch die er das deutsche Liedgut bereicherte, erfreuen sich, besonders soweit sie im westfälischen Volkstum wurzeln, heute noch großer Beliebtheit.

Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie.

Beethoven



Der Komponist Franz Ludwig

Sehr erfolgreich war sein Wirken als Dirigent zahlreicher Gesangsvereine. Immer wieder wurde er als Wertungsrichter oder Gutachter durch den Deutschen Sängerbund verlangt. Stattlich ist die Zahl der Preise, die er als Dirigent errang. Er stand im engsten Wettbewerb für den Dirigentenposten des berühmten Kölner Männer-Gesangsvereins. Ludwigs musikerzieherische Arbeit hat Maßstäbe gesetzt, die in seinen Schülern weiterleben und heute noch wirksam sind.

Im Mittelpunkt seines künstlerischen Schaffens stand ohne Zweifel sein kompositorisches Schaffen, dessen Stil als zwischen den Zeiten befindlich nicht aus den „in seiner Kindheit bestehenden Ordnungen“ ausbricht, wie ihn Prof. Dr. Komma charakterisiert. Er ist in seinen Schöpfungen der „grundheitere, singselige“ Erzgebirgler geblieben, der schlichten Menschen durch seine Kunst Freude bereiten will. Das Musikantische durchdringt sein ganzes Schaffen. Das erklärt auch die hohen Auflagen seiner Chorkompositionen.

Der Musikschriftsteller

Angeregt durch das Studium der Musikwissenschaft und besonders der Musikgeschichte bei seinem Lehrer Hugo Riemann in Leipzig, dem bekannten Verfasser des Musiklexikons, schrieb Ludwig Aufsätze in musikwissenschaftlichen Zeitschriften. So veröffentlichte er seine Nachforschungen in der Bibliothek des ehm. Piaristenklosters zu Schlackenwerth in Böhmen über den markgräflich-badischen Hofkapellmeister J. K. F. Fischer in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (1911). Seine Verbundenheit mit der Stadt der Musikinstrumenten-Erzeugung, seinem Geburtsort Graslitz, und der Herkunftsheimat seiner Eltern und Großeltern, dem Musikstädtchen Preßnitz, brachte er durch eine erstmalige Zusammenfassung der Leistungen auf musikalischem Gebiet des westböhmisches Musikwinkels in seiner „Musikgeschichte des Erzgebirges“ (1924) zum Ausdruck. Er beschreibt Leben und Leistung von rund hundert Musikern,

darunter Namen wie Willibald Gluck, Robert Schumann, Peter Gast und Rudolf Dellinger, aus 60 Orten des Erzgebirges und Egerlands. Auch die reiche musikalische Geschichte seiner Wahlheimat Münster erregte bald sein historisches Interesse. Die große Leistung des Brahmfreundes und Musikdirektors Julius Otto Grimm, der von 1860 bis 1900, also 40 Jahre das Musikleben der Provinzialhauptstadt und des Münsterlandes geprägt hatte, fand ihren Niederschlag in einer Biographie, die sich zu einer Geschichte der musikalischen Spätromantik ausweitete (Velhagen und Klasing, Bielefeld 1925). Literarisch übertroffen hat sich Ludwig in seinem Buch über „Ludwig Wüllner, sein Leben und seine Kunst“ (Verlag Weibezahl, Leipzig 1931). Ludwig verband mit dem vielseitig begabten Rezitator, Schauspieler, Sänger und Dirigenten eine enge Freundschaft, die auch zu gemeinsamen Liederabenden in einer Anzahl deutscher Städte führte. Professor Dr. K. M. Komma (Asch) nennt Ludwigs „Sprache schlechthin meisterhaft“.

www.erzgebirgler.de

Grete Adam-Jäckel

Stadt meiner Kindheit

Die Häuser und die Straßen jener kleinen Stadt,
Gesichter und Gestalten, freundschaftlich vertraut...
Was war, wir ahnen's, auch wenn sich's verändert hat,
in bunter Steinchen Spiel, das ständig neue Bilder baut.

Ein Lächeln da; und dort verklung'ne Melodien
von Stimmen, die die Seele rühren, demantklar.
Verwehte Spuren, die in Kreisen sich verlieren,
Erlebnisse beschwören: – Ja, es war – es war – es war –

Die Stadt, lebendig aus Lebendigem geboren,
die man als Kind zutiefst ins Herz geschlossen hat –
verblaßte Schemen, in Vergangenheit verloren.
Du weinst? – SIE IST NICHT MEHR, die liebe, kleine, stille Stadt.

Sie ging mit uns dahin im Zeitgeschehen.
Graviert sind Schatten, huschend, federleicht und fein.
Verirrte Winde kreuzen tröstend auf und wehen
ins einstmal's Festgefügte Wechsel und Verwandlung ein.

Der Stockböhmi in der Schöpfungssage

Unser Heiland Jesus Christus und sein Jünger, der heilige Petrus, machten einst eine Reise durch viele Länder und kamen auch nach Böhmen, das aber damals ganz öd und menschenleer war.

„Könntest du, Meister, hier nicht Menschen erschaffen, daß dieses schöne Land bevölkert und angebaut wird?“ sagte Petrus im Gehen. „O nein“, antwortete der Heiland, „dazu habe ich keine Lust; ich sehe voraus, die Menschen, die aus der Erde dieses Landes entstehen, sind schlimm; denen ist nicht zu trauen.“ Dem Petrus aber wollte doch nicht der Gedanke aus dem Kopf kommen, in dem schönen Lande Menschen zu sehen; daher, als er mittags mit seinem Meister wegen der Sonnenhitze und um sich auszuruhen, in den Schatten einiger Bäume gelegt hatte, fing er wieder davon an. Der Heiland schüttelte aber nochmals mit dem Kopf.

„Nun“, sagte Petrus, „wenn du nicht gern aus der Erde dieses Landes einen Menschen machen willst, so laß ihn aus einem andern Ding entstehen. Ich weiß, du hast in dir die Macht dazu. Wie wäre es, wenn du ihn aus dem Baumstock da machst, worauf du deinen Mantel gehängt hast?“

Da sagte Christus: „Als dieser abgehauene Baum noch grün war, zog er sein Leben aus dem Boden des Landes durch die Wurzeln. Es ist daher einerlei, ob ich aus Lehm oder aus diesem Holz einen Menschen mache. Damit du aber siehst, Petrus, welcher Art die Menschen in diesem Lande sein werden, so will ich deinen Wunsch erfüllen.“ –

„Stock, werde ein Mensch!“ rief der Herr mit lauter Stimme. Da regte es sich mit Macht darin, hob sich hoch und höher, und aus dem Baumstock ward ein Stockböhmi. Kaum war er aber erstanden, als er sich hurtig bückte, des Herrn Mantel aufraffte und damit davonlief. „Siehst du,“ sprach der Herr zu seinem Jünger, „wie die Menschen in diesem Lande sind?“

Da schlug Petrus die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „O Undank! Da geht es

nach dem Sprichwort: Trau, schau, wem? Nur nicht einem Böhmi!“

Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, 2. Bd., 1855.

Seltsame Geburtsstunde

Einmal war unser Herrgott mit einem Apostel auf Wanderschaft. Unweit von E. sind sie an einem Teich vorbeigekommen, in dem viele Gänse waren.

Wo immer man auch hingeschaut hat, waren krumme und gerade Gänsedreckln zu sehen. Da sagte der Apostel:

„Herr, könnt' ihr aus diesem Zeug nicht auch etwas machen?“

„Warum denn nicht“, meinte der HERR, streckte seine Arme recht weit von sich und sagte:

„Stehet auf, ihr Krummen und ihr Geraden und werdet lauter Tschechoslowaken.“

Hans Jelinek: esengebirgler.de

Es gibt Tschechen und Slowaken, aber keine Tschechoslowaken.

Böhmische Stadtmusikanten

Vom Böhmerwald aus zogen einmal eine Gans, ein Truthahn und eine Ente auf Wanderschaft. Am Wege nach Prag kamen sie an einem alten Schupfen vorbei. Die Gans drehte an dieser Stelle den Kopf zur Seite und schnatterte:

„Pivo! Pivo!“ (Bier).

Gleich folgte der Truthahn mit seinem Geschnarre: „Pschibram, Pschibram!“

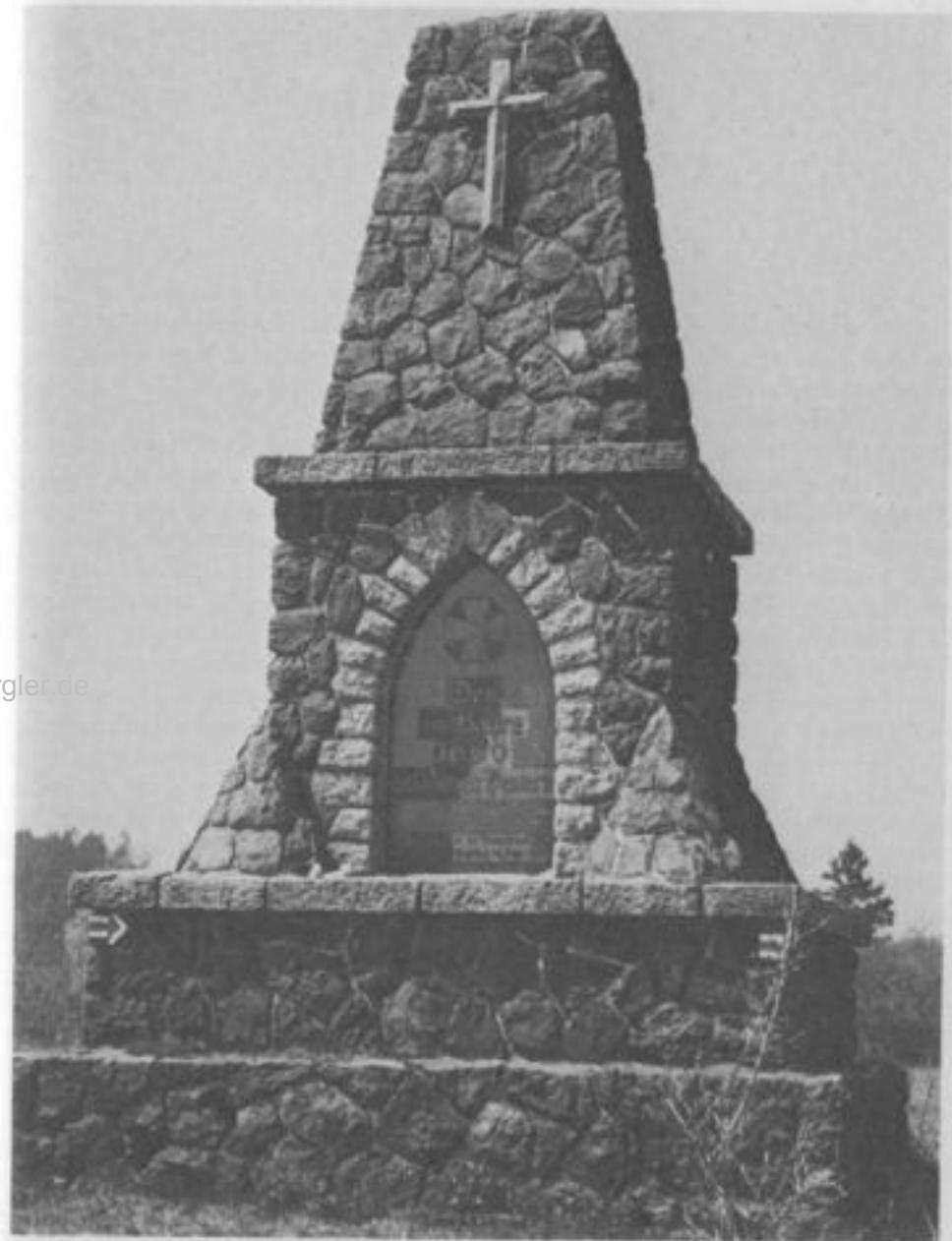
Lautstark quakte die Ente hinterher:

„Tak! Tak!“ (Fertig).

Und so soll es zur Gründung von Pilsen gekommen sein.

Man sagt heute in Karlsbad

„Wir haben eine schöne Alte Wiese und eine schöne Neue Wiese, aber *Devizen* haben wir nicht.“ – „Früher war's schön, jetzt ist es schöner, am schönsten war's halt, wenns wieder schön wär!“



Die Bauern wollten Freie sein...

Zum Gedenken an die Bauernrebellion in Böhmen i. J. 1680
Das im Jahre 1935 errichtete Denkmal erinnert an die im Mai 1680 am Schafberg bei der Burg Schwanberg im Kampfe um die Freiheit gefallenen Bauern.

Die Deutschen in der Prager Stadtvertretung von 1827 bis 1927

Im Jahre 1827 gab es keine gewählte Prager Stadtvertretung. Im Altstädter Rathaus, das seine Wirksamkeit auf die sogenannten vier Prager Städte, die Altstadt, die Neustadt, die Kleinseite und den Hradschin, erstreckte, saßen von der Regierung ernannte beamtete Mitglieder des Magistrates, an ihrer Spitze der Bürgermeister und zwei Vizebürgermeister; auch sie waren Staatsbeamte. Diese Organisation des Magistrates beruhte auf zwei Hofdekreten aus dem Jahre 1784, in welchem Jahre die Vereinigung dieser vier ehemals selbständigen Städte vollzogen worden war. Zwar hatte Kaiser Josef II. damals eine Anteilnahme der Bürger an der Verwaltung der Stadt dadurch vorgesehen, daß Bürgerausschüsse die Wahlen der Mitglieder des Magistrats vornehmen sollten, allerdings nur aus der Reihe von geeigneten Kandidaten, die ihnen von der Regierung vorgeschlagen wurden, allein Kaiser Franz I. hatte 1797 und 1808 jede Wahl verboten, weil Wahlen „offenbar die Ruhe und die Einigkeit der Bürger stören und Zwietracht, Feindschaft und gegenseite Verbitterung bewirken.“ Daß Prag damals deutsch verwaltet wurde, lag im Zuge der damaligen Zeit.

Dieser Zustand dauerte bis zum Revolutionsjahr 1848. In den Wirren im Frühling dieses Jahres erließ der Oberstburggraf Graf Stadion aus eigener Machtvollkommenheit am 22. März eine vorläufige „verneuerte“ Gemeindeverfassung für Prag. Nach ihr sollte ein hundertgliedri-

ger Bürgerausschuß gewählt werden, der aus sich einen Bürgermeister und einen 24-gliedrigen engeren Ausschuß wählen sollte; wahlberechtigt und wählbar waren alle Einwohner mit Bürgerrecht und Hausbesitzer. Die Wahl fand tatsächlich am 27. März statt, mußte aber infolge schwacher Beteiligung am 29. und 30. März fortgesetzt werden. Am 30. August fanden neue Wahlen in einem 149-gliedrigen Bürgerausschuß statt, aus dem ein 48-gliedriger enger Ausschuß gewählt wurde. Eine parteimäßige Gliederung fand bei diesen Wahlen eben wenig statt, wie die nationale Zugehörigkeit der Gewählten festgestellt werden kann. Unter den Gewählten befanden sich zahlreiche Deutsche, darunter der Begründer der bekannten Brauerfamilie Wanke von Rodlow und Großvater des gewesenen Handelsministers und Abgeordneten Dr. Karl Urban, Rechtsanwalt Dr. Wenzel Wanka, der als der letzte deutsche Bürgermeister Prags vom 31. Mai 1848 bis 1861 fungierte, der Arzt Dr. Carl Lumbe, der erste Besitzer der Lumbeschen Gärten auf dem Hradschin, der Apotheker Vinzenz Dittrich, Großvater des Universitätsprofessors Paul Dittrich, der Buchdruckerbesitzer Andreas Haase, Vorfahr der Familie Haase von Wranau, Karl von Helly, die Buchhändler André und Ehelich, der Großkaufmann Friedrich Zdekauer, Vorfahre der späteren freiherrlichen Familie Wolf-Zdekauer, und sein Bruder Emanuel, ein Graf Franz Thun, der Bäcker-

meister Ludwig Popel, der Kaufmann Franz Xaver Brosche, der Hausbesitzer Anton Herget, Vorfahre der bekannten Ziegeleibesitzerfamilie gleichen Namens, und der bekannte jüdische Philantrop und spätere Präsident der jüdischen Kultusgemeinde Leopold von Lämmel.

Am 27. April 1850 wurde das Prager Gemeindestatut erlassen, durch das die bisherige Judenstadt, fortan Josefstadt genannt, eingemeindet wurde. Nach ihm bestand das Prager Stadtverordnetenkollegium aus 90 Mitgliedern, die nach den fünf Stadtteilen, in drei nach der Steuerleistung abgestuften Wahlkörpern gewählt wurden. Auch die ersten Wahlen, die am 29. August d. J. auf Grund des neuen Gesetzes stattfanden, kannten noch keine nationalen und Parteigegensätze. Man kann wohl annehmen, daß das Gepräge des Kollegiums vorwiegend deutsch war. Von Namen, die Bedeutung gaben oder die noch bis in die jüngste Zeit eine Rolle in dem Deutschtum Prags oder Böhmens spielen, finden wir abermals Dr. Wenzel Wanka (1850–1861), Friedrich Zdekauer (1850–1861), Emanuel Zdekauer (1850–1852) und Andreas Haase (1850–1861), Vizebürgermeister (1850–1856), und von neuen Namen Dr. Johann Kiemann (1850–1861), Vater des verstorbenen Abgeordneten und Kunstsammlers gleichen Namens, den Fabrikanten Josef Baernreither (1850–1858), Vater des nachmaligen Ministers Dr. Baernreither, den Gründer des deutschen Kinderspitals Universitätsprofessor Dr. Josef Löschner (1850–1863), den Fabrikanten Karl Eduard Brosche (1850–1861), den nachmaligen Direktor der Böhmischen Sparkasse Dr. Wenzel Worowka (1850–1866), Vizebürgermeister (1856–1861), den JU-Dr. Anton Herget, den späteren Präsidenten der Advokatenkammer Dr. Friedrich von Wiener (1850–1852 und 1861–1871), den

Ahnen der gleichnamigen freiherrlichen Familie Moritz Kubinzky (1850–1859) und bei den Nachwahlen im Jahre 1851 abermals Leop. v. Lämmel (1851–1861) und den Fabrikanten Leopold von Portheim (1851–1862 und 1865–1869).

Erst nach Herausgabe des Oktoberdiploms (20. 10. 1860) wurden neue Wahlen angeordnet, die am 11. März 1861 stattfanden. Gegen die das Rathaus bisher beherrschende Partei, die Partei der Freunde der freien Verfassung, trat eine Opposition unter dem Schlagworte „Fortschritt zum Besseren“ auf. Die erste Partei war zentralistisch-österreichisch orientiert, die zweite föderalistisch-böhmisch, und erst im Laufe der nächsten Jahre wurde aus der ersten die deutsche, aus der zweiten die tschechische Partei. Interessant ist, daß es die Wahlaufufe dieser beiden Parteien, die sich nun jahrzehntelang im Wahlkampfe gegenüberstanden, bis gegen Ende der sechziger Jahre vermieden, sich in den Wahlaufufen als tschechische bzw. deutsche Partei zu bezeichnen, ja die nationale Frage nicht einmal berührten; interessant ist weiter, daß die tschechische Presse die „Fortschrittspartei“ für das Tschechentum in Anspruch nahm, obwohl sich noch jahrelang auf ihren Kandidatenlisten zahlreiche Deutsche finden, was sich wohl nur durch einen ausgeprägten böhmischen Landespatriotismus vieler Deutscher der damaligen Zeit erklärt. Erst allmählich wird für die Partei der Verfassungsfreunde auch der Name Partei des deutschen Kasinos üblich. Obgleich der Wahlaufruf der Fortschrittspartei im Jahre 1861 neben den Namen Franz Palacky, Franz Ladislaus Rieger und Franz Pitroff (der als erster tschechischer Bürgermeister nun gewählt wurde) die deutschen Namen Klemens Bachofen von Echt, Maximilian Dormitzer und Eduard Seutter von Lötzen trägt, begrüßt die

„Narodni Listy“ den Sieg dieser Partei – sie brachte 32 Kandidaten durch, während die Verfassungspartei nur 10 errang, die übrigen 28 Gewählten wurden von beiden Parteien gemeinsam (!) kandidiert – mit den bezeichnenden, noch heute modern anmutenden Worten: „Wir haben erkannt, daß in unserer Heimat wir die Herren sind!“

Unter den neugewählten deutschen Stadtverordneten des Jahres 1861 waren neben einigen uns von früher her Bekannten der Verlagsbuchhändler Friedrich Tempisky (1861–1864), der berühmte Augenarzt Prof. Dr. Leopold Hauser von Artha (1861–1863), der Begründer der bekannten Advokatenfamilie Dr. Ignaz Hauschild (1861–1863), der hervorragende Kaufmann und spätere Handelskammerpräsident Richard Dotzauer (1861–1867) und der Kaufmann Wolfgang Löwenfeld (1861–1864), der interessanterweise trotz seiner Weigerung gewählt wurde. Bei den Wahlen der folgenden Jahre stoßen wir u. a. auf die Namen Univ.-Prof. und nachmaliger Minister Dr. Eduard Herbst (1862–1868), Dr. Franz Schmeykal (1864–1867 und 1869–1871), Landesausschußbesitzer und Präsident der israelitischen Kultusgemeinde Dr. Ludwig Tedesco (1864–1867 und 1869–1871), Reichsratsabgeordneter Adolf Schwab (1864–1871), Fabrikant Maximilian Hergel (1862–1871), Landtagsabgeordneter Dr. Moritz Raudnitz (1862–1865), späterer Sektionschef und Handelsminister Dr. Anton Banhans (1867–1869), Vater des bekannten späteren Eisenbahnministers, Fabrikant Vinzenz Gemen (1876–1879) und endlich Rechtsanwalt Dr. Ludwig Bendiener (1871–1882 und 1887–1888).

Die sechziger und siebziger Jahre bringen die Wandlung Prags aus einer österreichischen, ihrem Äußeren nach deut-

schen Provinzhauptstadt zur Metropole des nach langer Lethargie in nationaler Leidenschaft aufbrausenden Tschechentums. Die Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse schafft ein tschechisches Proletariat, und von den alten Ständen Prags wird der Klein- und Mittelbürgerstand zuerst tschechisch.

Da gerade dieser infolge der im Laufe der Zeit immer unmoderner werdenden Wahlordnung die Stadtvertretung beherrscht, wird der deutsche Einfluß in ihr immer kleiner. In den bei den jährlichen Ergänzungswahlen stattfindenden Wahlkämpfen zwischen der allmählich rein tschechisch werdenden Fortschrittspartei und der deutschen Verfassungspartei wird diese immer mehr zurückgedrängt, und ihre Vertretung wird zu einem kleinen Fährlein.

Am 8. Oktober 1882 fand die Installation des neugewählten Bürgermeisters Dr. Thomas Cerny statt, bei der die Stadt als das „goldene slawische Prag“ feierte. Dieser Ausspruch, sowie die Bevorzugung der tschechischen Sprache bei seiner Rede veranlaßten die „Bohemia“ zu einem bitteren Artikel, der mit den Worten „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister“ begann. Die fünf deutschen Stadtverordneten, Advokat Dr. Ludwig Bendiener, Fabrikant Friedrich Brosche, Dozent Dr. Moritz Popper, Advokat, Dr. Ignaz Wien und Kaufmann David Zappert, legten am 12. Oktober ihre Mandate nieder, was tschechischerseits als „Provokation“ bezeichnet wurde. Daß sich unter diesen fünf Stadtverordneten vier Juden befanden, erklärt sich daraus, daß die noch immer vorwiegend von Juden bewohnte Josefstadt das letzte Bollwerk der deutschen Partei geblieben war. Auch dieses fiel bei den nächsten Ergänzungswahlen.

Nochmals versuchte die deutsche Partei bei den Wahlen im Jahre 1885 ihr

Glück im ersten Wahlkörper der Altstadt. Sie schickte ihre besten Männer in den Kampf, von denen vier, nämlich der Journalist Alfred Klaar, der spätere Präsident des deutschen Kasinos Otto Forchheimer, der berühmte Univ.-Prof. Dr. Philipp Knoll und der altbewährte Stadtvertreter Dr. Ludwig Bendiener in die Stichwahl kamen. Diese Wahl hatte einen langwierigen Rechtsstreit zur Folge, der den Verwaltungsgerichtshof zweimal beschäftigte. Eine auf Grund seiner Erkenntnis vorgenommenen neue Stichwahl am 26. September 1887 brachte Dr. Bendiener in die Stadtverwaltung, wo er als einziger und letzter Deutscher vom 29. Dezember 1887 bis zum 7. Dezember 1888 saß. Er hat sich große Verdienste um die Stadt Prag erworben. Schon 1873 trat er für die Versorgung Prags mit gutem Trinkwasser ein; als die Frage der Umwandlung der Schanzen in einen Stadtpark zur Verhandlung stand, errang er gegen die heftige Opposition Franz Ladislaus Riegers, der einwendete, daß diese paar Bäume die Prager nicht glücklich machen würden, für seinen Antrag auf Errichtung des Stadtparks die Mehrheit. Er war auch viele Jahre Rechtsanwalt der Stadt Prag. Mit ihm schied die deutsche Partei endgültig aus dem Kollegium.

37 bzw. 31 Jahre waren die Deutschen Prags im wahren Sinne des Wortes Fremde in der Prager Ratsstube. Die veraltete Wahlordnung machte ihr Eindringen unmöglich, obwohl sie auf dem Vermögenszensus beruhte, mochte auch Friedrich Wieser den Anteil der Deutschen an der direkten Steuerleistung Prags noch für 1900 auf etwa die Hälfte schätzen. Die Prager Ratsstube war jetzt nicht nur von jeglichem deutschem Einfluß „gesäubert“, sie war auch der Brennpunkt des Deutschenhasses und der Staatsfeindlichkeit.

Der Umsturz (1918) hat nur wenig an dem Geiste der Prager Ratsstube geändert. Der Ausschluß der Deutschen aus ihr hörte allerdings auf. Dasselbe Gesetz, das den tschechischen Minderheiten in den deutschen Städten den Eintritt in die Gemeindestuben erschloß, mußte die Rückkehr der Deutschen in das Altstädter Rathaus sowie in die Rathäuser der wichtigsten Vorstädte zur natürlichen Folge haben. Es war keine Kleinigkeit, das Prager Deutschtum, verschüchtert durch die Ereignisse des Umsturzes, zweifelnd an der durch das Gesetz gewährleisteten Geheimhaltung der Wahlen, zur Wahl zu organisieren, noch dazu unter der Herrschaft eines neuen, gänzlich fremdartig empfundenen Wahlsystems. Zudem wohnten die Deutschen über das gewaltig gewordene Großstadgebiet zerstreut, das in zahlreiche selbständige Gemeinden zerfiel, von denen sie in nicht weniger als acht kandidierten. Leider gelang es nicht, sie unter einer Fahne zur Wahl zu führen... Immerhin gelang es, manche tschechische Vorarbeiten gemeinsam durchzuführen. Dankbar gedenken wir des alten Parlamentariers Arthur Skedl und des Rechtsanwaltes Dr. Josef Stark. Dieser leitete mustergültig die Agitation, während mir die Leitung des juristisch-technischen Teiles des Wahlkampfes zufiel. Der Abend des 15. Juni 1919 brachte den Deutschen Prags einen großen Erfolg: obwohl in den im voraus aussichtslosen Vororten keine Listen aufgestellt worden waren, wurden 15 197 deutsche Stimmen abgegeben, und eine Reihe deutscher Gemeindevertreter konnte in die Gemeindestuben der Prager Gemeinden einziehen, darunter nicht weniger als sechs in die Ratsstube der Hauptstadt. Von den Bürgerlichen waren dies Dr. Josef Eckstein, der Führer der deutschen Fraktion im Prager Ratshaus und einziger deutscher Stadtrat von

Groß-Prag, Minister Dr. Franz Spina, der nach seiner Wahl in das Abgeordnetenhaus das Gemeindefandat niederlegte, Dr. Ludwig Krieg, der verdiente Obmann des Deutschen Hauses und Vorkämpfer für das deutsche Schulwesen, und ich. Neben uns zogen von sozialdemokratischer Seite der Kinderarzt Prof. Dr. Robert Raudnitz und der Lehrer Franz Warmbrunn in das Altstädter Rathaus ein. Und dann kam das große Ereignis. Ich werde den strahlend sonnigen Frühsommertag nie vergessen, an dem wir vier deutsch-bürgerlichen Prager Stadtvertreter – die beiden Sozialdemokraten hielten sich wieder abseits – uns im Garten des Deutschen Hauses trafen und gemeinsam zur konstituierenden Sitzung im Rathaus gingen. Wir fühlten die vielleicht mehr als lokalgeschichtliche Bedeutung des Augenblicks und die Verantwortung, die auf uns lastete, und wehmütig gedachten wir der bereits sämtlich verstorbenen hervorragenden Männer, die einst in ruhigeren, schöneren Zeiten unsere Vorgänger gewesen waren. Der Empfang war nicht so unfreundlich, wie wir erwartet hatten; geradezu herzlich begrüßte uns der gegenwärtige Kanzler Dr. Samal, der an der Spitze der nach dem Umsturz eingesetzten Verhandlungen unsere Sprache würdigen gebrauchten

können. Es ist nicht seine Schuld, daß wenige Tage später der neugewählte Bürgermeister Dr. Baxa unter dem Beifall der größten Mehrheit der Stadtvertretung Dr. Eckstein bei seinen ersten deutschen Worten unterbrach und ihn aufforderte, tschechisch zu sprechen. Wenige Monate später wurde unsere sprachliche Vergewaltigung durch das neue Sprachengesetz aus seiner tatsächlichen eine „rechtliche“.

Im Jahre 1920 wurde Groß-Prag geschaffen (Wyschehrad war 1883, Hollschowitz-Bubna 1884, Lieben 1901 eingemeindet worden). Eine ernannte Verwaltungskommission von 60 Mitgliedern, in der von deutscher Seite die bürgerlichen Dr. Josef Eckstein und Dr. Ferdinand Jüthner und der Sozialdemokrat Dr. Arthur Bloch saßen, wurde zur Neuorganisation der Großstadtgemeinde eingesetzt. 1923 erfolgten die ersten Wahlen in die 100-gliedrige Zentralvertretung Groß-Prags.

In der Zentralvertretung von Groß-Prag und in den gleichzeitig gewählten Ortsausschüssen von Inner-Prag, Weinberge, Smichow, Karolinenthal und Bubentsch-Dejwitz, hatten im ganzen, 13 an der Zahl, die Interessen des Prager Deutschtums in der Gemeindeverwaltung zu wahren.

Den hier gekürzt abgedruckten, der Jahrhundert-Ausgabe der Deutschen Zeitung „Bohemia“, Prag vom 30. 1. 1927, entnommenen Beitrag verdanken wir unserem Mitarbeiter Alfred Stügl. Dr. jur. Epstein war Mitglied der Hauptleitung der deutsch-demokratischen Freiheitspartei und des Stadtrates von Prag. Die in diesem Beitrag angeführten Namen erinnern nicht nur an das mannigfaltige Geistes-, Kultur-, Rechts- und Wirtschaftsleben der Deutschen in Prag, sondern auch an die vielseitigen familiären Bindungen der Sudetendeutschen mit der „goldenen Stadt“. Nahezu über alle Persönlichkeiten, die der vorstehende Bericht erwähnt, verfügt Lm. Alfred Stügl, Flachgasse 12/16, A-1150 Wien; in seinen umfassenden biographischen Sammlungen nähere Daten.

O. Z.

Wer Gottes Sämann auf dieser Erde von der Scholle jagd, verbannt den Herrgott aus dem Land.

Rudolf Lachmayer

Ein großer Sohn der Zips in Böhmen

Ein lateinischer Brief des Künstlers gibt uns den Beweis: „Ego infra scriptus Georgenbergae in Superiori Hungaria natus . . .“ Am 23. Juni 1652 wurde Johannes Brokoff, Sohn des Andreas Brokoff, in Georgenberg (Zips) geboren und lutherischen Glaubens getauft. Sein Vater, in Kirchdrauf geboren, war von Beruf Schumacher.

Unbekannt ist, wo Johannes Brokoff seine Ausbildung erhalten hat. Es gibt aber in Leutschau eine reiche Holzschnitztradition von

Meister Paul. Der Geburtschein von J. Brokoff, ausgestellt in Georgenberg/Zips in deutscher Sprache, wird im Prager Stadtarchiv aufbewahrt.

Als 1680 in Prag die Pest ausbrach, begab er sich nach Ronsperg im Südegerland und stand in Diensten des Freiherrn von Wunschwitz. Von diesem Adeligen erhielt er den Auftrag, das Gußmodell für eine Statue des hl. Nepomuk zu fertigen. Diese sollte – als Dank für die Errettung des Barons von Wunschwitz aus Todesgefahr durch die Hilfe des hl. Nepomuk – auf der Karlsbrücke in Prag aufgestellt werden.

Johann Brokoff, der strenge Protestant, der in Prag den katholischen Gottesdienst besuchte, soll angeblich bei der Anfertigung des Modells eine geistige Wandlung – ob aus rein religiösen Überzeugungen oder aus beruflicher Zweckmäßigkeit und praktischen Erwägungen, sei dahingestellt – erlebt haben, von der er bekennt:

„Ich war so fest in meinem Glauben, daß ich davon überzeugt war, ich würde in meinem lutherischen Glauben bis in den Tod verharren, selbst wenn man mit glühender Zange die Glieder aus dem Leibe rüsse . . . Als ich jedoch auf der Reise in die Stadt Ronsperg kam, beauftragte mich der erlauchte, im Herrn verschiedene Freiherr von Wunschwitz, ein Werk der Bildhauerkunst zu vollbringen, an dem ich zwei Jahre arbeitete. Da ich fest an meinem Glauben hing und laute Streitigkeiten verabscheute, verheimlichte ich mein lutherisches Bekenntnis vor allen. Der erwähnte Freiherr ließ mich aus Holz die Statue des hl. Nepomuk schnitzen, vier Ellen hoch. Und da erleuchtete mich während der angestrengten Arbeit, die ich dem Standbild widmete, die Gnade des Hl. Geistes, so daß ich – nicht gezwungen, sondern aus eigenem Willen katholische Bücher lesend – zur Erkenntnis gelangte, daß die kath. Kirche die Seele zum ewigen Heil führe. Und so an der Statue des hl. Jo-



Johann v. Nepomuk-Statue
Holzschn.: Adam Kraft (Ausschnitt)

hannes arbeitend, bekehrte ich mein Herz und trat im Jahre 1682 zum katholischen Glauben über ...

In einem zweiten Brief berichtet der Künstler über ein weiteres Wunder, das sich beim Guß des Johannesdenkmals zugetragen haben soll. Als die schwere Statue in der Werkstatt des Erzgießers Herold in Nürnberg hochgezogen wurde und dieser „Seht, da ziehen wir den neuen Gott von Böhmen in die Höhe“ höhnte, sollen sich die befestigten Seile gelöst haben, worauf die Statue herabgestürzt sei, aber nicht den geringsten Schaden erlitten habe.

In den späteren Jahren stand Brokoff in den Diensten des Grafen Thun in Klösterle bei Kaaden an der Eger und schmückte den Schloßpark mit einer großen Reihe von Statuen. Ähnliches wäre noch zu berichten von seinem Aufenthalt in Rothenhaus bei Görkau. Seit 1693 wohnte er im eigenen Haus mit Werkstatt in der Altstadt in Prag. Das Schaffen des Fünfzigjährigen erreichte jetzt den Höhepunkt, besonders mit dem Auftrag, die von Peter Parler aus Gmünd um 1360 erbaute „Steinerne Brücke“ mit Statuen attraktiv zu gestalten. Seine zwei Söhne halfen mit dabei, vor allem der jüngere, Ferdinand Maximilian, der noch den Vater übertraf.

Im 66. Lebensjahr starb Brokoff an Wassersucht; am 28. Dezember 1718 wurde er auf dem Friedhof St. Martin in Prag-Neustadt begraben. Daß uns aber die Gestalt des hl. Nepomuk durch zahlreiche Statuen auf Brücken, an Wegen und Straßen, in Kirchen und Kapellen vertraut geworden ist, („Aber die Nepomuken! / von Torgans Lucken goken / und auf allen Brücken spucken / lauter Nepomuken!“ schreibt Rilke), verdanken wir unzweifelhaft dem aus der Zips stammenden Bildhauer Brokoff, denn erst die Statue auf der Karlsbrücke bildete den Anstoß für die Popularität des Heiligen – vor allem als Brückenheliger.

Brokoffs Brückenstatue ist zwar nicht die früheste Darstellung des Heiligen, zeigt aber „als erste den ikonografisch endgültig ausgeprägten Typus“. Das Prager Vorbild war maßgebend für die zahlreichen Nepomukfiguren in Böhmen, Mähren, Süddeutschland, Österreich und anderywo. Von seinem Sohn Ferdi-

nand zeugen auch viele sakrale Werke in Prag, Breslau und nicht zuletzt in Wien, wo der Hochaltar der Borromäus-Kirche ein Beispiel seiner Kunst darstellt. Erst mit dem aufkommenden Rokoko ging der Brokoff-Stil seinem Ende entgegen.

Ergänzend hierzu entnehmen wir dem Werk „RONSPERG / Ein Buch der Erinnerung“ (1970, S. 18 ff.):

Freiherr Matthias von Wonschwitz ist ein großer Verehrer des hl. Johannes von Nepomuk. Auf seinen Reisen durch östliche Länder soll er in türkische Sklaverei geraten und durch die Hilfe des heiligen Johannes von Nepomuk auf wunderbare Weise befreit worden sein. So wundert es nicht, daß er den Barockbildhauer Johann Brokoff, der 1682 im Ronsperger Schloß beschäftigt ist, beauftragt, nach einer Statuette des Wiener Bildhauers Matthias Rauchmüller das Modell für die erste Statue des hl. Johannes von Nepomuk auf der Prager Karlsbrücke anzufertigen. Während dieser Arbeit konvertiert der Künstler zum katholischen Glauben. Gegossen wird die Statue, die 20 Ztr. wiegt und 7000 Gulden kostet, in der Glockengießerei Wolfgang Hieronymus Herold in Nürnberg. Am 31. August 1683 konnte diese bis heute so berühmte Statue das Urbild der Nepomukstatuen in Europa, in Prag auf der Karlsbrücke aufgestellt werden, von der in der Nacht zum 21. März 1393 der Generalvikar der Prager Erzdiozese nach qualvoller Folter durch König Wenzel in die Moldau gestürzt worden ist. –

Im Jahre 1683 wird auch „unser Johannes“, die erste steinerne Nachbildung dieser Statue, auf dem Marktplatz in Ronsperg errichtet. Der Sockel trägt die Inschrift:

„Sancta Johannes, Patrone Urbis, Exora Singuli Cultotibus Dei Favorem“ – Heiliger Johannes, Schutzpatron der Stadt, erlebe für jeden, der dich verehrt, Gottes Segen.“

– – –
Aller Kräfte größte ist die Wahrheit –
aller Weisheit tiefste ist die Weisheit –
aller Weisheit höchste ist die Güte!

Bernhart

Bahnerlebnisse aus drei Staaten

Da lächelte der alte Kaiser

Als Kaiser Franz Joseph eine Bäderreise machte, waren ihm zu Ehren die von ihm passierten Bahnhöfe geschmückt worden. Wo der Zug hielt, fehlte es nicht an Ehrerbietungen. In einer Station mußte der sonst so ernste Monarch aber doch herzlichst lachen. War doch da, von Girlanden umrankt, an dem Häuschen mit den Aufschriften „Für Männer“ – „Für Frauen“ sein für Österreich-Ungarn geltender Monarchenleitspruch zu lesen: „VIRIBUS UNITIS“ (Mit vereinten Kräften).

Zugabfertigung

In den zwanziger Jahren mag es gewesen sein. Also damals, als sich die tschechischen Bahnerer auch auf den sudetendeutschen Strecken einmischten.

Auf einer Haltestelle im Egertal rief ein deutscher Bahnerer, in der guten Absicht, daß der „Sockel“ abfahren könne: „Fertig!“ Da irrt er aber. Sofort schnauzte der tschechische Kondukteur drauflos:

„Wer sagt fertig? Nix is fertig. Wenn ich sog fertig, dann is fertig. Jetzt is fertig. Fertig! Hotovo!“

* lachen

Kann nit verstahn

Im Frühjahr 1934 fuhr ein biederer Wagnermeister von Mies nach Marienbad, um hier seinen Sohn, eine angenehme Persönlichkeit, zu besuchen. In Mies betrat der alte Herr ein Abteil, in dem nur ein Herr saß, der den Gruß nicht erwiderte. Als der Zug durch die schöne, sonnenfrohe Landschaft sauste, meinte der Wagnermeister: „Heute haben wir aber einen schönen Reisetag.“

Hierauf antwortete sein Gegenüber: „Nerozumim“, was soviel heißt wie „Nichtverstehn“.

Nach einer Weile fragte der eine wieder „Fahren Sie wohl auch nach Marienbad?“

Wieder gab es nur ein kurzes: „Nerozumim“. Da war der biedere Handwerksmeister der

Meinung, der Herr würde nicht deutsch verstehen, nahm sein Brotpackl her, versperkte drauflos und genehmigte sich aus einem respektablen Flaschl einen Schlock Cognac um den andern.

Da sagte mit einem Male im tadellosen Deutsch besagter Herr:

„Ach, könnte ich zuch einen kleinen Schluck aus der Flasche machen?“

Da drehte der alte Egerländer seine Flasche wieder zu, verstaute sie in seiner Tasche, sagte kurz und sachlich „Nerozumim“ und schaute treuherzig zum Fenster raus in die frühlingfrohe Landschaft.

Vergeblich umgetauft

Nach dem Ersten Weltkrieg waren auch in Böhmen die Bahnen nicht im besten Zustand. Da deuteten die Leute die Aufschrift der Auszig-Teplitzer-Eisenbahn (ATE): „Alle Tage Elender“.

Als die neuen Prager Herren überall die tschechischen Täferln anbringen ließen, hieß die Aufschrift: „Usti-Teplické-Draby“, in der Abkürzung UTD. Und das hieß auf deutsch: „Und Trotzdem Deutsch“.

Das „Alter“

Ein alter in der Bahn fahrender Mann hat die Fahrkarte zwischen den Zähnen und kaut und kauft fest drauflos. Wie der Schaffner kommt, sucht der Mann hastig alle Taschen durch. Die Mitreisenden schauen und verbeißten das Lachen, wie des Alten seine Finger von den Rock- in die Westen- und von den Westen- in die Hosentaschen klapperten. Da machts der Schaffner:

„Hier haben Sie ja die Karte!“

„Ach, ja,“ machts der Alte ganz erstaunt. Der Schaffner nimmt die völlig zerkaute Karte mit spitzen Nägeln am äußersten Rand, streicht sie ab und gibt sie dem verlaterten Fahrgast wieder zurück. Nachdem der Schaffner weg war, sagt ein dem Alten gegenüber sitzender Herr:

„Bringt wohl das Alter mit sich?“ und meint damit die Vergesslichkeit.

„Ja, ja“, meinte schmunzelnd der Alte, „das bringt das Alter mit sich. Ich hab' nämlich die Karte schon vor vier Wochen gelöst, drum mußte ich das Datum verbeißen.“

Gewissensbisse

Es war an einem schönen Sommertag des Jahres 1963 auf der Strecke Nürnberg-Augsburg in einem stark besetzten D-Zug. In einem Sechspersonenabteil saßen fünf frohvergnügte Mädchen, die insgesamt 90 Lebenslizenze gezählt haben mochten. Ein zusteigender Mittfünfziger fragte zur Abteiltüre herein:

„Der Platz noch frei?“

„Nein, besetzt!“ zwitscherte eine der Hübschen in unsicherem Tone.

Der Fragende lächelnd:

„Besetzt?! – So wahr wie Ihr Wort, so treu soll einmal Ihr Mann sein!“ – Er schritt weiter. Bevor er aber noch das übernächste Abteil erreicht hatte, folgte ihm auch schon eine von

Otto Langmaier

Marenko (Marschenko)-Polka

Als Böhmen-Mähe'n gehörte
zum alt'n Österreich,
da war'n noch alle glücklich,
war alles fuk und gleich.
Da war noch all's gemütlich,
da ging nix kreiz und quer,
das Ess'n appetitlich
und billig, bittesehr!

Die Heud'ln, Gans'ln, Schweind'ln,
die liefen umeindum
und drehten sich von selb'r
nicht mal in 'fanne um.
Ich hielt auf gute' Ess'n
ein ganz, ein großes Stück,
war darauf wie versess'n,
ich glaub' das is' a Glück.

Wenn ich im Polkatakete
mit Marschenko im Arm
so einen Sechs'r packte,
da war mir fuch'bar warm.
Vor laut'r Hopf'n, bitte,
hat' Stirm ich voll von Schweiß,
mit Marschenko um Mitte
kocht' mir der Blut ganz heiß.

den Fünfen auf heißem Fuß, zart errötet, zaghaft sagend:

„Der Platz ist noch nicht besetzt!“

Das unvermeintlich Gespräch

Die Baumgartl-Stieffi hat schon jungerweis das Gehör verloren. Das will etwas heißen. Aber sie fand sich mit ihrem Schicksal ab.

Im Zuge der Heimatvertreibung kam sie mit ihren Leuten in die Oberpfalz. Nach einiger Zeit fuhr die Steffi von Weiden nach Nürnberg zu ihrer Schwester. Das war genau festgelegt, daß sie in Nürnberg beim Zug von der Schwester erwartet wird. Unterwegs steigt ein Ami-Soldat zu, setzt sich der Steffi gegenüber und kaut und kaut unentwegt an einem Kaugummi. Das merkte die Steffi und war der Meinung, er würde mit ihr sprechen. So sagte sie nach einer Weile:

„Es nützt nichts, was sie sagen, ich höre nichts!“ O.Z.

Nachdem führt' ich zum Platz'l,
von wo geholt ich sie,
macht' Bückling, gab ihr Schmatzel
aus Dank und Sympathie.
Ich kauf' ihr Sod'rwass'r
und ich nahm Pilsn'r Bier
für eine Krone fußzich,
war ich nicht Kavalier?

Denk heut ich an die Zeit'n
mit Marschenko, wie's war,
möcht' selbst ich mit mir streit'n,
weil mir zu spät mir klar:
Von Schweinebauch mit Knöd'l,
Kolatsch'n mit viel Schmier
hab ich jetzt groß'n Schäd'l
und von die gute Bier
kriegt' ich an groß'n Ranz'n,
schnauf' schwer wie altes 'ferd.
Hab' ich gleich weg'n der Chanc'n
prompt dies und das entbehrt:
Wokurk'n früh um Sieb'n,
ess' Knoblauch im Akkord,
doch Bauchertl ist geblieb'n
und Marschenko ist fort.

ALOIS TIPPELT

Frisch – Fromm – Fröhlich – Frei!

Ein Erinnerungsbild

Der deutschvölkische Turnverein der kleinen Bergstadt feiert sein 40jähriges Gründungsfest, ein Ereignis, das schon 14 Tage zuvor große schwarz-rot-gold umrandete und mit viel Eichenlaub verzierte Plakate angekündigt haben. Über den ganzen Sommer schon wurde auf der Turnwiese und in der Halle geübt, vor allem Freübungen, Geräteturnen, Leichtathletik, Stafettenlauf, Ballspiele und Reigen, denn es versteht sich, daß der gastgebende Turnverein einiges zu bieten hat.

Der Festsonntagmorgen ist sonnig und klar. Noch liegt das Bergstädtchen im tiefsten Schlafe. Da läuten die Morgenglocken, ein Trupp Turner marschiert durch die Stadt und weckt mit Fanfarenstößen die Schläfer. Und schon wenige Minuten später eilen Turner und Turnerinnen in Turnkleidung hin zur Wiese, wo sie unter Leitung der sehr aktiven Turnführer Franz Pfeifer und Hans Baumann nochmals einzelne Schauübungen für den Nachmittag proben. Derweilen schmücken Ordner die Festwiese mit Fahnen und Girlanden und hübsche Mädchen proben zum letztenmal ihre Reigen.

Mit dem Mittagzuge kommen die ersten Gastvereine mit Bannern und eingerollten Fahnen. Andere Vereine aus dem Bezirke folgen. Sie alle versammeln sich gegen 13 Uhr auf dem Bahnhofsgelände zum Festzug. Pünktlich um 13 Uhr 30 setzt sich dieser in Bewegung. An der Spitze die Turnerjugend, dann die Gastvereine, die Männer in der traditionellen Kluft ähnlich der der Tiroler Schützen, die Frauen in weißen Blusen und schwarzen Röcken. Mustergültig in Reih und Glied marschieren sie so durch die Stadt, begrüßt von jubelnden Zurufen der Zuschauer, die die Turner mit einem kräftigen „Heil!“ erwidern. Am Schluß der gastgebende Verein, angeführt

von seinen noch aktiven Gründungsmitgliedern. Etwa nach 1 Stunde erreicht die Spitze im Gegenzug den geschmückten Festplatz. Singend wird das Festportal passiert und ein Musikzug bereitet mit Marschmelodien den Einmarschierenden ein herzliches Willkommen. Das einsetzende frohe Treiben dauert jedoch nicht lange, denn die Turnvereine wollen den Gästen ihr Können unter Beweis stellen. Wieder erschallen Fanfaren und auf der Festtribüne erscheint Bezirksvorsitzender Geißler. Was er seinen Turnbrüdern und -schwestern sagt, wird wiederholt von Beifall unterbrochen. Er appelliert an das Vermächtnis des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn und ermahnt zur Treue zur Volksgruppe, er hebt die Verdienste des jubelnden Vereines hervor und ruft zum Schluß allen zu, immer daran zu denken, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohne!

Und nun rollt ein großartiges Schauprogramm an gekonnten Leibesübungen ab. Allen voran der Jubiläumsverein, der sein Bestes gibt. Freübungen mit Musik, Keulenschwingen der Turnerinnen, dazwischen Reigen der Frauenreigen und Ballspiele der Jungturner. Doch auch die Gastvereine wollen nicht abseits stehen. Turngeräte werden herbeigeschafft, Matratzen ausgebreitet und vor einem staunenden Publikum rollen tollkühne Übungen auf Barren, Reck, Bock und Pferd ab; dergleichen athletische Kämpfe, so Kugelstoß, Diskuswurf, Weit- und Hochsprung. Der Höhepunkt aller Kämpfe sind jedoch die Stafettenläufe der Vereine mit- und gegeneinander. Mit unerhörtem Elan rasen die Läufer mit dem Scheit Holz in der Hand auf der vorgezeichneten Bahn dahin und wehe dem, der bei der Übernahme durch den Gegenmann den Stab etwa fallen läßt. Immer mehr feuert das

Publikum die letzten Läufer an und der siegenden Mannschaft wird reichlichst Beifall gezollt.

Um 17 Uhr ist Siegerehrung. Die besten, d. h. die Sieger aller Disziplinen erhalten silberne Eichenlaub- oder Lorbeerkränze mit schwarz-rot-goldenen Schleifen nebst einer Urkunde, auf die natürlich die Sieger sehr stolz sind. Jedoch alles freut sich mit ihnen,

niemand ist den heutigen Siegern etwa neidisch, denn über allen Wettkämpfen steht die gute Turn-Kameradschaft.

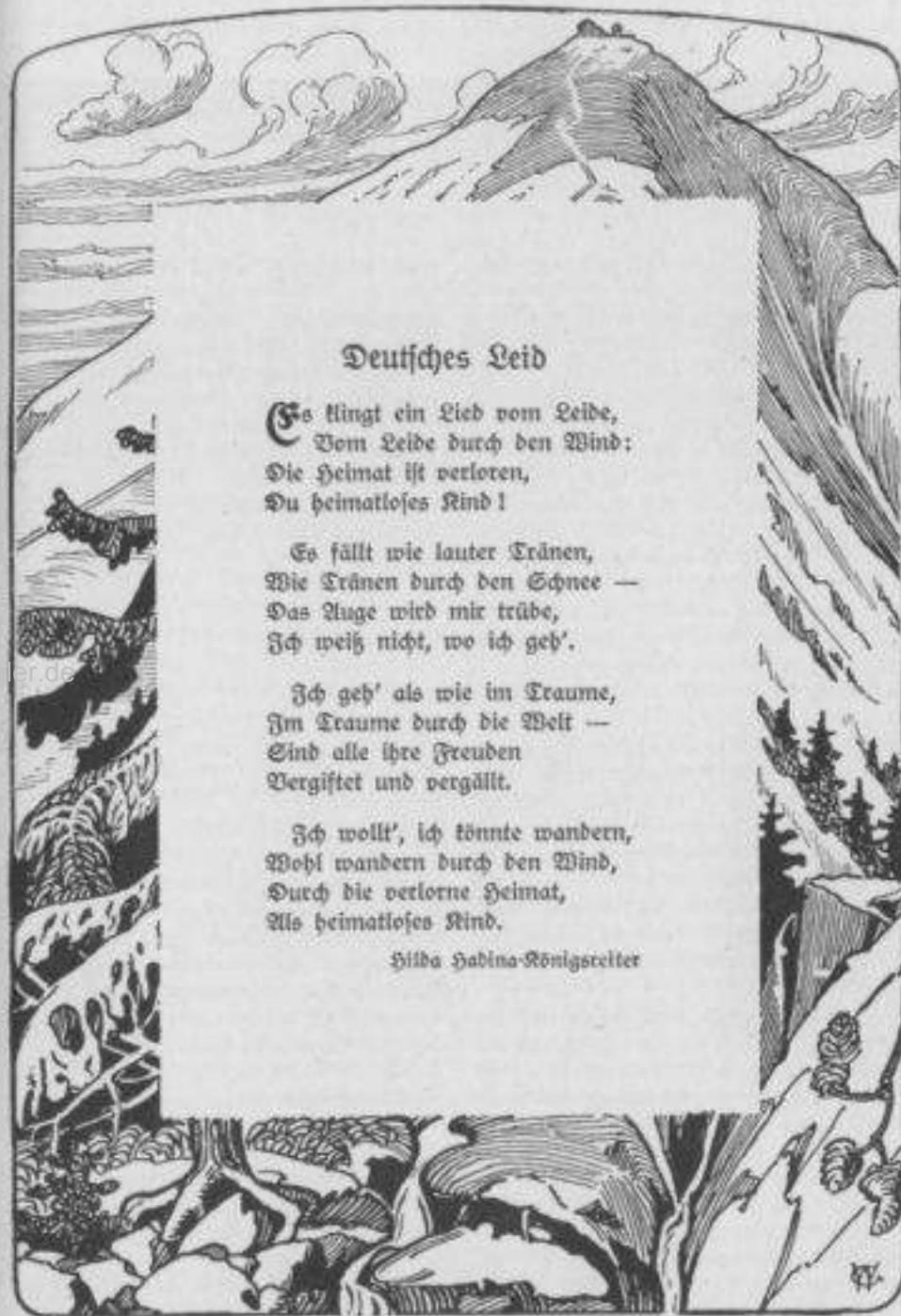
Am späten Nachmittag wird das Gründungsfest noch zu einem wahren Volksfest, ausgefüllt mit viel Frohsinn, Musik und Tanz. Zum späten Abend werden die Gastvereine groß verabschiedet, aber auf der Wiese dauert das frohe Treiben bis in die Nachtstunden.

HERMANN KLETKE

Wie Rübezahl Holz fahren hilft

Ein armer Bauer mann hatte sich ein wenig Holz im Gebirge zusammengelesen; er hoffte, solches bei guter Schneebahn bequem hinunterzubringen. Da der Winter aber strenge war und dabei wenig Schnee fiel, gab es keine Schlittenbahn und er mußte mit Weib und Kindern große Kälte ausstehen. In solcher Not ging er in den Bergwald, um von seinem Holze so viel oder so wenig nach Hause zu schaffen wie ihm möglich war. Der vollbeladene Schlitten aber wollte sich nicht bewegen. Wie er so recht in Gedanken dastand und keinen Rat wußte, das Holz den Berg hinunterzubringen, kam unverhofft ein Mann mit einem Schlitten auf ihn zu und fragte, was ihm fehle. Der Bauer klagte seine Not. „Seid ohne Sorge“, entgegnete Rübezahl – denn dies war der andere – „helft nur das übrige Holz auf meinen Schlitten packen, dann will ich euch hinunterhelfen!“ Da luden sie beide den Schlitten Rübezahls voll auf. Rübezahl ließ den Bauern getrost bergab fahren und folgte ihm nach. Das ging wie der Blitz; ehe sich's der Bauer versah, waren sie unten. Rübezahl half ihm die Schlitten bis vor das Haus schieben, trat in die Stube und nahm vorlieb mit dem was ihm die guten Leute, die an dem vielen Holze große Freude hatten, bereitwillig auftrugen. Der Bauer gab ihm auch einige Groschen für seine Mühe und wollte ihm diese

gern besser bezahlt haben, wenn er's hätte. Zwei hübsche Kinder, welche in der Stube umhersprangen, gefielen Rübezahl besonders wohl. Er rief das eine, einen munteren Knaben, freundlich zu sich, zog ein paar Kügelchen aus der Tasche und sagte: „Sieh, was ich dir zum Spielen schenke!“ Der Knabe griff beherzt zu, und weil das andere Kind so verlangend danach blickte, aber nicht heranzukommen wagte, warf ihm Rübezahl gleichfalls so ein paar Kügelchen in den Schoß. Darauf nahm er Abschied und zog mit seinem Schlitten dem Gebirge zu. Nach einer guten Weile, als die Eltern eine von den kleinen Kugeln in die Hand nahmen und näher betrachteten, entdeckten sie, daß es lauter gediegenes Gold sei. Da wurden sie recht von Herzen froh; denn sie waren blutarm und konnten nun von dem Golde eine schöne Zeit haushalten. Ihre Freude war so groß, daß sie das unverhoffte Glück sogar ihrem Nachbarn erzählten, einem geizigen Manne, der ihnen nie in der Not geholfen hatte. Das machte dem Geizigen Lust, auf gleiche Weise zu solchem Glück zu gelangen. Am anderen Morgen ging er gleichfalls nach dem Gebirge, um sich Holz zu holen. Doch weil ihm niemand zu Hilfe kommen wollte, so mußte er zuletzt seinen Schlitten allein und ledig wieder nach Haus schleppen.



Deutsches Leid

Es klingt ein Lied vom Leide,
Vom Leide durch den Wind:
Die Heimat ist verloren,
Du heimatloses Kind!

Es fällt wie lauter Tränen,
Wie Tränen durch den Schnee —
Das Auge wird mir trübe,
Ich weiß nicht, wo ich geh'.

Ich geh' als wie im Traume,
Im Traume durch die Welt —
Sind alle ihre Freuden
Vergiftet und vergällt.

Ich wollt', ich könnte wandern,
Wohl wandern durch den Wind,
Durch die verlorne Heimat,
Als heimatloses Kind.

Hilda Habina-Königsreiter

Die Leute an der oberen Aupa im Jahre 1654

In den Jahren 1977 und 1978 wurde im Riesengebirgskalender von den „Schwarzern“, den im 16. Jahrhundert aus den Alpen ins Riesengebirge gebrachten Holzhauern und Flößern berichtet.^{1,2}

Die Namen von denen, die dann für dauernd an der oberen Aupa geblieben sind, überliefert uns m. W. erstmalig die Steuerrolle vom Jahre 1654. Darin ist das ganze Gebiet des Aupatals und seines Umkreises – dichtere Ansiedlungen und höher abgelegene Bauden mit Viehwirtschaft – in vier Gemeindebereiche eingeteilt: Das „untere Marschendorf“, das „obere Marschendorf“, Kolbendorf und Albendorf, wobei es keinen Hinweis gibt, wie die beiden ersteren gegeneinander abgegrenzt waren.

Ein Vergleich des Theresianischen Katasters von 1713 der zu dieser Zeit schon einheitlichen Gemeinde Marschendorf mit dem des späteren Groß- und Kleinaupa ist leider nicht möglich, da letzterer nicht aufgefunden ist, anscheinend überhaupt fehlt, was auch aus einer Bemerkung in einem Gesamt-Index zur Steuerrolle³ hervorzugehen scheint. Erst der Theresianische Kataster von 1748 kennt dann außer Marschendorf auch Großaupa und Kleinaupa³, ist jedoch noch nicht eingesehen worden.

Aber ein Vergleich des Marschendorfer Katasters 1713 mit der Steuerrolle des „oberen Marschendorf“ von 1654, auf den hier nicht näher eingegangen werden soll, zeigt, daß von 53 selbständig wirtschaftenden Familien bzw. Wohnstätten des „oberen Marschendorf“ von 1654 25 zu den höher und weiter abgelegenen Bereichen der 1713 für sich geführten Gemeinde Marschendorf, 28 dagegen zum nachmaligen Großaupa (einschließlich Petzer) und Kleinaupa gehört haben müssen, daß die genannten Familien also die Einwohner dieser Orte darstellen. Sie sind nachstehend in un-

veränderter Reihenfolge aufgeführt, die leider nicht ganz eindeutig ist, weil zwischendurch wiederholt einige Familien stehen, die nach vorgenanntem Vergleich zu abgelegeneren Teilen von Marschendorf gehört haben müssen. Aber das kann einfach an der damaligen Methode der Aufnahme liegen.

Wo sich die Wohnstätten im einzelnen befanden, sagt die Rolle nicht. Bei Familien, die aus spezieller Familienforschung bekannt sind, ist der Wohnort hinter dem Namen in Klammer vermerkt.

Glaser Georg
Mergans Christoph
Ruß Mathes
Schmid Georg
Hofer Georg (Nieder-Kleinaupa)
Bönsch Georg (Kleinaupa)
Tham Adam
Lorenz Hans
Muhorn Hans (Großaupa)
Seibel Daniel
Sagasser Zacharias (Großaupa)
Mitlöhner Thomas
Wimmer Caspar
Mitzinger Michel (Großaupa)
Berger Zacharias (Großaupa)
Kröhn Georg
Sagasser Caspar (Großaupa)
Braun Christoph
Grabinger Tobias
Ruß Mathes
Gschwandner Tobias
Bönsch Thomas (Nieder-Kleinaupa)
Fückner Thomas (Großaupa)
Reimond Michel
Lamer Caspar
Fibinger Georg
Wimmer Georg
Schmid Ursula

Die alpenländischen Namen, die ungefähr die Hälfte ausmachen, sind leicht zu erkennen: Hofer, Sagasser (in der Rolle tschechisch geschrieben im ersten Fall offenbar verunstaltet als „Zacharz“), Mitlöhner, Wimmer (liest sich in der Rolle im ersten Fall u. U. als „Zimmer“), Mitzinger, Berger (auch Barger), Grabinger, Gschwandner, Fückner, Lamer (in der Rolle wie „Haner“ zu lesen), Fibinger (?).

Fast ausnahmslos waren diese Namen auch 1945 noch in Groß- und Kleinaupa vertreten. Es muß betont werden, daß die Rolle nur steuerbare selbständige Wirtschaftende und Hausinhaber nennt.

Von den Wimmer ist uns ja bekannt, daß jener „letzte ausländisch geborene Holzkehrer“ Wolfgang Wimmer, laut Pfarrmatrik Marschendorf „von grosser Aupa“, 1662 begraben worden ist. Aus dieser Ortsangabe kann geschlossen werden, daß man damals sehr wohl getrennt von Marschendorf zwischen Großaupa und Kleinaupa unterschieden hat, obwohl beide gemäß Steuerrolle 1654 noch nicht selbständige Gemeinden waren. Aus Familienforschung sind Wimmer dann vor 1700 in Kleinaupa, etwas später in Ober-Kleinaupa bekannt. Bei den beiden Wimmer der Steuerrolle bleibt daher zunächst offen, ob beide in Großaupa lebten oder ob einer, gegebenenfalls welcher, aus Kleinaupa war.

Andere alpenländische Namen erscheinen in der Rolle in dem Bereich, der dem eigentlichen Ort Marschendorf zuzurechnen ist, und in Kolbendorf. Sie sind offenbar erst später nach Aupa gerückt, so z. B. Brunnecker, Nußberger, Puchanter, Merksteiner, aus Kolbendorf Ringschwender, Stummwender und Kirchschlager. Wieder andere sind 1654 vielleicht mangels eigenen steuerbaren Besitzes nicht erwähnt oder erst später angekommen, so Mießberger, Buchberger und Zinnecker 1713/22 in Marschendorf. Es fehlt überhaupt der Äpler-Name Hintner, der im 18. Jh. in Nieder-Kleinaupa nachgewiesen ist. Kirche und selbständiges Pfarramt Großaupa müssen 1787 oder 1786 errichtet worden sein, weil die Taufurkunde der Anna Juliana Mohorn vom 25. 4. 1787 des Pfarramtes Großaupa mit Register-Nr. Band I, Blatt 8 vor-

liegt. Nach Sommer⁴ sind die Kirchen in Großaupa und Kleinaupa i. J. 1788 erbaut worden.

Nach der Karte zur Josephinischen Landesaufnahme 1783 war Großaupa mindestens damals schon in 3 „Gerichte“ eingeteilt, die bis 1945 als Ortssteile I–III galten, u. zw. umfaßte I alles bis hinauf in die Bauden am rechten Ufer der Aupa, II alles links, III das Gebiet um Petzer. Das Ortsverzeichnis von 1886⁵ führt die einzelnen Örtlichkeiten auf:

I mit Vorderer Buschbaude, Petzerhübel, Fücknerschlag, Bantenberg (auch „Bernenberg“), Bodenwiese (auch „Bohnwiese“), Klausenbusch, Koschaberg, Lorenzgrund, Schneiderberg, Tammbauden, Große und Kleine Tappelbauden, Todtenboden, Urlasgrundbauden, Welberbauden und Walschauden. (Die Tappelbauden hießen früher „Diepoltbauden“.)

II mit Friedrichsburg, Kuglbauden, Braunbauden, Hintere Sonnseite, Hoferbauden, Karlberg, Wimmerberg, Leischnerbauden, Jonaboden, Sackenberg, Mittlere Sonnseite, Rothenberg, Sagasserbauden, Simaberg, Schramm, Schrommengraben, Steinergraben, Steinriegel und Vorderer Sonnseite.

III mit Hinterer Buschbaude, Stufenhübel, Braunkesselbaude, Kranzbaude, Kohlschauerhütte, Riesenbaude, Krölbau, Bohnwiese, Katzenhütte, Petzer, Bantensplan, Buchenloch, Grünbach, Blaugrund, Braunberg, Abrahamshäuser, Beutenhäuser, Brunnenbergbauden, Fuchsbauden, Jülchenberg, Lenzenberg, Richterbauden, Riesengrund, Schröflberg, Schwantnerthal, Stoffenseite, Stumpengrund, Zehgrund und Steinerbauden.

Die Straße nach Kleinaupa führt von der Kreuzschänke unterhalb von Großaupa durch das Latental (nach einem Familiennamen benannt) über die Mohornmühle. Zu Fuß ging man von der Aupabrücke über den Jonaboden und Bacherberg.

Kleinaupa war 1886 eingeteilt in: Nieder-Kleinaupa mit Bogenberg, Grundbauden, Hoferseite, Putschseite, Kegelplan, Latental („Lothatal“), Mohornmühle, Rennerbauden, Rotterbauden, Simahäuser und Tonhäuser, Ober-Kleinaupa mit Wasabaude, Braunbau-

de, Goderbauden, Welscherhaus, Scher-
koppe, Elisabethental, Fichtig, Grenzbauden,
Laubplan, Neuhäuser, Nickelsberg, Pflützen-
grube, Scharzlarbauden und Schwarzwasser.

Literatur:

¹ Erbeck Gustav: Alpler im Aupaal. Riesengebirgs-
Buchkalender 1977, 22. Jg. S. 97-99

² Erbeck Gustav: „Im gepirg so hoch und wild.“ Riesengebirgs-Buchkalender 1978, 23. Jg. S. 61-67
³ Denkošl Karel: Pouta Čech 1834. Souhrní index obcí k letu 1834. Brno 1932. (Beschreibung Böhmens. Gesamtverzeichnis der Gemeinden zur Jahresmitte) S. 241, Folios 126
⁴ Sumner Joh. Gottfr.: Das Königlich-Böhmen, 4. Bd. Königgrätz-Ernis. Prag 1836, S. 145-147
⁵ Orts-Repertorium für das Königreich Böhmen. Prag 1846, S. 396 (mit Druckfehlern, die anhand von Landkarten nach Möglichkeit berichtigt wurden).

Einige Sagen aus dem Braunauer Ländchen

Das Wappen der Stadt Braunau

Mit Bewilligung des Königs hatte der Abt von Braunau Ansiedler aus fernem deutschen Landen geworben, damit sie ihm die Gegend urbar machten. Viele Wochen waren dieselben schon auf mühseligen Waldpfaden gewandert, um ihr neues Heim zu erreichen. Ermüdet langten sie eines Abends an der Stelle an, wo jetzt das Sternkirchlein steht. Da wies ihnen der Führer von diesem erhöhten Punkte beim Glanze der untergehenden Sonne ihre neue Heimat und zeigte ihnen das Schloß, in dem der Abt wohnte. Thränenndes Auges blickten sie hinab in die herrliche Gegend, bis der Abendstern am Himmel erschien. Jetzt sahen sie einen Schwan auf den blauen Fluten des Gewässers, das sich unten am Waldessaume dahinzog, ruhig und stolz dahinschwimmen. Der Führer mahnte zum Aufbruche und sprach: „Glück auf den Weg! Das soll unser Zeichen sein: Ein weißer Schwan in blauem Felde und darüber der goldene Abendstern!“ Getröstet zogen die neuen Ankömmlinge den Berg hinab. Das Wappen der Stadt Braunau aber ist heute noch der weiße Schwan auf blauem Grunde und der goldene Stern.

Sage über den Ursprung und Namen der Braunauer Dörfer

Als Kaiser Friedrich einen großen Krieg mit Holland führte, machte er bei einem Siege 3000 Mann, Offiziere, und Goldknechte kriegsgefangen. Da der Kaiser für diese Leute keine Verwendung fand, gab er ihnen auf ihr

Ansuchen die Erlaubnis, freie Landwohnung zu suchen und Ansiedlungen zu gründen. Von den Offizieren gelangten nun 6 mit ihrem Anhang ins Braunauer Ländchen. Sie hießen: Martin Barzing, Herman Hinzty, Rupert Ditsch, Werner Bilk, Hauptmann Wekany und ein Fähnrich Kroße. Das Braunauer Gebiet war damals wüster Wald und führte die Bezeichnung „schlesischer Vogelzug“, weil hier kleine und große Vögel in der Richtung von Schlesien nach Böhmen ihren Strich hatten. Die genannten 6 Anführer ließen sich also mit ihren Leuten, unter welchen es so manchen geschickten Vogelsteller gab, im Ländchen nieder und gründeten jeder zwei Dörfer: Martin Barzing gründete Märzdorf und Barzdorf, Hermann Hinzty Heinzendorf und Hermsdorf, Rupert Ditsch Rupesdorf und Dittersbach, Werner Bilk Wernersdorf und ein Haus an Stelle des heutigen Birkigt, Hauptmann Wekany Hauptmannsdorf und Weckersdorf. Der Fähnrich Kroße, welcher einäugig war, hielt sich lange Zeit bei Martin Barzing in Märzdorf auf, baute aber dann für seinen Sohn und seinen Eidam das Dorf Kroßdorf, wo übrigens schon ein Schäfergut, genannt „die Lämmerrei auf dem kleinen Sauerklump“, bestand. Dasselbe war von einem münsterbergischen Cavalier, v. Pannewitz, erbaut und dessen Kutscher Kahler für die Verpflegung seiner 9 Jahre kranken Mutter geschenkt worden.**)

***) Entnommen einer Volkschronik des vorigen Jahrhunderts mit dem Titel „Zurückgehende Denkmäler“, dessen theilweise Abschriften mich hier und da vorhanden sind; möglicherweise von P. Laut. Witten.

OLGA BRAUNER

Rings um Johannisdorf

Johannisdorf, der schöne Kur- und Badeort am Fuße des Schwarzenberges, war auf vielen schattigen Wegen zu erreichen. Zu unserer Kinderzeit war der Fiaker das vornehme Verkehrsvehikel der feinen Leute, die sich vom Bahnhof in Freiheit nach Johannisdorf fahren ließen. Fast durchwegs wurde diese Fahrgelegenheit nur beim An- und Abreisen benützt. Während des Kuraufenthaltes gingen die Kurgäste tagtäglich nur spazieren.

Auf allen Wegen, die sternförmig von Johannisdorf in alle Richtungen führten, haben wir Kinder die vornehmlich äheren Herrschaften – sie artig grüßend und ihnen Platzmachend – an uns vorübergehen sehen. Da war der Weg durch den wundervollen Promenadenwald über die Piltaltee, der Talweg entlang dem Seifenbach nach Marschendorf I. Der Weg über den vorderen Schwarzenberg hinauf zur Braunbaude, dann entlang der Berglehne bis Marschendorf IV, ferner durch den wildromantischen Klausengrund bis zur Schwarzschiagbaude, der vielbegangene Weg zur Hoffmannsbaude und zum Spiegel, dann zur Goldenen Aussicht und schließlich der Talweg nach Freiheit, dem Johannisdorf entlang, wenn man die Straße über Kaiserbad meiden wollte.

Alle diese und noch viele andere Spazierwege wurden gepflegt, täglich gekehrt und gesäubert. Sie alle führten durch Jung- oder Hochwald, an Bächen oder Wasserchen entlang, blumensäumelt, von Beeren und Blütensträuchern umwuchert, efeumirant und von Farnen umgrünt. Im klaren Wasser sah man Forellen über weißgeschwammte Steine springen, man hörte den Kuckuck rufen und drüben in den Wäsen stiegen Lerchen auf, frohlockend und jubelnd. Kilometerweit zog sich der landschaftschöne, gartenfreudige, sehens- und liebenswerte Naturpark rings um das Kleinod „Johannisdorf“! Allenorten laieten saubere Sitzbänke zum Verweilen und Schauen ein.

Man kann im späteren Leben an manch einen sehenswerten Ort geführt worden sein! Aber das Bild von Johannisdorf vermag kein noch so

berühmter Platz in der weiten Welt zu verdrängen. Johannisdorf war das Herzstück des Riesengebirges und für mich 7 Sommer lang mein Wirkungskreis an der Kurinspektion im Auftrage der Bezirkshauptmannschaft in Trautmanau.

Die kleinen Orte ringsum lebten mit von den Ausstrahlungen des sich damals immer mehr verbreitenden Kurortes. Seine bekannten Heilquellen brachten ihm weitgehend den Ruf einer berühmten Stätte für Genesung, Erholung und Genesung.

Vielfältig, bewegt und bunt war das Bild des belebten Kurplatzes. Die Wandelhalle rinte während der Konzerte der beliebten Kurkapelle nicht nur die Kurgäste von Johannisdorf und Schwarzenberg, sondern auch – namentlich an Sonntagen – die große Zahl der Ausflügler aus Trautmanau und der weitesten Umgebung. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die Waldkonzerte beim Schweizerhaus im Promenadenwald, so auch für Frühaufsteher die Morgenkonzerte im Pavillon hoch über dem Johannisdorf.

Wer mit Johannisdorf verbunden war und es geliebt hat, kann es nicht vergessen. Der sonn-tägliche Gottesdienst in der schönen Johannisdorfer Kirche war nicht nur für die Genesungsuchenden die Zeit der Erbauung. Er war auch für die Jugend aus der weiten Umgebung das schöne kirchliche Sonntagserlebnis. Stundenweite Wege wurden gern in Kauf genommen, um bei schönem Wetter dem Hochamt in Johannisdorf beizuwohnen.

Eingesäumt von den prachtvollen Wäldern der Heimat lag es – eben wie ein Kleinod – eingebettet in die Schlicht des Johannisdorfes, da, wo es nach der Chronik vor Jahrhunderten die Entdeckung der wunderkräftigen Quellen erlebte.

Eingewoben in alte Sagen, aber auch in kleine Alltagsereignisse, hält die Erinnerung uns selbst an das wunderwürdige Fleckchen Heimatboden. Und gerade diese kleinen Geschichten sind es, die zuletzt die Eigenheiten der Riesengebirgs-Seele widerspiegeln.

Nebelschwaden um unseren Berggeist

Wie war es doch bei uns daheim – kaum daß ein Kind zu reden anfang und im Denken erste Sprünge machte, da wurde ihm schon der „Rübezahl“ vorgestellt. Seine Reisengestalt verlor sich in fernem Weiten angeregter Fantasie. Nebel und Wind zerzausten ihm Haare und Bart, wie er überhaupt als Berggeist keine klar umrissene Gestalt besaß. Niemand wußte, was für ein Gewand ihn bekleidete. Er, der Blitze schleudern lieb und seinem Grollen in fürchterlichem Donner Ausdruck gab, war – wie hätte es auch anders sein können – von allem Menschlichen himmelweit entfernt. Unheimliche Wirklichkeit und rätselhafte Unwahrscheinlichkeit umhüllten ihn.

Die Vorstellung des Kindes aus dem Riesengebirge beschäftigte sich weit mehr mit ihm als mit einer anderen Sagen- oder Märchengestalt. Zu diesen fand es irgendwie mühelos eine nähere Beziehung. Aber der Berggeist hauste so geheimnisvoll in den Bergen, daß der Gedanke an ihn herbe, angstvolle Bangigkeit in sich barg.

So wurde denn auch jenes Familienmitglied besonders geliebt, welches am anschaulichsten über ihn zu erzählen verstand. Mit kreisrunden Augen, stannend und ungläubig zugleich erschaute das Kind die Welt, in der ein Riesengeist sein Wesen trieb. Auf unerklärliche Weise konnte er jederzeit seine Gestalt verändern. Er vermochte welke Laubblätter in pures Gold zu verwandeln, war oft hilflos bereit – jedoch sein Schabernack war gefürchtet. Eingeflochten in seltsame Erzählungen rund um ihn zeichnete sich vor den Augen des Kindes der gewaltige Riesenkamm ab, der Ziegmücken, der Brunnberg, die Schneekoppe. Es sah hinab in die Schluchten des Riesengrundes und der Schneegruben. Es gewahrte zwischen Steingeröll wundersame Blumen wie Habmichlieb, Bergnelkenwurz, Fingerkraut, Steinbrech, Arnika, Enzian und noch viele andere mehr. Manchen Stein überzog eine

winzige, isländische Flechte, die wundern Veilchenduft verbreitete. Überhaupt, die ganze Welt dort oben war in ungeahnten Zauber eingehüllt. Vom Sonnenaufgang erzählten die großen Leute als von einem herrlichen Naturschauspiel, ebenso von Wolkenpiegelungen, von Elmsfeuern, Irrlichtern und anderen Besonderheiten.

Das Kind blieb von den Schilderungen tief und nachhaltig beeindruckt. Die Sonnenwiege von der Schneekoppe aus zu sehen, das war der große Wunschtraum. So gruben sich die Erzählungen wie mit scharfem Griffel ein, so malten sie in leuchtenden Farben das Landschaftsbild ins Herz des aufmerksam lauschenden Kindes noch lange bevor es zur Schule ging. Später ergänzte der Lehrer das Wissen um die gottesschöne Bergwelt und um die Sagenwelt des „Rübezahl“! Der aber blieb geheimnisvoll, wesenlos, schattenhaft. Er weiterleuchtete durch die Jahre der Kinderzeit, er beglückte und veringstigte, er drohte und belohnte – kurz – er nahm einen breiten Platz ein in der Welt des Riesengebirgskindes und seiner Fantasie.

Die ersten Schulausflüge aufs Rehorn, zur Schwarzschatzhaude – und wie es der schönen Ziele so unendlich viele gab – brachten unvergeßliche Stunden tiefen Erlebens und Erfüllens für das naturliebende Kind. Behutsam pflückten die kleinen Hände die seltenen Blumen, wenn es der Lehrer erlaubte. Viele der blühenden Kostbarkeiten standen schon damals unter Naturschutz, welche Maßnahme Kinder oftmals eher begriffen und respektierten als große Leute.

Eine Wonne, unter hohen Schmehlen auf einer Bergwiese zu liegen und in den Himmel zu schauen! Mehr noch, eine Seligkeit! Ob einstens die „ewige“ auch so wundervoll sein wird! ... Weitum reichten sich die Bergketten, Kuppen, Waldhänge bis an den Horizont, wo klar und wie ein Thron aus Fels die Schnee-

koppe in den Äther ragte. Umrast Schneekoppe!

Und dann kam der erste Aufstieg. Er war und blieb der Höhepunkt aller Jugendfreude und Wanderlust, die Krönung allen Erlebens in der Natur der Heimat. Irgendwie hatte man, von Hochgefühl getragen, in die weite Welt hinausgesehen, ihre Verlockungen aber auch ihre Gefahren erahnt. Man wurde einsilbig und nachdenklich beim Schauen um sich her. Alles lag offen, hoch über der Welt, die Gott geschaffen.

Aus den Gründen aufstolende Bergfalken kamen uns wie Adler vor, wenn sie die höchste Spitze umkreisten und im fernen Blau wieder verschwanden. Waren uns, von Petzer aus, die Berge unendlich hoch vorgekommen – nun lagen sie unter uns. Die mächtigen Waldhänge, die Bauden, der Koppenteich, die weite Ebene hinein ins Schlesiensland. Drüben, an die Steilhänge des Brunnberges stellte eine unbewußte Vorstellung den Rübezahl mitten hinein ins Teufelsgärtlein. Im Steingeröll hinter Knieholzbüschen sah man die sieben Zwerge vor sich. Kurz – Wunder über Wunder in dieser Welt der Sagen!

Unauslöschlich groß erwuchs im Herzen die unwandelbare Liebe zur schönen Heimat!

Im Gegensatz dazu wartete auf manches Kind eine Enttäuschung in vereinzelt Bauden, wo in der Ecke der Stube ein nachgeahmter Rübezahl stand. Wohl groß, mit langem Zaushaar und Bart, aber doch wie ein Mensch aussehend. Das Kind verglich kritisch den Berggeist, den es aus den Erzählungen heraus sich selbst geformt hatte, mit dieser Gestalt und konnte oft der Begeisterung der Mitschüler nicht folgen. Zu tief saß in ihm die Erinnerung an die ersten Geschichten über einen Herrn der Berge aus der Welt von Sturm, Donner

und Blitz, angetan nur mit Nebel- und Wolkenchwaden.

Aus Kindern wurden Leute, sie kamen hinaus in die Fremde. Wohl dem, der vom Schicksal mit einer neuen Bergheimat beschenkt wurde! Viele aber wurden in die Ebene verschlagen – geschlagen. Dorthin, wo das Auge vergebens den Horizont abruht nach dem altgewohnten Bild. Glatt, kaum merklich fließt ein Bach durch Acker und Wiesenland ohne sprudelnde Lebendigkeit, die dem Ohr so sehr fehlt. Lange noch hört es, wie aus der Ferne – das Brausen schäumender Wasserfälle, das Tosen von Bergbächen und Seifen, liebliches Gemurmel von Quellen und Wasserlein. Immerwährendes Suchen nach schäumender Bewegung und nach liebgewesenen Geräuschen stürzender Wasser. Lange lange Zeit ging uns das ab in der lautlosen Stille fernab der geräuschvollen, neuzeitlichen Welt, die die Natur zerstört.

Wir sind überglücklich, in der neuen Heimat andere Berge zu sehen und zu erleben. Viel gigantischer und sie als die unseren. Wir bestaunen himmelstürzende Achen voll stürmender Kraft und Gewalt und hören andächtig gestimmt das Rauschen solcher Natursymphonie.

Doch dann gehen unsere Gedanken wieder der jungen Elbe, der Aupa oder dem Bober entlang und hören wie von ferne ihr Geschäume.

Weite Entfernungen legen Dunstschleier über Landschafts- und Bildausschnitte der Erinnerung. – Jedoch der Berggeist? – Die nebelverschwommenen Zeichnungen aus Kindertagen haben Farbe und Wirkung bewahrt. Aus einer Verschüttung von Erlebnissen taucht unversehrt eine beseligende Zeit auf: „Die Kinderzeit im Riesengebirge!“

Die Volkseele findet nur in der Mundart ihren vollen, erschöpfenden Ausdruck. Doch muß es reine, unverfälschte, urwüchsige Mundart sein. Alles Gekünstelte, Gesuchte, Übertriebene in ihr trübt den Spiegel der Volkseele.

O. Z.

Das Posthäusl unter der Platzbrücke

Eine Heimerinnerung

Unvergesslicher Persönlichkeiten von einst manchmal zu gedenken sollte uns eine Aufgabe sein. Sie wohnten nicht immer in Schlössern und vornehmen Häusern. O nein, manchmal nur recht schlicht und bescheiden in einem kleinen Häusl – wie hier in meiner Erinnerung – im Posthäusl. Von Marschendorf angefangen bis hinaus ins Gebirge, jeder Heimattfreund wird sofort wissen, wem die Erinnerung gilt.

Es sind die beiden Postmeisterinnen aus der Familie Scholz, Fräulein Holda und Fräulein Ella, die geschätztesten wohl ihres Zeichens weit und breit.

Eine Postmeisterei wie damals in Marschendorf 4 gab es auch in romantischen Zeiten nur wenige. Ein Postamt wohl – durch das große Schild gekennzeichnet – war es eine freundlichen Stätte im Innern. Die niedrige Poststube mit den Fenstern in den Garten hinaus hatte nichts von einem Amtraum an sich. Sie wirkte nicht kalt und streng, eher traulich und einladend. Den Geldaufgabeschrein oder das Päckchen nahm eine der beiden Postdamen in Empfang und man wartete voller Respekt auf die Erledigung.

Ich sehe noch die beiden Gestalten mit den vollen Haarkronen vor mir wie sie ihres Amtes walteten. Kam ein Bäuerle aus dem Gebirge und stand unschlüssig da mit einer schlechtverschürzten Schachtel zum Aufgeben, dann war es an ihnen, vorerst mühsam aus dem Alterchen herauszubringen, woher und wohin. Sie verpackten, beschrifteten und erledigten die Sendung, nickten dem Männlein noch freundlich zu, das glücklich erlöst seinen Hut verlegen in den Händen drehte. Damals ging man nicht zur Post, sondern man ging zu den Postdamen. Darin klang ein ehrfürchtiger Ton mit. Und wie war er berechtigt! Dem Ernst der Amtspflicht nahm die

Menschenfreundlichkeit nichts weg, sie legte nur noch etwas hinzu. Jedem, der mit Postgeschäften nicht umzugehen wußte, wurde hier bereitwillig geholfen und damit der Allgemeinheit im wahrsten Sinne gedient.

Als junges Geschöpf von damals schwärmte man gleicherweise für beiden Damen. Das eine Mal meinte man, sein Herz nur für Fräulein Ella entdeckt zu haben, während man das nächste Mal Fräulein Holda den Vorzug gab. So, bis man zur Übereinstimmung kam, daß man beide Damen gleicherweise von Herzen verehrte.

Die Postmeisterei lag dort in der Familie. Nur der Senior, Hofrat Dr. Josef Scholz, ein Bruder von Fräulein Holda, war in Prag eine bekannte Persönlichkeit und Marschendorf war stolz auf diesen Sohn der Heimat. Ein Bruder, Postmeister Scholz Rudolf, führte als erster die damals gegründete Poststelle in Marschendorf I. Eine Schwester heiratete den verwitweten Postmeister Hallwa in Johannsbad, dessen erste Gattin die erste weibliche Postmeisterin in Böhmen gewesen war. Sie war die Mutter der Frau Dr. Rossa (Sanatorium an der Aupabrücke in Freiheit), die, verwitwet, nachher die Gattin des Fabrikanten August Fiebiger wurde.

An das Hotel „Post“ neben dem Sanatorium werden sich viele noch erinnern, wo jahrelang der sogenannte „Klub“ seine Heimstätte innehatte. Um zur Familie Scholz zurückzukehren, so gehörte auch Frau Forstmeister Mündaich dazu, eine Schwester des Herrn Emil Bönsch von der Wiesnbaude.

Bei den Riesengebirgstreffen gibt es fast alljährlich ein Wiedersehen mit einem Neffen aus der Familie. Es ist der Landsmann Oberbaurat i. R. Ing. Max Steigerhof. Als Gäste des nach langen Jahren wiedergefundenen Schulkameraden Ing. Gustl Thamm aus Marschen-

dorf I saßen wir uns plötzlich gegenüber. Die Unterhaltung von allen anwesenden Landsleuten in waschechtem Dialekt geführt, war herzerfrischend heimatisch. Daß der angeborne Mutterwitz von Landsmann Max Steigerhof nichts eingebüßt hatte (normhowich nannte man es damals, als er noch Student war), kam so recht in einer Bemerkung ans Licht, die wahrlich verdient, festgehalten zu werden. Er sah sich in unserer Runde um und sagte:

„Schien sein mer ju wetter nej, ower verflucht gedohne!“ Nur wer aus dem Aupatal stammt wird die Feststellung verstehen, die sämtliche Lacher auf ihrer Seite hatte.

Jedes erste Heimattreffen in Nürnberg 1957, oder war es 1956, hat für manche von uns, darunter bin ich selbst auch, besonders liebe und daher so traurige Erinnerungen bewahrt. Wie schon erwähnt traf ich dort mit meinem alten Schulfreund Ing. Gustl Thamm und mit Rektor Alois Fries zusammen. Meine liebe Gastgeberin Frau Dr. Richter aus Marschendorf IV kopfte ein Bildchen meiner beiden guten Freunde, wie sie rechts und links von

mir auf mich einreden. Dieses Bild ist mir das hehre Andenken an die beiden, die nicht lange darauf für immer von uns gingen. Rektor Fries, daheim unser Lehrer Fries, Sohn unseres langjährigen Bürgermeisters, war uns ein wertvolles Mitglied der Laienbühne des deutschen Schulvereins, des Bundes der Deutschen in Böhmen, dem nachberigen Kulturverband. Sein meisterhaftes Violinspiel hat innerhalb unseres bekannt guten Streichquartetts manche Aufführung umrahmt und verschönt. Als ein selten guter Kamerad mit Begabungen und Eignungen nach jeder Richtung hin war er gleichviel geschätzt als Schulmann wie als Mensch. Das hat sich neuerdings bewiesen nach der Aussiedlung, da es seinem restlosen Einsatz gelungen war, in Fürth eine der ersten modernen Schulen als Bau zu erwirken, um ihr dann als Rektor vorzustehen. Die Lehrerschaft hat nach seinem Heimgang viele gute Worte über den allseits beliebten Kollegen geschrieben. Mir sei mit dieser aufrichtigen Erinnerung erlaubt, seiner auch als einer Persönlichkeit aus der Heimat zu gedenken.



Pater Meinrad's Geburtshaus in Arnsdorf

Gebirgswanderungen einst und jetzt

Oft sieht man heute in der Presse Bilder von Autofahrern, die in die Berge streben, um sich dort an den Freuden des Schifahrens zu ergötzen, aber durch Verkehrswürstungen gezwungen sind, stundenlang zu warten, ehe es ihnen gegönnt sein wird, die erstrebten Ziele zu erreichen. Um die vielstündigen Vorteile, die ihnen durch die modernen Verkehrsmittel geboten sind, sind sie nun uneinbringlich betrogen. Wenn ich nun diese Bilder sehe, muß ich teils mit einem Auge lachend, teils mit dem anderen weinend an die Zeit zurückdenken, als wir nach der Jahrhundertwende namhafte Anstrengungen mit in Kauf nehmen mußten, um all der Freuden und Vergnügungen teilhaftig zu werden, welche die Bergwelt sowohl im Sommer als auch im Winter all denen bieten kann, die sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlen. So möchte ich mich anfangs an meine erste Gebirgswanderung erinnern, die ich im Alter von 15 Jahren als Realschüler der 5. Klasse, heute wäre dies der Gymnasiast der 10. Klasse, im Jahre 1905 unternahm. Wir fuhren um Viertel nach 1 Uhr mittags von Trautonau ab und gelangten nach einer halben Stunde Bahofahrt nach Freiheit, versehen mit der nötigen Wegzehrung an Butterschnitten und belegten Semmeln, wobei auch der damals sehr geschätzte Quark nicht fehlen durfte. Dann traten wir um 2 Uhr nachmittags von hier aus unsere Wanderung an. Wir tippelten durch das vierseitige Marschendorf über Dunkelthal nach Petzer, ein Weg, der immerhin schon 4 Stunden in Anspruch nahm. Dabei brauchten wir uns aber mit keinerlei Hemmungen herumzuergern. Eine ein- bis zwei-stündige Wegpause durften wir uns aber doch hier gönnen, um für die weiteren Anstrengungen gerüstet zu sein.

So traten wir gegen 8 Uhr abends den schönsten Teil unserer Wanderung an, der ein unvergessliches Erlebnis für das ganze Leben wurde: Durch den Riesengrund der von der Aupa in zahlreichen Windungen durchschnit-

ten wird, eine wellenförmige Wiesenfläche mit 100 m an der breitesten Stelle und 880 bis 1070 m Seehöhe, vorbei an den Häuschen der Gemeinde „Riesengrund“, Riesengrundbaude mit großer Sprungschance, der kleinen einsamen Riesengrundkapelle, erreichten wir die Bergschmiede, wo die eigentliche Steigung begann. Es war eine sternklare Nacht und der Mond verbarg sich hinter den Brunnenbergen, den beiden höchsten Gipfeln des Böhmisches Kammes. Es sind dies westlich der Hochwiesenberg, 1550 m, und der Steinboden, 1560 m östlich, der richtig Brandkoppe heißt, mit großartiger Aussicht über den Aupagrund. Mit scharf abgeschnittenen, fast senkrechten wildzerrissenen Felswänden in deren Klüften und Rissen viele botanische Seltenheiten wachsen, stürzten sie 300 bis 400 m tief in den Riesengrund hinab. Der Steinboden, dessen Gipfelrand allein in magischem Licht erstrahlte, war wie der ganze Riesengrund in ein märchenhaftes Dunkel getaucht. In behäbigen Schritten suchten wir den Höhenunterschied von 760 m in Petzer bis 1605 m dem Koppentegel zu überwinden. Wir ahnten so die Hockenträger nach, die in täglichen Steigungen alles was im Koppentegel benötigt wurde, damals im Sommer vom Wasser angefangen, am Buckel hinauftragen mußten. So gelangten wir zur Riesenhaude. (Im Winter wurde der Schnee geschmolzen und vielseitig verwendet.) Der Jubiläumsweg hat damals noch nicht bestanden. Man erzählt, er sei von dem Hohenelber Fabrikanten Jeric erbaut worden. Er hatte eine Wette abgeschlossen, daß es ihm gelingen werde, den Koppentegel mit Auto zu erreichen, was er dann auch zustande gebracht haben soll. Welches Jubiläum damit gewürdigt worden ist, weiß ich nicht. So mußten wir den Zickzackweg erklimmen und erreichten müde und abgespannt vor Morgengrauen den Koppentegel im Einkahnhäus, wo wir erst auf Einlaß warten mußten, weil es noch nicht ge-

öffnet war. Kaum hatten wir uns häuslich niedergelassen, begann das unvergleichliche und überwältigend schöne Schauspiel des Sonnenaufgangs im Monat Juli. Trotzdem wir nun schon 16 Wander- und Wegstunden hinter uns gebracht hatten, konnten wir uns voll und ganz dem Genuß dieses Erlebnisses widmen und dabei Lust und neue Kraft für die weiteren anstrengenden Stunden sammeln, die uns noch bevorstanden. Wenn es auch Stunden des Abstiegs waren, so sind diese oft nicht minder anstrengend als der Aufstieg.

Der Abstieg führte über die Wiesenbaude, Geisergocke, Fuchsberg, Lenzenberg- und Schwarzschatzbaude nach Johannibad und Freiheit, wo wir zum Abendzug glücklich und hochbefriedigt anlangten, aber todmüde und ganz erschöpft, nachdem wir nochmals von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends eine ganze Menge von Wegstunden bewältigt hatten. Ist es denn übertrieben, wenn ich die Zahl der tatsächlichen Wanderstunden mit 24 festsetze. Das sollte sich die heutige Generation gründlich überlegen, ob wir damit unserem Gesundheitszustand nicht einen größeren Liebesdienst erwiesen haben, als sie es heute tun in den Autos und Seilbahnen, weil die Höhenunterschiede nur langsam aber sicher überwunden werden konnten.

Im Winter erging es uns nicht besser. Aufahrt mit dem Zug und dann der lange Weg bis zum Gipfel mit den Schiern auf den Schultern. Nach einer Mittagspause mußte die Abfahrt beizeiten angetreten werden, die uns natürlich nur einmal im Tag gönnt war.

Der moderne Schifahrer kann mit Hilfe des Schiflits dies mehrmals im Tage tun, wenn er die nötige Pinks zur Verfügung hat. Dabei darf ich die 3 „Koppalotscho“ nicht vergessen. Der Turnlehrer Waldner, der Goldarbeiter Hofmann und noch ein Dritter ließen es sich nicht nehmen, alljährlich zu Sylvester den Gipfel der Koppe per pedes zu erreichen und dem Neujahrsbeginn in luftiger Höhe zu feiern.

Etwas günstiger gestaltete sich die Partie in den 20er Jahren. Da gab es die erste Busmöglichkeit in Freiheit. Aber eine Fahrt nach Petzer kostete zunächst 25,- Ktsch. Als dann ein zweiter Bus auftauchte, ging der Fahrpreis sprunghaft zurück und in den 30er Jahren brauchten wir nur 5,- Ktsch. für die Strecke bis Petzer zu zahlen, was wir sehr zu schätzen wußten. Aber der Aufstieg blieb uns noch nicht erspart. Erst als Ende der 20er Jahre die erste Drahtseilbahn von Johannibad zur Schwarzschatzbaude gebaut worden war, brachen die rosigen Zeiten für die Schifahrer an. Das Seil hierfür mußte allerdings in Freiheit über die Aupa brücke erst umgespult werden, ein vielbestaunter Vorgang, der mit lautstarkem Ansporn im Takt für die Männer, welche die Riesenspulen in Bewegung setzen mußten, vor sich ging.

Und wie stand es mit der Schifahrer-ausrüstung? Sie war primitiv, erfüllte aber voll und ganz ihren Zweck. An den Füßen einfache Schnürschuhe und Norwegersocken und eingezogene Hosenbeine. Sie hielten schön warm. Die geschlossene blaue Jacke mit Gummiband um die Lenden und die Handgelenke, die herunterklappbare Mütze und Fäustlinge über den Handschuhen waren geeignet, den schwersten Schneesturm zu überdauern. Ob Sie sich noch an die Palatabindung erinnern können? Sie wurde auch Potschenbindung genannt. Mit Riemen über den Rist, der den potschenartigen Teil der Bindung festhielt, und vorn über den Zehen hätte man ebensogut auch Slalom fahren können. Doch es war damals noch nicht Sitte. Von der heutigen luxuriösen Ausstattung will ich gar nicht erst reden.

Aber auch auf den allerliebsten Rodel darf nicht vergessen werden. Er mußte natürlich auch hinaufgezogen werden. Und wehe, wenn einem einmal die Schtur aus den Händen glitt. Mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit raste er dann allein zu Tal, was aber auch mit dem Schi leicht geschehen konnte.

Durch das Aupatal nach Petzer

Von dem gewerbefleißigen Riesengebirgsstädtchen Freiheit (507 m), das seine Gründung deutschen Bergleuten während des Goldbergbaues am Rehorn (16. Jahrhundert) verdankt und ursprünglich „Bergfreiheit“ hieß, führt die Fahrstraße nordwärts im freundlichen Tal der Aupa aufwärts nach Petzer ins Hochgebirge und bildet eine der schönsten Touren im Rübbezahreich. Die Straße durchzieht zunächst den langgestreckten, aus vier „Teilen“ (Gemeinden) bestehenden Marktflecken Marschendorf (527–570 m), der am Fuße des Rehorngebirges im Flußtale der Aupa liegt und vor der Vertreibung rund 2600 deutsche Einwohner zählte.

Im untersten Teile I befanden sich rechts das schloßartige Landhaus Pietze, die Pietze'sche Zigarettenpapierfabrik, die Papierfabrik Eichmann & Co., die Volksschule und das Kriegerdenkmal im Park. Westlich von der Schule lagen auf dem felsigen Knauerberge die Rost-Anlagen mit Körner-Denkmal. Weiter geht die Wanderung durch Marschendorf II. Teil, welcher von der zur Papierfabrik gehörigen 1230 m langen Wasserleitung durchzogen wird. Im anschließenden III. Teil des Marktfleckens steht links am Berghang die alte, ehemals evang. Pfarrkirche und an der Straße die neue kath. Kirche „Mariä Himmelfahrt“ sowie das frühere Gasthaus „Kirchenschänke“.

Der IV. (oberste) Teil von Marschendorf ist steiltalig gebaut und wird als Sommerfrische und Wintersportplatz besucht. Hier befanden sich das gräfliche Schloß, das ehemals den Aichelburgs, später den Czernin-Morzin gehörte, mit Park, das Bezirksgericht, eine Bürgerschule, Steueramt, Post und Brauerei. Zur Rechten dort ein das Hotel „Bräuhoß“ und der „Platzkretscham“. Von rechts mündet in Marschendorf IV. Teil das Tal des Kolbenbaches ein, das sich weiter oben in die Täler von Kolbendorf und Albendorf teilt. Hinter der

Brauerei führt ein bezeichneter Weg zur einstigen Mauhütte auf dem Rehorn und zur Rehornbaude, wo sich vorzügliches Skigebiet befindet.

Die Fahrstraße tritt beim Schlosse in das sogenannte „Dunkeltal“ ein, wie das sich verengende und stetig an Schönheit und Romantik zunehmende Aupatal hier genannt wird. Der Ackerbau hört auf und die Straße geht durch das Dörfchen Dunkelthal, das etwa 900 deutsche Bewohner hatte und bedeutende Industrie besaß (Flachgarnspinnerei, Papierfabrik, Glasbläserei und -schleiferei). Am Nordabhang des bewaldeten Spitzberges (877 m) besitzt der kleine Ort ein der hl. Anna geweihtes Kirchlein. Hinter dem letzten Hause des Dorfes macht das Gebirgstal einen Bogen und eine Brücke leitet die Straße über die Aupa. Hier steigt links ein Fußpfad an der Ostlehne des Forstberges hinan zur verfallenen Aichelburg (814 m), welche 1861 zur Erinnerung an Graf Aichelburg-Czernin, einen Wohltäter der Gegend, errichtet wurde.

Unterhalb der Aichelburg bei der Höhenbrücke erreicht das Tal seine schmalste Stelle (200 Meter). In diesem Engpasse fand am 3. September 1778 im Bayerischen Erbfolgekrieg ein blutiger Kampf zwischen preussischen Requisitions-Soldaten und von Bewohnern von Groß-Aupa herbeigerufenen österreichischen Mannschaften statt, der zu Ungunsten der Preußen endete, die sich hier blutige Köpfe holten. Jenseits der Aupa gedachte eine an einen Baum angebrachte Erinnerungstafel des Ereignisses. Bald oberhalb der Höhenbrücke wird das erste Haus von Groß-Aupa sichtbar. Es ist dies die frühere Holzschleife Hofen. Dann kommt man etwas weiter hinauf zur früheren „Kreuzschänke“ (632 m), die an der Vereinigung der Großen und Kleinen Aupa liegt und ein sehr beliebtes Einkehrhaus war.

Das Tal gabelt hier; rechts geht es über die Mohornmühle und Klein-Aupa nach den

Grenzbauden, links nach Petzer. Wir folgen der Fahrstraße im Tal der Großen Aupa weiter nordwärts durch Groß-Aupa (694–1200 m), welches zwischen Bergwiesen ungemein weit zerstreut liegendes Gebirgsdorf vor der Vertreibung über 600 Häuser mit 2200 deutschen Einwohnern zählte. Der Ort zerfällt in drei Teile. Alle drei Gemeinden werden als Sommerfrische und zum Wintersport besucht. Zunächst kommen wir in den am rechten Aupaufer gelegenen Groß-Aupa I. Teil mit der 1788–91 erbauten Pfarrkirche zur Hl. Dreifaltigkeit und dem Postamt. Mehrere Hotels, Gasthöfe und Pensionen boten hier gute Unterkunft und Verpflegung. Am Anfang des Ortes geht es links durch den sehr malerischen Lorzgrund nach den Großen Tappelbauden und weiter hinauf ins Hochgebirge.

Auf der Fahrstraße weiter aufwärts folgt am linken Flußufer Groß-Aupa II. Teil, der mit seinen weit zerstreuten einzelnen Häusern (Bauden), die bis hoch an den Bergen hinauf liegen, schon Hochgebirgscharakter hat. Beliebte Einkehrhäuser hier waren die Gasthöfe „Zur Sonne“, „Rübzahl“, „Zum Aupatal“ und „Zum Klausenwald“. Etwa 12 Minuten oberhalb der Kirche erreicht man die ehem. „Urtasmühle“, die am Eingang des malerischen Urtasgrundes liegt, der von dem gleichnamigen Bach durchrauscht wird. Durch diesen Grund führt links ein Weg hinauf nach der Urtasgrundbaude, während man auf einen anderen Weg unmittelbar oberhalb der Aupa-Brücke stellenweise steil hinauf nach den Leischnerbauden (1263 m) gelangt, die eine herrliche Aussicht gewähren.

Die Fahrstraße weiter aufwärts wandernd, die an der linken Bergseite hinzieht, kommen wir schließlich in die letzte der drei Gemeinden des Gebirgsortes, nach Groß-Aupa III. Teil oder Petzer-Riesenhain (760–1200 m), wo die Talstraße endet. Petzer, dessen 880 deutsche Einwohner größtenteils von Viehwirtschaft und dem starken Fremdenverkehr lebten, hat eine herrliche, fast alpine Lage im obersten Teile der Großen Aupa an der Brunnberg-Seite und ist die besuchteste Sommerfrische und Wintersportplatz im Aupatal. Der Ort liegt am Eingang zum Zehgrund in dem „Sinterberg“ genannten Talkessel, welchem die

Große Aupa, das Zehgrundwasser und zwei kleinere Bäche zufließen.

Die Häuser des Ortes ziehen sich an den Berghängen hinauf und sind von weiten Wiesentälchen umgeben. Einzelne der Bauden-Gruppen erreichen eine Höhe bis zu 1400 m. Im ganzen umfaßte der Ort etwa 30 größere und kleinere Häusergruppen. Petzer heißt eigentlich nur der Teil der Gemeinde, der in der Nähe des alten, 1793 gegründeten „Petzerkretschams“ liegt. Der Name soll von dem dort im Jahre 1802 erlegten letzten Bären (Petz) herrühren. Einer anderen Deutung zufolge erinnert der Ortsname ein altes „Kupferwasser-Siedehaus“ im nahen Riesengrund und bedeute soviel wie „Hochofen“. Tatsächlich wurde in früherer Zeit Bergbau in diesem Gebiet betrieben und 1811 das „Rosenhayner Kupfer- und Arsenikbergwerk Franciska“ eröffnet, dessen Zechenhaus das spätere Gasthaus „zur Bergschmiede“ im Riesengrund war. Der untere Teil der Gemeinde heißt Riesenhain.

Die deutschen Bewohner der Gebirgsbildung waren Nachkommen der aus Tirol und Salzburg ausgewanderten Holzschläger, welche den Urwald der Gebirgsschlucht lichten und das geschlagene Holz auf der Aupa zu Tal flößten. Später arbeiteten sie auch als Bergleute und trieben Viehzucht. Durch die Nähe der höchsten Erhebungen des Gebirges (Schneekoppe, Brunnberg, Rosenberg, Fuchsberg und Schwarzenberg) entwickelte sich der Ort bald zu einer der wichtigsten Touristenstationen im Rübbezahreich und es entstanden zahlreiche Hotels, Gasthöfe und Fremdenheime. Noch mehr als Sommerfrische und Luftkurort gewann Petzer Bedeutung als Wintersportplatz durch sein ausgezeichnetes Skigebiet und Rodelbahnen. Nach dem Ende der zwanziger Jahre auf dem Ortgebiet von Groß-Aupa I. Teil die bisher stärksten kalt-radioaktiven Quellen Ostböhmens entdeckt worden waren und 1932 in Groß-Aupa II. Teil ein Radium-Kurbad mit 80 Betten und Hotelbetrieb eröffnet worden war, kam der Ort noch in den Ruf eines „Joschimsthal des Riesengebirges“, doch erfüllten sich die großen Erwartungen, die man an dieses Bad knüpfte, nicht ganz.

Erinnerung an das Vaterhaus

Als ich im Abendlicht durch die Felder ging, wurde auf besonders deutliche Weise das Bild meines Vaterhauses in mir wach. Es kam mir während des ganzen Weges nicht mehr aus dem Sinn. Im Verblasen des Tages wurde es mir immer deutlicher.

Mein Vaterhaus ist nicht groß oder gar stattlich, sondern ein Haus, wie es sich kleine Leute vom Munde absparen. Es ist auch kein altes Haus, in welchem Väter und Vorfäter geboren wurden und starben. Meine Eltern bauten es, als ich ein Kind war, und ich lebte darin von der Kindheit an bis zu dem Tage, als ich es gewaltsam verlassen mußte. Ich werde es kaum je wiedersehen, kaum noch einmal betreten dürfen.

Seit jenem Fortgang und Verlust zerfällt mein Leben in zwei Hälften, in die eine, die ich in meinem Vaterhause verlebte, und in die andere von der Zeit ab, als ich daraus vertrieben wurde. So sind meine Erinnerungen an das Vaterhaus wie der Blick in eine Landschaft jenseits des Flusses, dessen Brücke fortgerissen wurde. Durch diese trennende Grenze ist die eine Hälfte abgeschlossen und überschaubar.

Es sind viele gute und schöne Erinnerungen, die sich an das Vaterhaus knüpfen, aber nicht alle sind gut und schön, manche sind düster, ja dunkel, hart, schwer und verworren, nicht allein die Erinnerungen an mein Leben, sondern an das aller, die wir in dem Hause lebten. Leben in seinem vielfachen Auf und Ab, Hü und Her, kein ruhiges, kein stetes Leben, ein Leben, das Glück brachte, aber auch viel Leid, das auch Schuld kennt, aus dem vielleicht nur eines ausgeschlossen war: das Böse.

Mit dem versickernden Abendlicht, in dem ich unter Obstbäumen den Weg zwischen Wiesen und Bach weiterging, wurden die Erinnerungen an das Leben im Vaterhaus zu einer beängstigenden Fülle, einer schattenhaften Wirnis, vor allem aber zu bedrückender Gegenwart, die, weil sie ja doch vergangen

war, nicht mehr verändert werden konnte. Mein ganzes Leben strömte von drüben, vom anderen Ufer auf mich zu und begann sich als eine Last über mich zu legen, nicht nur mein Leben, sondern das Leben aller in dem Hause, aber auch noch zugemessen das Leben in dieser Zeit als Verworfenheit, Ungerechtigkeit, verblendete und hassende Wildheit, Selbsterfleischung und Zerstörung. Ich fühlte mich in einer bitteren Weise in der Fremde, und die war auch in mir selber, war zugleich Ferne von allem gesehendem, gelassen weiterströmenden und in sich ruhenden Dasein.

Während meine Gedanken der Erinnerung diesen Weg unter schon dunklen Bäumen gingen, begab sich zugleich und jenseits des schweigenden Laubes über mir ein zweiter, ein völlig anderer Vorgang. Über den schwarzen Baumkronen spann Zwielicht, in dem ich aus meinen trüben Gedanken wie aus nächtlicher Verschattung blickte. Der Himmel hatte einen Glanz, der nicht mehr von der Sonne herzurührte, sondern aus ihm selber zu brechen schien, und aus diesem Glanz waren, in meiner traumhaften Erinnerung, auch die Mauern meines Vaterhauses. Ich schaute sie an und rätselte, welchen Eindruck sie auf mich machten – es war der des Schwebenden und Durchscheinenden. Aber sie erinnerten mich an etwas Bestimmtes, das ich nicht erriet. Der Klang einer Glocke, die fern eine späte Stunde schlug, auch er schwebte und gewann dieses Durchscheinende wie Glanz von erkaltendem Glas, aber keine Härte war darin. Der Klang gerann zum flimmernden Licht des ersten Sterns, der blaß aus dem zwielichtigen Himmel brach. So hatte das Kind oft den ersten Stern über dem Vaterhaus und über dem Zickzack der schwarzen Wand des Waldes hinter ihm gesehen.

Da wußte ich, woran mich die im Zwielicht schwebenden und schimmernden Mauern erinnerten. Nicht nur ihre Farbe war so – die im Zwielicht wüchsern erscheinenden Mauern

waren von durchschimmerndem Gelb, wie das eines besonnenen Blütenblattes, das die sammelnde Biene umschleift; in das Wachsgelb war ein hauchzartes Grün gemischt, als wären auch die Blätter und Stängel von Wachs. Wie vom Licht einer Kerze war das schimmernde Haus überrieselt, ja, es leuchtete von innen heraus wie das Wachs einer brennenden Kerze am oberen Rand.

So sah ich nicht nur mein Vaterhaus, auch mein Leben tauchte in diesen Glanz. Dies nicht denkend, sondern mit einem inneren Sinn wahrnehmend, fiel mir die Kerze ein, die die kleinen Hände des Knaben zur Feier der ersten Kommunion getragen. Von all den vielen im Vaterhaus zurückgebliebenen, für mich verlorenen Dingen fiel nur sie mir ein, als wären daneben alle anderen Dinge unbedeutend und ohne Wert. Mir drängte sich die Vorstellung auf, daß die geweihte Kerze seit meiner Kindheit wie ein Samenkorn im Hause gelegen; dann, während ich ihm fern sein mußte, war sie gewachsen, wurde wie das Haus so groß, durchbrach es wie ein Stamm und überwuchs es leuchtend wie eine Laubkrone. Nun blühte das Haus aus einem Leuchten, und alles Leben, das darin gelebt worden war, leuchtete.

Meine Gedanken fanden aus der traumhaft entrückenden Vorstellung zurück zu der heringebrochenen Nacht und zu meinem nur noch ertastbaren Weg unter den schwarzen Bäumen und dem verwölkten Himmel.

Die Kommunionkerze war alle Zeit über bei der Festtagswäsche in der Kommode aufbewahrt worden und mir zuweilen, aber selten in die Hände gekommen. Die weiße Seidenmasche war fast farblos und durchscheinend geworden wie ein verwelktes weißes Rosenblatt, und der Myrtenzweig darunter trocken und mit nur noch wenigen Blätchen. Die Kerze, die die Hände des Knaben in weihewollbanger Stunde gehalten, in deren Flamme die Augen des Knaben geblickt, war sorgsam gehütet worden, damit sie einst nach frommem Brauch, wieder entzündet, in die Hände des Sterbenden gelegt würde.

Er wird sie nicht halten, da sie in dem unerreichbar verlorenen Hause geblieben.

Was aber ist verloren? konnte ich fragen und mir antworten: Nicht das ist verloren, was uns

gewaltsam genommen wird, sondern nur das, was wir selber preisgegeben. Preisgegeben aber ist jegliches Ding, ist unser Leben, auch sein Schweres, sein Dunkles und Trübes, seine Verwirrungen und Irrtümer, wenn wir ihm nicht die Stunde bereiten, daß es aufflammen und leuchten kann.

Ich solchen Gedanken war ich vor das Haus gekommen, in welchem ich jetzt meine Wohnstatt habe. Wie so manches Mal, rögte ich, einzutreten, so fremd kamen mir die Stufen, so ungewohnt der Griff an der Tür vor. Ich blickte zu den Fenstern empor, aber es machte mir nichts mehr aus, in ein fremdes Haus heimzukehren.

Was ist Fremde und wo ist Heimat? Vertriebene nennen uns die Einheimischen, die sich ihres angestammten Besitzes erfreuen dürfen. Das Wort vertrieben hatte einen neuen Klang bekommen, zart schwebend wie das Zwielicht, in dem mir das Vaterhaus erschienen war. Aus der Heimat in die Fremde, ins Unsichere und Ungeborgene, ins Elend, wie das alte Volklied singt, das fremde Land meinet, vertrieben. Was leidvoll erlebt wurde, umgibt jetzt ein Glanz, das Wissen, daß wir in der harten Wirklichkeit der Vertreibung ein Gleichnis erfuhren – daß jeglicher Mensch aus seiner Heimat vertrieben wurde, irgendwoher vertrieben auf diese Erde. Die Gedanken des aus seiner Heimat Vertriebenen, der immer wieder die verlorene Heimat suchen muß, gehen zugleich den anderen Weg über dem Irdischen – wohin? Immer nur nach Hause...

Heimat erschien mir nicht mehr als Verlust, sondern als Ziel, als Ziel eines Weges, der sehr weit gegangen werden muß, um ins eigene Innere heimzukehren.

Was war geschehen?

Während das Zwielicht mich entrückt hatte und das ferne Vaterhaus mir wie aus Licht und Glanz gebaut erschien, hatte die geweihte Kerze, deren Flamme den Knaben in feierlich-frommer Communion dem Überirdischen verbunden hatte und die für die große Stunde des Abschieds vom Irdischen aufbewahrt und gehütet worden war, sie hatte auf dem Weg durch die Nacht der Fremde kurz aufgeleuchtet.

Der Arzt und der Apotheker in Braunau

Ein Streitfall

In früherer Zeit gab es natürlich noch wenig Ärzte, um 1700 für das Braunauer, Weckendorfer und Politzer Gebiet ein Arzt. Für die Medikamentenversorgung hatte der Braunauer Alt Benno I. von Falkenberg eine Stiftsapothek eingerichtet, die seither viel gute Dienste tat. Neben dem Arzt wirkte oft noch ein Chirurg, der die Amputationen vornahm. Von großer Wichtigkeit war der Bader, der neben seinem Dienst als Bademeister in dem Haus mit Badestuben auch Glieder einrenkte, Zähne zog, Wunden verband, Heiltränke versorgte u. a. m. In Braunau befanden sich seit 1348 die Badestuben in dem Haus, das am Graben neben der Pfortenstiege steht. Zwischen dem Arzt Dr. phil. und med. Martin Novak und dem Apotheker Daniel Wilhelm Reich war es 1689 zu einem schweren Streit gekommen. Es waren „allerlei Widerwärtigkeiten entstanden, umbweilen einer dem anderen in seinen Rechten, jener mit Ausgab der Medizin dieser aber mit Praktiken eingegriffen, also daß da von beiderseits Schmähungen sowohl zwischen ihnen als ihren Weibern vorbeigangen, auch der Apotheker eine vom Doctore gegebene Medizin weg geworfen und verworfen.“

Beide wurden am 30. Juni 1689 in die Stiftskanzlei vorgeladen und zur Rede gestellt. „Also ist nun auf obrigkeitlichen Befehl (des Abtes) zum Bescheid publiziert worden: Sie sollen beide geschreuter mit ihren Ehren umgehen als bis jetzt geschehen, auch ihren Weibern die Zungen bremsen, damit sie hinfür nicht ihre Schande entdecken. Worin die Probationes beiderseits zweifelhaftig, soll diese Sache also aufgehoben sein, daß mit diesem Vorbehalt, daß sie angeloben sollen, friedsam

mitsammen zu leben, unter welchen auch ihre Weiber verstanden sein sollen. Welcher Theil solches thäte nicht halten, soll dann bey unser Canaley 20 Schock verfallen seyn. Der Doctor Martin kann bey seiner Doctorey verbleiben und kleine Gallenische Medikamente denen Patienten zubereiten und verkaufen. Die Chemische von ihm selbst präparierten kann man ihm nicht verbieten. Worauf sie zu friedsamem Leben angelobt, jedoch erinnert der Doctor, daß er alle Medizin Ausgaben gern einstellen will, deren er auch wenig hat, wenn ihm nur die Rezepte von deren Leuten bezahlet würden, indem dem gemeinen Mann das Rezept und auch die Medizin zu bezahlen allzu schwer falle und also viel lieber krepire oder adernwärts hinlaufe. Er bitte um eine Bestallung, damit er den Armen die Rezepte umbsonst ertheilen kann.“

Eine Bestallung würde eine feste Anstellung mit fixem Monatsgehalt bedeuten, dann könnte er den Armen umsonst zur Verfügung stehen. Ein sehr sozialer Gedanke von ihm. Er erhielt auch die Bestallung vom Kloster als Stiftsarzt. Immer wurde noch bis ins 19. Jahrhundert ein Arzt als Stiftsarzt angestellt. Er hatte außer seinem Dienst im Kloster als einziger Arzt des Gebietes eine weit verbreitete Praxis. Ob er dann den Armen immer umsonst zur Verfügung stand, hing von seinem mildtätigen Herzen ab.

Wir erfahren aus den Stiftsakten nichts mehr, ob die beiden so wichtigen Personen, der Arzt und der Apotheker, zum Wohl der Kranken Frieden bewahrt haben und „gerechtam“ vorgegangen sind, vor allem, ob auch die beiden Frauen Frieden geschlossen und ihren Mund im Zaum gehalten haben.

Das Braunauer Ländchen

Einem Schutzkranz gleich von bewaldeten Höhenzügen umgeben, durch das Sandsteingebirge geographisch und hydrographisch von Böhmen abgeschlossen, zum Glatzer Kessel und gegen Nordwesten (Friedland-Landeshut) geöffnet und von der Glatzer Steine entwässert, befindet sich das „Braunauer Ländchen“ eingebettet zwischen Waldenburger Bergland, Eulengebirge und Heuscheuergebirge im Nordwesten Böhmens. Begrenzt wird es in NO von den Waldkuppen des Heidelgebirges (Porphyryzug), das mit seinen prächtigen Kegelbergen (Spitzberg 879 m) eindrucksvoll hervortritt, während den südwestlichen Rand das aus Quadersandstein bestehende Faltengebirge mit dem „Stern“ (674 m) bildet, welches sich südöstlich im Heuscheuergebirge nach der Grafenschaft Glatz fortsetzt.

Die Steine, dem freundliches, breites Tal sich von Norden gegen Südosten herabzieht, tritt – bei Halbstadt die Landesgrenze überschreitend – aus Preussisch-Schlesien in das Talbecken von Braunau ein und verläßt das böhmische Gebiet wieder bei Tuschendorf. Zwei Paßstraßen, die Bodischer und Hutberger, verbinden das Ländchen mit dem Inneren Böhmens, während drei andere Straßenzüge hinüber ins Schlesische führen. Auch ein Schienenstrang durchzieht das Landel. Die Bahn führt von der Grenzstation Halbstadt (440 m) im Steine-Tal über Ruppertsdorf – Dittersbach – Heinaendorf – Hermisdorf – Ölberg in 9 km nach der Stadt Braunau und von dort weiter über die Landesgrenze nach Mittelteine an der Schlesischen Gebirgshahn. Ungefähr in der Mitte des Ländchens, das geschichtlich zeitweilig eine ähnlich selbständige Rolle gespielt hat wie das Egerland und das wegen seines fruchtbaren rothbraunen Erdreiches mit Recht den Namen der „Braunen Aue“ trägt, liegt am rechten Ufer der Steine das alte deutsche Städtchen Braunau (405 m) mit zum Teil noch erhaltenen alten Stadtmau-

ern, das im Handel und Wandel, vor allem aber in kultureller Beziehung, durch sein berühmtes Benediktinerstift verbunden mit einem Gymnasium den Mittelpunkt der Landschaft bildet. Bereits 1171 mit Mauern umgeben, lag die Stadt zuerst zwischen der Marienkirche und dem südlichen Weckendorf. An der jetzigen Stelle wurde sie als neu erbaut und 1348 durch Kaiser Karl IV. mit dem Städteprivileg ausgestattet. 1321 kamen die Benediktiner nach Braunau und gründeten an Stelle einer ursprünglichen Grenzfestung das Kloster. Angeblich schon 1127 wurde auf dem südöstlich der Stadt liegenden Friedhof die hölzerne Begräbniskirche „zu Unserer Lieben Frau“ angelegt, die, nach einem Brande im 14. Jahrhundert erstmals erneuert, ihre jetzige Gestalt 1450 erhielt und eines der ältesten Holzbauwerke Böhmens und Deutschlands ist. Die historisch gewordenen Gebäude des Benediktinerklosters mit der prächtigen Stiftskirche und der einzigartigen Bibliothek befinden sich auf dem felsigen Ufer der Steine. Die kleine an der Westseite der Stadt am Nudersore befindliche Kirche „zum hl. Wenzeslaus“ steht an der Stelle, auf der sich die Protestanten 1609 auf dem Grund und Boden des Klosters eigenmächtig ein Gotteshaus gebaut hatten, das der Abt des Klosters 1618 schließen ließ. Dieser Umstand und die zu gleicher Zeit erfolgte Niederreißung der protestantischen Kirche in Klostergrab im böhmischen Erzgebirge stellten die beiden Hauptbeschwerden der böhmischen Stände dar, die zum Prager Fenstersturz führten und weiter den 30jährigen Krieg zur Folge hatten.

Um die Stadt herum, an deren harten Mauern sich sowohl die Hussiten wie die Schweden blutige Köpfe holten, liegen gegen die Talgehänge die schmucken Braunauer Reihendorfer aus der Besiedlungszeit mit den einst wohlhabenden Bauerngehöften und sauberen Häuschen der Feldgärtner, welche zu beiden Seiten des Dorfbaches erbaut sind und hinter denen

sich in weitem Zuge die ertragsreichen Felder und Wiesen ausbreiten. Mehrere dieser Bauerndörfer wie Schönau, Ottendorf, Deutsch-Wernersdorf, Hermsdorf, Ruppersdorf und Wiesen besitzen auffallend schöne Barockkirchen, für die Böhmens bedeutendster Barockbaumeister, Kilian Ignatz Dientzenhofer, die Pläne lieferte. Dieser erbaute auch die zum Kloster gehörige sternförmige Barockkapelle „Maria Stern“ auf dem Berg Rücken des Faltengebirges, welche das höchstgelegene Kirchlein des Ländchens ist.

In der Naturabensammlung des Braunauer Gymnasiums, das aus der 1624 gegründeten Lateinschule (eine der ältesten Böhmens) hervorging, wurden für Unterrichtszwecke die zwei berühmten Meteorsteine aufbewahrt, die am 14. Juli 1847 in unmittelbarer Nähe der Stadt niedergingen und von denen der größere 24 kg schwer ist. Dieser wurde noch ganz warm von einem Tagelöhner in Hauptmannsdorf an einem Feldrand gefunden, wo er 60 cm tief in die Erde eingedrungen war. Der kleinere Stein, 17 1/2 kg schwer, durchschlug das Dach und die Zimmerdecke eines der sog. „Ziegelhäuser“ zwischen Braunau und Weckersdorf und blieb im Fußboden stecken.

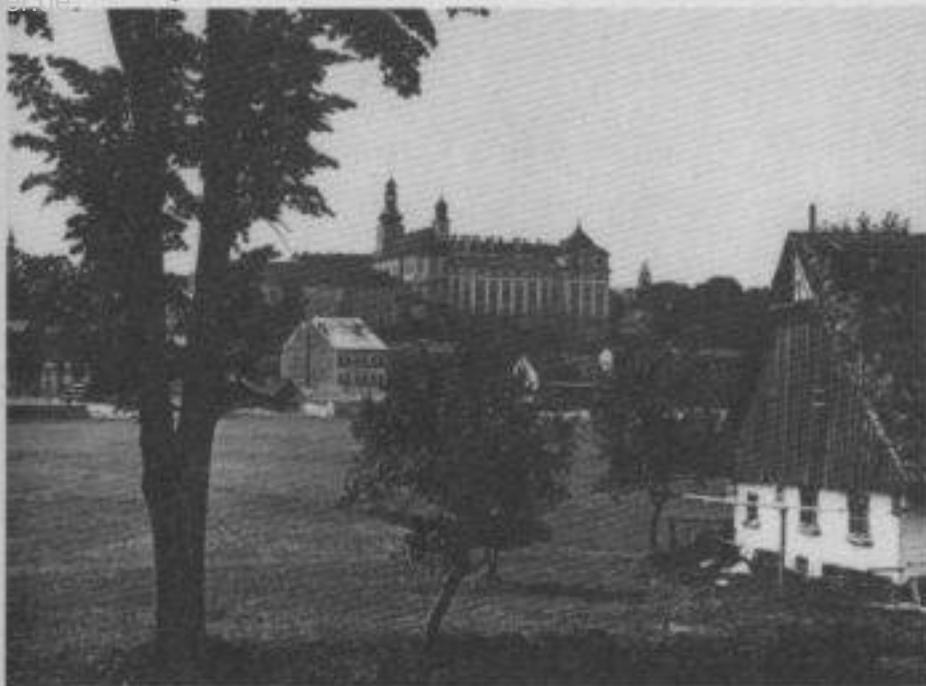
Gegründet wurde Braunau von flandrischen Tuchmachern, die namentlich in der Färberei eine besondere Kunstfertigkeit besaßen, worauf das „Braunauer Rot“, die berühmte rote Eigenfarbe der Braunauer Tuche, hinwies. Aber auf diese erste Einwanderung aus Flandern sind bald weitere aus Franken, Schwaben und Thüringen erfolgt; jedenfalls lassen die Bauweise der Häuser, die Dorfanlage, der geschlossene Hof, die Laubgänge u. a. m. auf die mitteldeutsche Einwanderung schließen. Die überwiegende Zahl der deutschen Bewohner des Ländchens (der Braunauer Landkreis zählte 1939 34 386 Bewohner) fanden ihren Erwerb in der Landwirtschaft, doch war auch die Industrie, besonders die Baumwollweberei, bedeutsam. Die Stadt Braunau mit ihren rund 7000 deutschen Einwohnern besaß Webereien, Appreturanstalten, Bilderfabriken und eine Uhrenfabrik. Nicht unbedeutend war auch der Fremdenverkehr.

Ein bedeutendes Touristenzentrum ist das an der Straße nach Braunau in einem Waldkeil gelegene Städtchen Politz (402 m) mit einem von K. I. Dientzenhofer umgebauten Kloster und barockisierter Kirche, das eine Zweigstelle des Benediktinerstiftes Braunau war und später als Klostergut diente. Das Städtchen hat ebenfalls rege Industrie (Maschinenbau, Färbereien und Webereien) und ist Ausgangspunkt für lohnende Wanderungen, vor allem in die romantische Gegend des „Schmiedegrundes“ (Weckersdorfer Felsenstadt), die mit ihren bis zu 700 m hoch gelegenen Sandsteinfelsen, Schluchten und Grotten ein ähnliches Felsenlabyrinth wie das der Heuscheuer bildet. Im unteren Teile ist der Grund schön bewaldet und die gewaltigen Felsmassen gruppieren sich mit den Bäumen zu herrlichen Bildern.

Die größte naturgeschichtliche Merkwürdigkeit des Braunauer Ländchens stellen jedoch die Adersbach-Weckersdorfer Felsenstädte dar, die ein Teil des Faltengebirges sind und zusammen ein 6,8 km langes und 4 km breites Gebiet umfassen, das die Form einer Ellipse hat, bis zu 600 m ü. d. M. liegt und dicht bewaldet ist. Diese bizarr gestalteten Sandsteinfelsen, die an Eigenart und Großartigkeit alle ähnlichen Bildungen Nordeuropas übertreffen, bildeten sich aus den Überresten eines Kreidemeeres, das zur Urzeit den größten Teil des nordöstlichen Böhmens überschwemmte. Die Orte Adersbach und Weckersdorf werden auch zur Sommerfrische und zum Wintersport besucht. Die Marktgemeinde Weckersdorf im romantischen Mettau-Tal besitzt zwei warme Quellen, zwei Schlösser, erbaut 1599 und 1649, und zwei Barockkirchen von 1724 und 1774. Nieder-Adersbach hat ein Schloß aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auf dem Faltengebirge, welches der nördliche (böhmische) Ausläufer der Heuscheuer ist und sich von Passendorf bis über den „Stern“ bei Braunau erstreckt, sind wegen ihrer schönen Aussicht noch besuchenswert: der Hutberg, die Elisabethhöhe (704 m), die auch „Geierskorb“ genannt wird, und die Ringelkoppe (772 m).



Braunau, Marktplatz mit Brunnen und Mariensäule



Braunau, Benediktinerabtei

Christkindlmarkt im I. Weltkrieg

Was seh ich? – Tausend schöne Sachen
auf Tischen ringsum ausgestreut.
Mein Herzchen hüpf, die Augen lachen,
weil mich der hübsche Christmarkt freut.
Puppen, Schränkchen, Kinderwiegen,
Hampelmänner, groß und klein,
Schaukelpferde, Schäfchen, Ziegen –
schau nur, schau doch, Mütterlein!
Hängekörbchen, Nadelkissen,
Briefpapier, bunt bemalt,
ei, wer kann denn alles wissen,
was da glitzert, glänzt und strahlt?
Wollt ich sagen, was ich seh',
tät mein Plappermäulchen weh.

Nun aber will ich was vertrauen,
das weiß nicht ein jedes hier:
Alles, was da ist zu schauen,
haben still gesammelt wir.
In Zimmer, Küche, Bodenkammer
ward alles um und um gekehrt,
der Vater rief: „Es ist ein Jammer,
Wer hat euch wieder mal betört?

Das wahre Christfest

Die Glocken rufen im festlichen Lande,
die Sterne der Christnacht schimmern,
und hinter den Fenstern heimlich und traut
beginnt ein Leuchten und Flimmern.
Es hüllen in wonnigen Märchentraum
die Düfte der Tannen den ärmsten Raum
in der seligen Nacht der Wunder.

Im deutschen Walde wächst deine Art,
du Baum mit den grünen Zweigen;
so treu, so beständig, so wetterhart,
du bist so recht unser eigen.

Sind Fluren und Wälder auch tiefverschneit,
wir holen dich heim zur festlichen Zeit
und mögen dich niemals entbehren.
Wir fühlen von deinem Hauch umweht
im Herzen ein seliges Regen.

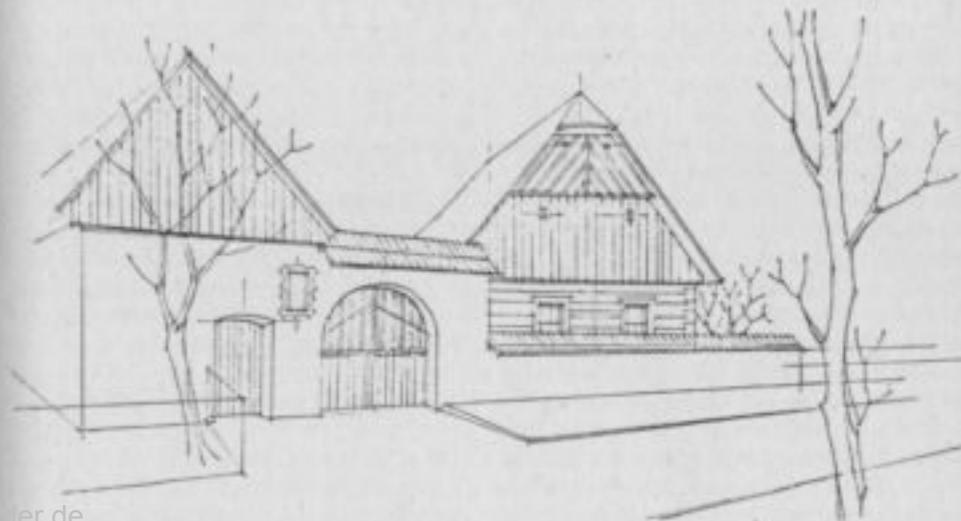
O laß uns die Hände im stillen Gebet
auf das Haupt der Kinder legen,

Was wollt ihr mit dem Schnick und Schnack?
Das ist doch für den Hadersack!“
Aber wir fingen an mit Nutzen
Zu waschen, zu stärken zu bügeln,
zu putzen,
zu nähen, zu sticken und zu verzieren,
zu leimen, zu malen und zu lackieren.
Und eh' noch ganze sechs Wochen vorbei,
war alles blitzblank und nagelneu.
Und warum wurde dies gemacht?
Die Nächstenliebe hat's vollbracht.
Um Kriegerwitwen, Kriegerwaisen
zu pflegen, kleiden und zu speisen.
Für sie ist der Erlös der Gaben,
damit auch sie ein Christfest haben.
Wem warm das Herz im Leibe schlägt,
wer Geld in seinen Taschen trägt,
der greife zu und kaufe ein,
er wird uns doppelt dann erfreu'n,
und Engel werdens jenem melden,
der tausendfach es wird vergelten.
Ich aber bin damit am Schluß –
Vom Christkind einen schönen Gruß!

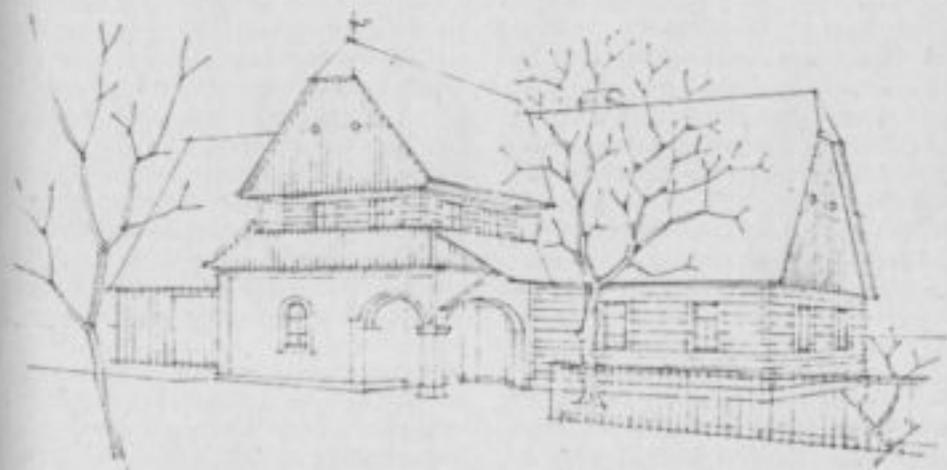
auf daß von den Zweigen mit hellem Schein,
zieh' deutsche Liebe und Treue ein
in die freudig bewegten Herzen.
Eine Weihnachtsbotschaft durchbraust die Welt
von künftigen besseren Tagen,
die das zehrende Siechtum im Banne hält.
Wir dürfen zu hoffen wagen.
Aufatmet das Volk und dankt und greift
des gottbegnadeten Forschers Geist,
der die Bahn der Befreiung gewiesen.
Wann nahest du, o Fest, das die Völker befreit,
aus Neides und Irrwahns Banden?
Wenn die reine Flamme der Menschlichkeit
einst leuchtet über den Landen,
wenn die Welt einst ein Haus
von Brüdern wird sein,
dann ist mit unvergänglichem Schein
das wahre Christfest erstanden.

Bodenständige Bauweise

Zwei Beispiele nach 1945 zerstörter Objekte aus Rettendorf.



Gehöft Nr. 6: Straßenseitiger Abschluß eines typischen „Waldhufenhofes“ (ähnlich dem „Fränkischen Dreikanter“).



Die Dorfschmiede: Haustyp mit „Porstübchen“ (abgeleitet von Empore), das ursprünglich von zwei vorderen Holzstützen getragen und etwa um 1840 durch eine massive Werkstatt unterbaut wurde.

Flucht über die grüne Grenze

In die enge Zelle des Gefängnisses zu Eger kam im Frühjahr 48 ein Aufseher und sagte mir in gebrochenen Deutsch, daß er mich am Abend in die Stadt zur Arbeit mitnehmen wolle. Meine Freude darüber kann nur der ermessen, der jahrelang ein Leben hinter Gittern, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft zwischen Hoffen und Bangen erlitten hat, der weder Frühling, noch Sommer, noch den Winter begrüßen und beklagen durfte, sondern in gleichmäßiger Stumpfheit Tag um Tag in der hoffnungslosen Trauer aufsteigen und verdämmern sah.

Wir würden also am Abend in die Stadt gehen und wieder einmal den keimenden Frühling in uns einsaugen für die Zellentage der kommenden Wochen und Monate. Ich hatte an demselben Tag meine Brille zerbrochen und hat den Aufseher, mich doch einmal zu einem Brillenmacher zu führen, denn ohne sie wäre ich ein geschlagener Mann. Wie er mir freundlich auf die Schulter klopfte und mir versprach, meinen Wunsch zu erfüllen, da war ich glücklich und diese bescheidene Freude verließ mich den ganzen Tag nicht mehr. Als er zudem um die Mittagszeit die Tür öffnete und mir ein gutes, warmes Mittagessen herinschickte, da war ich außer mir vor Gerührtheit und voll tiefen Friedens. Ich wußte zudem, daß er kein Leuteschinder war, also daß ich mich nicht fürchten mußte, er würde unmögliche Arbeiten von mir verlangen. Nur daß meine Zellengenossen nicht von der Partie sein durften, bedauerte ich.

Gegen Abend holte mich der Aufseher aus der Zelle. Im Gang draußen standen sieben Häftlinge im Zwisch, nicht besser und nicht schlechter angezogen als ich. Sie würden also heute meine Arbeitsgenossen sein, dachte ich, da entfällt auf den einzelnen nicht viel. Es waren Menschen mit Schicksalen wie ich, Menschen hinter Gittern. Und doch eine illustre Gesellschaft, zwei Abgeordnete, zwei Priester, ein Journalist.

Seit Jahren an die Gefängnisordnung ge-

wöhnt, reichte ich mich in die Arbeitsbrigade ein; der Aufseher kam mit einer MP bewaffnet und führte uns aus dem Haus der Ungastlichkeit. Es hatte überhaupt alles seine Ordnung, wir wurden als Nummern in das Buch eingetragen und waren nur noch Geschöpfe ohne Willen. Aber wir gingen dem Frühling entgegen.

Vielleicht war es nur ein trügerisches Schicksal, das mir widerfuhr; es erfüllte mich dennoch ganz. In der Zelle war es mir bisher entgangen, daß der Frühling ins Land gezogen war. Blühende Bäume und Sträucher standen an unserem Weg, Lerchen stiegen in die Luft und Schwalben schossen über Mauern und Dächer. Nicht mehr die graue Wand hielt mich mit ihrem Würgegriff gefesselt, es war alles grün, sonnig, von Strahlen überhaucht. Wenn man die Freiheit so geliebt hat wie ich, dann denkt man bei dieser Offenbarung der göttlichen Gnade nicht an die Stunde, in der alles wieder wie ein Kartenhaus zusammenbricht.

Ich ging wie ein Träumender zwischen den anderen, ohne zu denken und nur eingehüllt von den sanften Winden, die mir Vogelsang und Blütenduft zutragen. Immer tiefer einsinken in diese Wunderwelt wollte ich, sie einsaugen in mich, um sie so in die dumpfige Zelle tragen zu können.

Einmal machten wir in einem Hof halt, und weilich meinte, hier würden wir nun arbeiten, zog ich den Rock aus. Aber die anderen redeten in ihrer Sprache auf mich ein, nein, nicht hier, wir bekämen Hacken und Sägen und wir würden gleich wieder weitergehen. Sie mußten es ja wissen.

Wenn man ahnungslos ist, dann ist der Himmel eben blau, wenn er auch gleich vom Nebel verhangen ist. Sie hatten ja auch recht, wir bekämen Hacken und Sägen, und diese Werkzeuge geschultert, marschierten wir aus der Stadt, die Grenzstraße westwärts. Wir würden also in den Gutshof gehen, der hier am halben Weg lag, oder in irgend ein Waldstück,

überlegte ich mir; vielleicht um Bäume zu fällen oder um Holz zu machen.

Einmal blieben wir auf der Straße stehen, ich als halbwegs Ortskundiger wurde gefragt, welche Berge vor uns lägen. Nun kannte ich den Tillenberg, den wuchtigen Buckel aus der Landschaft aufsteigend, die anderen weiter westlich mußten wohl schon die Bayerischen Berge sein. Und wie, um meiner Frühlingseligkeit Luft zu machen, sagte ich im Scherz: „Wenn wir die Straße weitergehen würden, ein, zwei oder drei Stunden, da käme ich zu meiner Frau, die da irgendwo an der Grenze untergekommen sein muß.“

Aber ich schämte mich sogleich dieses Ausspruchs, denn der Aufseher konnte jetzt ja meinen, ich säme auf eine Flucht. Und das war mir nicht in den Sinn gekommen.

Indes kehrten wir weder im Gutshof ein, noch wendeten wir und einem nahen Waldstück zu und ich dachte für mich, es wird heute wohl kein großes Stück Arbeit werden, wenn wir jetzt noch weitergingen. Eine Stunde Anmarsch, eine Stunde Rückmarsch, also blieb für die Arbeit eine knappe Stunde übrig, wenn sie vor Einbruch der Nacht wieder in der Zelle sein wollten. Ich sagte das dem Aufseher. Er lächelte nur und meinte, wir würden bald am Ziele sein.

Vor dem Gutshof saßen einige schwerbewaffnete Soldaten. Sie dankten dem Gruß des Aufsehers. Auf dem Marsch im scharfen Knick nach dem Süden trafen wir eine Kolonne heimkehrender Häftlinge; wir wechselten ein paar Worte mit den uns Bekannten. Das waren die kleinen harmlosen erregenden Begegnungen auf dem Weg durch den leuchtenden Frühlingsabend. Unsere Erlebnisse waren in den Zellenwochen ohnehin nie erschütternd gewesen.

Danach nahm uns ein Gehölz auf. Birken und Buschwerk auf der einen Seite, Jungwald auf der anderen und wir darzwischen drin im Gleichschritt über den ausgetrockneten Waldboden trabend. Kaum einer sprach ein Wort. Nur manchmal geschah es, daß der Aufseher durch das Gehölz auf die Wiese zu unserer Linken hinausstrat, um uns dann zuzuwinken, wie sollten weitergehen. Arbeitsstätten hätte es für uns schon ein gutes Dutzend gegeben, gefällte Fichten, die aufs Ent-

ästen und Entrinden warteten, eine halbverfallene Hütte, Klaubholz – aber wir mußten wohl eine besonders Aufgabe zu erfüllen haben. Auch gut, dachte ich, der Aufseher mußte es ja wissen, wohin er uns führt.

Wir waren nun schon über eine Stunde unterwegs. Ich bereute es fast, mich nicht krank gemeldet zu haben, denn nun spürte ich eine bleierne Müdigkeit, ja, Schwindel befielen mich vor Entkräftung. Die zu großen Stiefel wetzten mir die Fersen auf, ich konnte fast nicht mehr auftreten.

Aber bald rief ein Kuckuck, bald hämmerte ein Specht oder wartete ein Häher vor uns, und das war so kurzweilig, daß ich doch wieder überglücklich wurde. Meine Arbeitsführten, die bis zum Eintritt in den Wald eine lebhafte Unterhaltung geführt hatten, trotteten schwiegend weiter. Vielleicht waren auch sie glücklich, wieder einmal durch den Wald wandern zu können. Da unsere Schritte vom Waldboden gedämpft wurden, war bald ein geheimnisvolles Schaudern um unseren Weg, so, als verschmolzen wir mit der Stille des Abends zu einer gottseligen Einheit.

Nur einmal geschah etwas Merkwürdiges. Am Eingang in einen Hochwald versperrte uns ein fast ausgetrocknetes Rinnsal den Weg und nicht die ersten sprangen darüber, sondern der, der bis jetzt mit dem Aufseher am Schluß der Kolonne gegangen war, drängte sich vor, nahm das lächerliche Hindernis, und wir folgten ihm im Gänsemarsch nach. Kreuz und quer strichen wir durch den Hochwald, und ich war nun der Meinung, wir hätten endlich die Bäume zum Fällen gefunden.

Und zu allem Überflus fand ich da eine frische Rotkappe, wohl die erste in diesem Frühling und in diesem Wald. Sollte ich da noch einen anderen Wunsch haben, als durch den Wald streichen zu dürfen und Schwämme zu suchen? Es war natürlich ein recht rührlicher Wunsch. Denn wir gingen weiter über Klaubholz, durch Farnwälder, stolperten und stießen uns an, wir kamen nicht zur Ruhe.

Mit einem Male hörten wir hinter uns einen Hund wütend bellen, hörten wir eine Stimme rufen, die sich fast überschlug. Ich war wie aus allen Himmeln gefallen. Denn eben war mir der Gedanke gekommen, ich ließe in irgendein Geheimnis hinein, blind und ahnungslos.

Und nun war es doch kein Geheimnis. Meine Arbeitsgefährten nahmen Hacken und Sägen von den Schultern und legten sie an einer alten Moosfichte an. Ja, nun sind wir endlich bei der Arbeitsstätte angelangt, dachte ich. Auch recht, denn der Gedanke vorhin, es ginge etwas Geheimnisvolles vor sich, war ja so abwegig, daß ich jetzt lächeln mußte. Der Hund hinter uns bellte weiter und mochte wohl auch näherkommen. Die Stimme überschlug sich und kam von überall her als Echo wieder. Während wir die Sägen ansetzten, war der Aufseher auf die Wiese hinausgelaufen, kam zurück und winkte uns zu, wir sollten ihm folgen.

Zögernd traten die anderen aus dem Wald, und weil nun das Hundegebell und das Rufen hinter uns eindringlicher wurden, setzten sie sich in Trab. Da ging ich auf die Wiese hinaus. Aber zu laufen hatte ich doch keine Lust, zumal mir der Aufseher ein Zeichen gab, ruhig zu bleiben. Ich war ratlos in meiner Einfalt, denn ich konnte doch nicht ahnen, daß es gar kein Gang zum Arbeitsplatz gewesen war. Aber weil ich ebenso ahnungslos war wie ein kleines Kind, fragte ich nun den Aufseher, was das denn zu bedeuten habe und wo wir wären?

Lächelnd sah er mir in die Augen und klopfte mir wie heute früh auf die Schulter und meinte, ob ich denn noch nicht wüßte, daß wir bereits dreihundert Meter hinter der Grenze, also in Bayern wären? Nein, nein, das konnte kein Spaß sein, er konnte nicht gelogen haben, denn warum würden wohl die andern die Mützen in die Luft werfen, warum sie sich die Hände rieben und einander um den Hals fielen. Aber wenn man drei Jahre lang vergeblich auf diese eine glückliche Stunde gewartet, wenn man sie im Traum erlebt und tausendmal durchzittert hat, und man bekommt

plötzlich dieses göttliche Geschenk in den Schoß gelegt, dann ist man ratlos über die Maffen.

Ich fiel dem Aufseher um den Hals, küßte ihn und drückte ihm beide Hände, und dabei rannen mir die Tränen über die Wangen. Ich konnte doch kaum ein Wort des Dankes sagen, aber er hat es auch so gefühlt, welches Glück er mir durch die Freiheit geschenkt hat. Und wenn man als Mann so weint, wo man doch Freude und Leid still hingenommen hat, dann muß man schon das Schwerste oder das Beglückendste erfahren haben.

Wir gingen weiter und kaum nach zweihundert Schritten kam uns ein deutscher Grenzjäger entgegen. Wir begegneten also Menschen, für die wir keine Nummern waren. Er fragte uns, ob wir Deutsche wären. Nur einer, antworteten wir, und ich erzählte stockend und stotternd mein wunderbares Erlebnis, das doch eigentlich nichts anderes war, als daß mich Aufseher und Häftlinge ohne mein Wissen in ein Komplott zur Flucht einbezogen hatten.

Der Grenzjäger freute sich mit uns. Aber er nahm uns doch in Gewahrsam, um unsere Personalien aufzunehmen. Wir zitterten noch um unser Schicksal, als nach einer Stunde ein Grenzwächter in die Station kam und uns erzählte, daß an der Grenze die Hölle los sei. Ein paar Dutzend Tschechen seien dort und verlangten unsere Auslieferung. Aber wir wären nun freie Menschen und würden auch von der Besatzungsmacht nicht ausgeliefert werden.

Da waren wir endlich mit dem Schicksal ausgesöhnt und ich weiß nun, daß diese einfache Geschichte in Wahrheit die seltsamste geworden ist, die ich je geschrieben habe. Die Geschichte von Gottes sichtbarer Liebe in meinen düstersten Stunden.

So groß ist die Gewalt des Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall da, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allzeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Ja wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod.

Adalbert Stifter



Oberhohenelbe in alter Ansicht



Hohenelbe von einst

Maße und Gewichte

A. Längenmaße

Die Einheit des Längenmaßes ist das Meter (m). (In Österreich und der Schweiz heißt es der Meter.) 1 Meter ist der 40 000 000. Teil eines Erdmeridians. (Genau: Ein Erdmeridian mißt 40 003 423,05 m. Als das Meter festgesetzt wurde, war diese Länge noch nicht genau bekannt.)

1 Meter = 10 Dezimeter (dm) = 100 Zentimeter (cm) = 1000 Millimeter (mm)

1 Kilometer = 1 000 m

1 Wiener Fuß = 31,6 cm

1 (Wiener) Klafter = 6 Fuß = 1,896 m

1 preuß. Zoll = 2,6 cm

1 preuß. Rute = 12 Fuß = 3,766 m

1 preuß. Landmeile = 2 000 Ruten = 7,532 km

1 eng. Zoll = 2,5 cm

1 preuß. Fuß = 12 Zoll = 31,4 cm

1 engl. Fuß = 12 Zoll = 30,5 cm

1 engl. Yard = 3 Fuß = 91,4 cm

1 engl. Landmeile = 1760 Yards = 1,609 km

1 russische Werst = 1,067 km

1 Seemeile (sm) ist der 60. Teil eines mittleren Längengrades (d. i. 1 mittlere Längengradminute) = 1,852 km

1 geographische Meile ist der 15. Teil eines Äquatorgrades = 7420,44 m

B. Flächenmaße

Die Einheit des Flächenmaßes ist das Quadratmeter (m²). Ein Quadratmeter ist die Fläche eines Quadrates von 1 m Seitenlänge.

1 Quadratmeter = 100 Quadratdezimeter (dm²) = 10 000 Quadratcentimeter (cm²) = 1 000 000 Quadratmillimeter (mm²)

1 Ar (a) = 100 m²

1 Hektar (ha) = 100 a = 10 000 m²

1 Quadratkilometer (km²) = 100 ha = 1 000 000 m²

1 (Wiener) Quadratklafter = 3,6 m²

1 (Wiener) Joch = 1600 Quadratklafter = 5754,642 m²

1 württemb. Morgen = 3152 m²

1 württemb. Morgen = 3152 m²

1 bayer. Tagwerk = 3407 m²

Vorwort

Auf den nachfolgenden 11 Seiten bringen wir einen Auszug aus der Festschrift „Die Knaben-Bürgerschule Kufus 1874–1924“, verfaßt von Heinrich Füssel – herausgegeben im Selbstverlage der Schuldirektion Kufus 1924, aus Anlaß der Feier des 50jährigen Bestehens dieser Schule.

Dieser Beitrag gibt einen guten Überblick über die Entwicklung dieser einst bekannten und geschätzten Bürgerschule, aus der mehrere bedeutende Persönlichkeiten unserer Riesengebirgsheimat hervorgegangen sind.



In fünfzig Jahren.

Der steirische Dichter Peter Rosegger hat unter seinen vielhundert Geschichten einmal den „Steinwaldsepp“ geschrieben. Er erzählt da von einem reichen Bauer, der den Kindern seiner Nachbarn, armen Steinschlägern und Bergleuten, auf ertraglosem Grunde ein Schulhaus erbaut, das den Landgenossen — es müssen dies schließlich selbst die Zweifler und Nörgler unter ihnen zugeben — zum offenbaren Segen wird.

Wer kann sagen, ob es einen Steinwaldsepp wirklich gegeben hat. Schlag nun aber das Gedenkbuch der Kufuser Bürgerschule auf! Es berichtet dir auf seinen ersten Seiten von einem ähnlichen Geschehnis, von der Widmung eines Gebäudes zu Schulzwecken; nur ist der edeldenkende Mann hier kein Bauer, sondern ein Graf. —

Als die Würfel von Königgrätz gefallen waren, war damit auch das Urteil über das bisherige Regierungssystem und seine verdrießliche, weil engherzige und kleinliche Bevormundung gesprochen. Der morgenfrische Hauch, der durch den alten Staat wehte, fegte manches Vorurteil hinweg, ergriff zum nicht geringen Vergnügen des fortschrittlich gesinnten Bürger-

tums manche gepuderte Perücke, beseitigte manchen dicken Pöpp. Bei diesem großen Rebraus und allgemeinen Reinemachen wurde als eine der größten Errungenschaften die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre verkündet, der Staat nahm das Recht der obersten Leitung und Aufsicht des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens für sich in Anspruch und das Reichsvollschulgesez vom 14. Mai 1869 schuf jene Bestimmungen, die nach der Absicht des Gesetzgebers die Segnungen eines entsprechenden Schulunterrichtes jedem Bürger erschließen sollten. Den schönen Ausklang brachte der § 17 dieses Gesetzes: er rief als Krone des Ganzen die „Bürgerschulen“ ins Leben. Als das böhmische Landesgesez vom 19. Feb. 1870 verfügte, daß im Gebiete eines jeden politischen Verwaltungsbezirkes mindestens eine Bürgerschule zu bestehen habe, war damit der Anstoß zur Errichtung einer deutschen Bürgerschule im Königinhofer Bezirke gegeben. Aber wo diese Bürgerschule errichten?

Die Antwort auf diese Frage gab der damalige Patron und Konspektor der Stiftung Moriz Graf Smeets-Spord. Rufus sollte es sein, jener Ort, der zur Zeit des Stifters ein Brennpunkt schönggeistigen Lebens, eine Pflegstätte der Künste, der Sammelpunkt edler Geselligkeit gewesen, dessen Name um 1700 durch aller Munde gegangen war! Der hochherzige Graf bot sein Wohngebäude^{*)} für den gedachten Zweck an, sagte die Unterstützung der Spordischen Gnadenkassa zu, die Schulgemeinde ergrieff die dargereichte Hand: Rufus hatte „seine“ Bürgerschule und eröffnete sie am 1. Oktober 1874.^{**)}

Das ausgesetzte Bäumchen gedieh trotz aller Sorgen vortrefflich und erstarkte zu einem kräftigen Baume. Der gute Ruf, den sich die neue Schule innerhalb kurzer Zeit zu erwerben verstand, und die günstige Lage des Schulortes bewirkten, daß der Zuzug selbst aus recht fernen Gegenden immer größer wurde und die Schülerzahl, wenige Jahre ausgenommen, stetig wuchs. Als die Anstalt 1899 das Fest ihres 25 jährigen Bestandes feierte, zählte sie bereits 150 Schüler. Den Löwenanteil trug natürlicherweise die 1. Klasse davon. Es gab Jahre, da die Schülerzahl dieser Klasse 80 überschritt, und der Schreiber dieser Zeilen erinnert

^{*)} Auf dem großen Kupferstich „Rufus-Baum“ von Kenz und Montalegre aus dem Jahre 1724 und auf jenem von Samuel Havel aus dem Jahre 1752 als das „große Wirtschaftshaus“ bezeichnet, später „Amtshaus“, vor dem der „Straßel“ seinen Platz hatte.

^{**)} Der L. Sch. R. erteilte die Bewilligung zur Errichtung einer deutschen Knabenbürgerschule in Rufus mit Erlaß vom 8. Juli 1874, 3. 14597.

sich ganz deutlich, wie gelegentlich einer Inspektion der eintretende Bezirkschulinspektor bei der Tür stehen bleibt und die vielsagenden Worte spricht: „Man erschrickt förmlich! Die Schüler bilden geradezu eine Mauer!“ Aber auch die beiden andern Klassen waren stark besucht und namentlich die 3. Klasse in den späteren Jahren bis auf das letzte Plätzchen besetzt. Und dies alles, trotzdem bei den Einschreibungen mitunter fast ein halbes Hundert von Schülern abgewiesen wurde! Die Schulbehörden drückten während dieser „Sturm- und Drangperiode“ gottlob beide Augen zu und die Lehrer versahen, wenn auch unter manchen Stoßseufzern, ihren gewohnten Dienst. Das ging, solange es ging!

Eine bekannte Volksfigur unseres engeren Heimatgaaes hat in jüngeren Jahren zum Ergözen von alt und jung gar oft das Lied angestimmt:

„Im Jahre sechsundsiebzig,

da ging der Jammer los!“

Ein ähnlicher Jammer hub an, als auf Grund zweier Inspektionen durch Landesjanitätsorgane die zulässigen Höchstzahlen für die Lehrzimmer bestimmt und die Schülerzahl für die 1. Klasse auf 60 hinabgeschraubt wurde. Die Schulgemeinde sah sich sozusagen über Nacht vor die Notwendigkeit gestellt, die Errichtung einer Parallellasse zu betreiben, ein größeres Lehrzimmer für die 3. Klasse zu beschaffen und an die Beistellung eines Zeichenloales und eines Turnraumes zu denken, kurz: es malten sich bouliche Veränderungen an der Wand, es zeigten sich, vorläufig noch ungewiß, die Schattentrisse der künftigen Schule. Nur zweierlei konnte es geben: Stillstand und Rückgang oder Aufbau und Vorwärtseentwicklung.

Die grundsätzliche Zustimmung des Landeschulrates zur Errichtung einer Parallellasse ward bereits 1905^{*)} ausgesprochen. Es war eine Klasse auf dem Papier, solange der kleinen Schulgemeinde nicht mit Geldmitteln unter die Arme gegriffen wurde. Bürgerschulen befinden sich gewöhnlich in einigermaßen größeren Orten. Die Lasten, die eine hoch organisierte Schule mit sich bringt, vermag nur ein auf breiterer Grundlage ruhendes Gemeinwesen zu tragen. Wenn schon nicht früher, hätte die Rufuser Bürgerschule von dem Augenblicke an, da die Zuschüsse aus der Gnadenkassa aufhörten (1890), als Bezirksanstalt gedacht werden müssen, wären die deutschen Gemeinden zu einer angemessenen

^{*)} Erl. v. 23. Oktober, 3. 45781 (B. Sch. R. v. 27. Oktober, 3. 3417).

Beitragsleistung verpflichtet gewesen. Oder konnte die kleine Schulgemeinde, die die wachsenden Lasten jahrelang willig auf sich genommen, für die Erhaltungskosten aufkommen? Spenden, Veranstaltungen, Festlichkeiten u. a. m. hatten ja manchen Groschen eingetragen: es waren und blieben unzulängliche Beihelfer, rechte Notnägel. Es war ja seit 1891, als der Bezirk zur Unterstützung der Schule einen jährlichen Betrag von 200 fl. auswarf, der Entgang aus der Gnadenkassa einigermaßen wettgemacht worden. Trotzdem hätte es niemanden wundern dürfen, wäre der Schulgemeinde der Atem ausgegangen. Daß dieses „Schwachaufderbrust“ nicht eintrat, war dem schulfreundlichen Ortschulrate und der Wünschelrute „Immeramplage“ zu verdanken, die die Direktion fleißig handhabte.

Die weitere Öffentlichkeit zur Lösung der brennenden Frage aufzurütteln und die Angelegenheit aus dem Geleise der Würstigkeit in eine neue und bessere Bahn zu leiten, erforderte allseitige und nimmermüde Arbeit. Der Beschluß der Bezirksvertretung Königinhof a. E. vom 30. November 1908, zum Zwecke der Ausgestaltung der Rufuser Bürgerschule 25.000 Kronen widmen zu wollen, brachte die Sache endlich ins Rollen, es stellte sich der Deutsche Schulverein ein, zeigte sich Opferfinn bei Gönnern und Gemeinden, und nachdem die geldlichen Mittel sichergestellt waren, konnten im Februar 1910 die ersten Spatenstiche zum Anbau gemacht und am 29. September der erste Grundstein gelegt werden. Wie atmete alles auf! Wie setzte so mancher seinen ganzen Stolz darein, Ziegel, Steine, Schotter, Sand usw. zum Bau führen zu dürfen! Sie alle, die großen und die kleinen Spender und Helfer, haben sich ein Anrecht auf heißen Dank erworben und die Gedenkchrift aus dem Jahre 1911*) ist diesem Umstande gerecht geworden.

Der Anbau, der sich an der Westseite des alten Schulgebäudes an der Stelle des ehemaligen Tiergartens und über dem Schulbrunnen erhebt, wurde am 17. September 1911 feierlich eingeweiht. Er ist muster-gültig durchgeführt, bildet eine weithin sichtbare Zierde des Ortes und ist so geräumig, daß in ihm nebst drei Bürger-schul-klassen (1. B., 2. A und 3., letzterer Raum zugleich Zeichen-saal) auch der Turnsaal und im Anschlusse an den Zeichen-saal das Zeichen-kabinett untergebracht werden konnte. Mit dem Zubau haben sich alle, die zum Gelingen des

*) Verfasser Bürger-sch.-Dir. H. Neumann.

Werkes beitragen, hat sich insbesondere Direktor H. Neumann, die Triebfeder und Seele des ganzen Unternehmens, in der Gemeinde ein immerwährendes Denkmal gesetzt.

Der Haupterfolg war, daß die Schule die so notwendige Parallel-klassen erhalten hatte.†) Da in den beiden ersten Klassen 120, unter Umständen sogar mehr Schüler untergebracht werden können, sind von da an nach menschlicher Voraussicht Abweisungen wegen Raum-mangels in die Ferne gerückt. Von einschneidender Bedeutung sollte es ferner sein, daß 1912 zufolge Erlasses des damaligen Unterrichts-Ministeriums*) der Landes-schul-rat**) an den Knaben-bürger-schulen die versuchsweise Aufnahme von Mädchen bis zu einem Fünftel der Schülerzahl gestattete. Der Plan, den Mädchen eine selbständige und gleiche Bildungsstätte zu öffnen, eine Zeitlang mit aller Lebhaftigkeit betrieben, ging zwar nicht in Erfüllung, durch den erwähnten Erlass wurden ihnen die Pforten der Bürgerschule aber doch erschlossen. Wie sich die Besuchsziffer in der einen oder anderen Richtung entwickelt hat, lehrt ein Blick in die Kataloge (Knaben: 1910—153, 1911—181; Knaben und Mädchen von 1912 an: 179/13, 179/19, 165/26, 164/25, 167/38, 170/37, 190/47, 125/32, 149/49, 184/38, 192/37, 188/46, 192/50).

Der 12. Juli 1914 sah die Schule das Fest des 40-jährigen Bestandes feiern, vierzehn Tage später setzte die Mobilisierung ein und brach jener Krieg aus, der sich zum gewaltigsten Ringen entwickeln und Ungeahntes zur Folge haben sollte!

Die ernste und entsagungsvolle Zeit warf auch auf die Rufuser Bürgerschule ihre unausbleiblichen, tiefen Schatten. Bereits im Juni 1915 mußten die beiden ersten Klassen zusammengezogen werden, ein Zustand, der bis Schul-schluß 1916 anhielt. Vereinzelt Flüchtlings-kinder fanden Aufnahme, Musterungen, Kriegs-anleihe-werbungen, Anbau-flä-chen-erhebungen, Vortatz-aufnahmen u. dgl. m. beeinträchtigten die Unterrichts-führung ebenso wie die häufigen land-wirt-schaft-lichen Hilfsarbeiten der Schuljugend. Die Kohlen-not tat ein Uebrig-es, das Winterturnen ward eingestellt. Vom 18. Sep-

†) L. Sch. R. vom 17. August 1911, 3. I A 4552 (B. Sch. R. vom 6. September 1911, Jahrg. 773).

*) 15. Juli 1912, 3. 29 047, und 6. September 1912, 3. 38 527.

**) 11. September 1912, 3. I A 2804/7.

tumber bis 16. Oktober 1918 wurde der Turnsaal von dem in Rufus garnisonierenden 9. Train-Bataillon als Magazin benützt, zwölf Tage darauf war der Krieg — erledigt.

Mit Beginn des Schuljahres 1922/23 erhielt auch die 2. Bürger-
[Schulklasse eine Parallele.†) Sie konnte in einem Lehrzimmer
des alten Gebäudes Unterschlupf finden, weil zufolge behördlicher Verfügung
mit Jahreschluss 1922 die 3. Klasse der Volksschule wegen geringer Schüler-
zahl aufgelassen worden war. Das Schuljahr 1923/24 brachte eine vorüber-
gehende Sperrung beider Parallellklassen. Wiederholte Vorträgen an den
maßgebenden Stellen und eine von der Anstaltsleitung eingereichte Denk-
schrift, in der auf die besondere Stellung der Rufuser Bürgerschule hinge-
wiesen wurde, trugen jedoch zur Klärung der Sachlage bei und bewirkten die
Wiedereröffnung. Da die Zusammensetzung dieser Klassen mit den Stamm-
klassen vier Wochen gedauert hatte, ist der Unterricht allerdings empfindlich
gestört worden. Laut Erl. des Landeslehrrates ist der Weiterbestand der
Parallellklassen künftighin gesichert, wenn die Zahl der Schüler nicht unter
75 sinkt.⁹)

Das Schuljahr 1923/24 hat für die hiesige Anstalt jedoch nicht allein
durch die grundsätzliche Entscheidung in der Frage der Parallellklassen, son-
dern auch deswegen eine außergewöhnliche Bedeutung, weil sich der Orts-
schulrat zur Eröffnung eines einjährigen Lehrkurses (4. Kl.
Bürgerschule**) bestimmen ließ und damit eine Einrichtung schuf, die weit-
schauende städtische Gemeinwesen schon lange zu schätzen wissen. Der ein-
jährige Lehrkurs ist nämlich nicht etwa eine Klasse mit Wieder-
holungsunterricht, sondern hat den Zweck, das an der Bürgerschule
erworbene Wissen und Können zu vertiefen und so auszugestalten, daß es
den Weg zu den Fach- und Berufsschulen, die eine Mittelschulbildung nicht
voraussetzen, ausreichend ebnet, im übrigen aber die den breiten Volks-
schichten erreichbare allgemeine Bildung zum gedeihlichen Abschlusse bringt.
Doch der Kurs dem angestrebten Ziele gerecht zu werden vermag, erhellt aus

†) Erl. des L. Sch. R. vom 6. Dez. 1922, 3. 1 A 2313 al 22—114 290 (B. Sch. N. vom
28. Jänner 1923, 3. 1872).

⁹) Erl. vom 18. September 1923, 3. 1 A 1626/8 al 23—84 192 (B. Sch. N. vom 11. De-
zember 1923, 3. 1424).

***) L. Sch. R. vom 1. Oktober 1923, 3. 1 A 1089/3 al 23—91 837 (B. Sch. N. vom 24.
Oktober 1923, 3. 1273).

dem Lehrplane. Er umfaßt die verbindlichen Unterrichtsgegen-
stände: Deutsche, tschechische und französische Sprache, Bürgerkunde,
Erdbunde und Geschichte, Naturgeschichte und Naturlehre, Rechnen und
Buchführung, Raumlehre samt dem dazugehörigen Zeichnen, Freihand-
zeichnen, Kurzchrift, weibliche Handarbeiten samt Haushaltungskunde,
körperliche Erziehung; ferner die unverbindlichen Gegenstände:
Kunstgeschichte, Gesang und Maschinenschreiben. In den Kurs, für dessen
Besuch ein Schulgeld von 200.— Kronen eingehoben wird, werden Schüler
und Schülerinnen aufgenommen, die das Zeugnis der mit Erfolg zurück-
gelegten 3. Klasse einer Bürgerschule vorzeigen, dann jene nicht mehr schul-
pflichtigen Schüler (Schülerinnen), die bei einer Aufnahmeprüfung nach-
weisen, daß sie die geforderte Vorbildung besitzen (Vorschriften über die
Prüfung schulentwachsener Personen aus dem Lehrstoffe der Bürgerschule).

Der einjährige Lehrkurs wurde im ehemaligen Lehrerzimmer unter-
gebracht. Wir sehen da zum anderen Male am Rufuser Schulhause trotz
manchen Mißgeschickes einen guten Engel vorübergehen. Die Unterbringung
der Parallelen zur 2. Klasse war nur möglich geworden, weil man eine
Volksschulklasse gesperrt hatte, jene des einjährigen Kurses machte keine
Schwierigkeiten, weil noch gerade ein Raum, das Lehrerzimmer, zu einem
Lehrzimmer umgestaltet werden konnte. Was aber dann, wenn die Schüler-
zahl der Volksschule wieder zugenommen haben und damit die Klassenzahl
vermehrt werden wird? Was dann, wenn auch die Schülerzahl an der
Bürgerschule weiter steigen sollte? Sind dies Dinge, die so ganz außerhalb
aller Möglichkeit und Berechnung liegen? Mit nichten! Und da taucht wie
der ewige Jude Ahasver die alte Frage von neuem auf: Wäre es nicht besser
gewesen, sich 1909 anstatt bloß für einen Zubau für einen Neubau zu
entscheiden? Kummer und Sorgen wären für immer aus der Welt geschafft
worden! Und so bleibt es wahr: Es ließe sich alles trefflich schlichten, könnte
man die Sachen zweimal verrichten! —

Dies die kurze Geschichte des Werdeganges der Rufuser Bürgerschule
seit fünfzig Jahren. Sie ist während dieses Zeitraumes sowohl für alle deutschen Gemeinden des Bezirkes
Königinhof a. E. als auch für die bildungsbeflissene und
vortwärtstrebende Jugend eines Landschaftsgebietes,
das sich weit über die Gemarkungen des heimischen Be-

zirkes erstreckt, die einzige höhere Bildungsstätte gewesen und wird es vielleicht noch lange bleiben. Es sind größtenteils Kinder von Bauern, Häuslern, Handwerkern und Arbeitern, die sich hier eine bessere Ausbildung holen, die Grundlagen einer höheren gesellschaftlichen Wertung aneignen. Welche Hilfsmittel, mit Sorgfalt gesammelt und verwaltet, ihr zur Verfügung stehen, beweist ein auch nur flüchtiger Blick in ihre 3 Lehrmittelzimmer. Hier sind Schätze aufgestapelt, um die sie nicht nur viele Schwesteranstalten, sondern auch manche Mittelschulen beneiden müssen. Von nicht genug hoch einzuschätzender Bedeutung ist, daß die Schule einen vorzüglichen Lichtbilderprojektionsapparat samt allem Zubehör besitzt, der seit dem Anschlusse an das Kraftwerk im Königreichwalde wieder in gewohnter Weise arbeitet, voll ausgenützt werden kann und den Sachunterricht ausgezeichnet unterstützt.

Hat die Schule so manches zur Hand, was der zeitgemäße Unterrichtsbetrieb fordert, so sei betont, daß sie auch der körperlichen Erziehung der anvertrauten Jugend ihr vollstes Augenmerk zuwendet. Dies kommt nicht allein in einem methodisch aufgebauten Turnunterrichte, sondern auch in der richtigen Spielpflege zum Ausdruck. Um letzterer Forderung nachkommen zu können, wurde im Schuljahre 1922/23 der alte Spielplatz in der Nordwestecke des Baumgartens von der Schulkinderjugend unter Anleitung der Turnlehrer bedeutend vergrößert und vom heutigen Frühjahr angefangen jeder Klasse ein bestimmter Spieltag eingeräumt. Auch das planmäßige, die Gesundheit, das Empfindungsleben und die Lebensfreude ungemein fördernde Wandern schätzt man entsprechend ein und ist bestrebt, diesem Gedanken zum Durchbruche zu verhelfen.

Hier sei auch der Schulbühne und eines Schularztes gedacht. Die Kinder zur dramatischen Darstellung heranzuziehen, hat einen bedeutenden bildenden und erzieherischen Wert. Knaben und Mädchen lernen — man denke nur an den jungen Goethe! — sich mit Anstand betragen, gewinnen an Ausdruck, bekommen Schliff. Was sie da oben auf den „Brettern“ verabscheuen, verabscheuen sie auch im Leben; was sie da oben rührt, packt sie auch dereinst. Aus dieser Erwägung ist die Schule darangegangen, sich eine eigene Bühne zu schaffen.

Daß die Bestellung eines Schularztes zu den wichtigsten Forderungen

gehört, wird seit langem anerkannt, macht aber, wenigstens vorderhand, nur wenige Finger krumm. Der Schularzt könnte schon während der acht Schuljahre manches Gute stiften, insbesondere aber hätte er am Ende der Schulzeit bei der Berufsberatung ein gewichtiges Wort mitzureden. Wie mancher Fehlgriß ließe sich vermeiden, so manches „Umsatteln“ wäre nicht nötig!

Als großen Mangel empfindet die Schule das Fehlen eines richtigen Schulgartens. Für den alten, 1919 verloren gegangenen Schulgarten, ist bis heute kein Ersatz geschaffen worden. Wo sollen die Knaben und Mädchen im Gemüsebau, in der Baum- und Blumenpflege unterwiesen, mit den wichtigsten Heilkräutern, unseren heimischen Giftpflanzen bekannt gemacht werden? Diese Frage hat dazu außer der wirtschaftlichen und vorbeugenden auch eine ungemein gemütbildende Seite. Möge bald — man bedenke die hervorragende Stelle unseres Bezirkes auf landwirtschaftlichem Gebiete! — ein Ausweg gefunden werden, diesem Uebelstande abzuholfen und ebenso recht bald Vorkehrung zu treffen, daß der Unterricht in der Haushaltungskunde nicht bloß mit Worten, sondern auch praktisch, am Herde, in einer Schulküche, betrieben werden könne!

Und unsere Kinder?

Es sind herzliche Bubens und Mädchen, die sich bis auf vereinzelte Ausnahmen sehr willig zeigen, aber ungleich vorgebildet sind, was bei dem ausgedehnten Gebiete, aus dem die Schule ihre Rekruten schöpft, niemanden wundernehmen kann. Auch die schwächeren unter ihnen, alle, alle ohne Unterschied, sollen kommen! In manchem schwachen Arm erwacht, wenn das eiserne Ruz sich einstellt, eine ungeahnte Kraft, manchem geht zur rechten Stunde mit einem Male der „Knopf“ auf. Und ist das Gefecht tatsächlich verloren gegangen, dann heißt es, sich abermals zum Kampfe stellen und zum „Repetiergewehr“ greifen; die Wiederholung einer Klasse hat sich bisher noch fast immer bewährt.

Wohl alle Kreise haben nachgerade einsehen gelernt, wie vorteilhaft der Besuch einer Bürgerschule ist. Im Geschäftsauffasse bewandert zu sein, gut rechnen zu können und die Buchführung zu verstehen, eine gefällige und flotte Schrift zu besitzen, dazu vielleicht auch noch die Kurrentschrift und das Maschinenschreiben zu beherrschen und neben der Muttersprache das Tschechische sowie die Anfangsgründe des Französischen erlernt zu haben,

eröffnet vielerlei Lebensmöglichkeiten.*) Auch jene, die sich „nur“ einem Handwerke zuwenden, sollten die vollständige Bürgerschule durchmachen. Ehemalige Bürgerschüler lassen schon an der gewerblichen Fortbildungsschule die anderen weit zurück, überflügeln sie und bestehen im Wettbewerb, den das Leben mit sich bringt, viel leichter.

In der Kufuser Bürgerschule ward auch beim Zeichenbrett schon manch Talent entdeckt. Schulgerecht gepflegt, konnte ihm die Lebensbahn gewiesen werden. Das Zeichen ist ein altes Stedenpferd der Kufuser Bürgerschule. Daß es gut geritten wird, beweisen die Anerkennungen berufener Kreise, vor allem aber zwei errungene Preise. 1884 wurde der Schule von der Sektion „Unterrichtsweisen“ der Gewerbe- und Industrieausstellung in Teplitz die Silberne Ausstellungsmedaille zuerkannt, 1908 vom Unterrichtsministerium über Antrag des Preisrichterkollegiums „Lehrerarbeit im Dienste der Erziehung und des Unterrichtes“ die Bronzene Staatsmedaille verliehen.

Und nun einige Wörtlein an die Eltern unserer Kinder!

Die meisten Väter und Mütter übergeben ihre Kinder der Schule mit dem Gedankengange: Gott sei Dank, daß der Junge (das Mädchen) in die Bürgerschule kommt! Die werden ihn (es) schon Nores lehren! — Stimmt! Die Bürgerschule, und vornehmlich die Kufuser, weiß die Dinge beim rechten Hysfel anzupacken. Aber Unterricht und Erziehung sind doch ein klein wenig auseinander zu halten. Den Unterricht übernimmt die Schule selbstverständlich allein. Zum Erfolg, der von der pünktlichen Erfüllung der Schülerpflichten, dem fleißigen Lernen, Wiederholen und Ueben abhängt, sollten Vater und Mutter durch eine regelmäßige Nachschau ihr gut Teil beitragen: in das Erziehungswerk haben sich Elternhaus und Schule unbedingt zu teilen. Die Erziehung ganz und gar der Schule überlassen hieße, in der so wichtigen Rechnung „Ein ganzes Menschenkind“ den einen, u. zw. den wichtigsten Faktor, streichen. Die Schule besitzt nicht die Nachtmittel des Elternhauses und beim Kapitel Erziehung hört alle Hexerei auf. Darum: mitgeholfen, mitgetan!

Soll auch das letzte, was der Kufuser Schule noch am Herzen liegt, heruntergeredet sein? —

*) Bei der Schuldirektion laufen alljährlich zahlreiche Schreiben verschiedener Firmen ein, in denen Kufuser Bürgerschüler zur Stellbewerbung aufgefordert werden.

Sei's denn!

Die Schulen sind das Kleinod des Volkes. Durch sie geht die Jugend, hier wird mit stillem Fleiße an des Volkes künftiger Wohlfahrt gezimmert. Die Kufuser Bürgerschule ist in ihrer Art ein ganz besonderes Kleinod unserer Heimat. Ein Kleinod hütet man, auf ein ganz besonderes Kleinod richtet man sein ganz besonderes Augenmerk. In vergangenen Tagen war die Erledigung der geldlichen Angelegenheiten der Kufuser Schule — müssen wir deswegen nachträglich nicht ein wenig rot werden? — buchstäblich ein Blümchen „Rühmichnichtan“. In den letzten Jahren ist es um die Erhaltungsfrage zusehends besser geworden, die Kufuser Schule muß nicht mehr die Rolle des Aschenbrödels spielen, Gemeinden und Gönner in wachsender Zahl haben manches getan: Ihnen allen sei heißer Heimatkund gesagt, sie seien aber auch ernst gemahnt, nicht zu erlahmen und im gleichen Sinne fortzufahren. Tragen zu Ruh und Frommen des Ganzen vorbehaltlos und willig alle Schultern, dann gibt es keine Last, sondern nur treue Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit. Nur ein Volk, das sich selbst verlassen will, verläßt zuerst — seine Schule!

* * *

Du magst von Aufgang oder Untergang, von woher immer kommen, stets grüßt dich freundlich und innig das Schulhaus von Kufus. Fünfzig Jahre sind über ihm hinweggegangen, es hat Freud und Leid erlebt und hat sich — durchgerungen! Es ist in eine völlig neue Zeit mit so ganz und gar neuen Anschauungen hineingewachsen und ist bei äußerem Alter innerlich jung geblieben. Und so waktete bisher trotz allem ein freundlicher Stern über ihm. Hochvermögende Herren ließen sich in entschwindenden Tagen gern aus dem Stande der Gestirne die Zukunft vorher sagen. Wallenstein, einem Kinde unserer engsten Heimat, tat es ein Seni. Wer soll der Kufuser Bürgerschule, unserem Kleinod, das Horoskop stellen?

Das Wort habet ihr, Mitbürger, Freunde, Volksgenossen! —

Gesetzliche Feiertage

1. Feiertage im ganzen Bundesgebiet
Neujahrstag / Karfreitag / Ostermontag /
1. Mai / Christi Himmelfahrt / Pfingst-
montag / Tag der deutschen Einheit (17.
Juni) / 1. und 2. Weihnachtstag.

2. Feiertage in den Bundesländern
Für die in der folgenden Tabelle auf-
geführten fünf Feiertage gelten in den
einzelnen Bundesländern unterschied-
liche Bestimmungen. Aus der Tabelle ist
zu ersehen, ob einer der genannten fünf
Feiertage in einem Bundesland gesetz-
licher Feiertag ist oder nicht.

3. Das Feiertagsgesetz des Landes Bayern
enthält Regelungen, die nur für einzelne
Teile des Landes gelten.

Gesetzliche Feiertage sind:

- a) in Gemeinden mit überwiegend ka-
tholischer Bevölkerung:
das Fronleichnamsfest
das Fest Mariä Himmelfahrt (15. 8.)
das Fest Allerheiligen (1. November)
- b) in Gemeinden mit überwiegend evan-
gelischer Bevölkerung:
der 1. November, wenn die Kreisver-
waltungsbehörde nach Anhörung des
zuständigen evangelischen Dekanats
feststellt, daß dieser Tag in der Ge-
meinde auch von der evangelischen
Bevölkerung gefeiert wird;
der Buß- und Bettag (Mittwoch vor
dem letzten Trinitatis-Sonntag).
- c) im Stadtkreis Augsburg:
das Friedensfest (8. August).

	Baden- Würt- tem- berg	Bayern	Berlin	Bremen	Hamb- urg	Hessen	Nieder- sachsen	Nord- rhein- West- falen	Rhein- land- Pfalz	Saar- land	Schles- wig- Holst.
Epiphania (6. Januar)	ja	ja	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein
Fron- leichnam	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	ja	nein	ja	ja	ja	nein
Mariä Him- melfahrt (15. Aug.)	nein	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	ja	nein
Allerheiligen (1. Nov.)	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	ja	ja	ja	nein
Buß- und Bettag	ja	siehe unter 3	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja

Die beweglichen Feste 1981 bis 1990

	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990
Aschermittwoch	4. 3.	24. 2.	16. 2.	7. 3.	20. 2.	12. 2.	4. 3.	17. 2.	8. 2.	28. 2.
Ostern	19. 4.	11. 4.	3. 4.	22. 4.	7. 4.	30. 3.	19. 4.	3. 4.	26. 3.	15. 4.
Himmelfahrt	28. 5.	20. 5.	12. 5.	31. 5.	16. 5.	8. 5.	28. 5.	12. 5.	4. 5.	24. 5.
Pfingsten	7. 6.	30. 5.	22. 5.	10. 6.	26. 5.	18. 5.	7. 6.	22. 5.	14. 5.	3. 6.
Fronleichnam	18. 6.	10. 6.	2. 6.	21. 6.	6. 6.	29. 5.	18. 6.	2. 6.	25. 5.	14. 6.
Erntedanktag ¹⁾	4. 10.	3. 10.	2. 10.	30. 9.	6. 10.	5. 10.	4. 10.	2. 10.	1. 10.	30. 9.
Buß- und Bettag	18. 11.	17. 11.	16. 11.	21. 11.	20. 11.	19. 11.	18. 11.	16. 11.	22. 11.	21. 11.
Totensonntag ²⁾	22. 11.	21. 11.	20. 11.	25. 11.	24. 11.	23. 11.	22. 11.	20. 11.	26. 11.	25. 11.
1. Advent	29. 11.	28. 11.	27. 11.	2. 12.	1. 12.	30. 11.	29. 11.	27. 11.	3. 12.	2. 12.
Wochentag des 25. Dez.	Fr	Sa	So	Di	Mi	Do	Fr	So	Mo	Di

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit Urwaldgebiete im Kranze der Sudeten

In unserer Heimat gibt es noch einige Urwälder bzw. urwaldähnliche Gebiete. Es waren dies die ersten Naturschutzgebiete in diesem Landschaftsbereich. Sie wurden schon damals unter Schutz gestellt, als diese Gemarkungen noch Eigentum adeliger Großgrundbesitzer waren.

So erklärte Fürst Johann Adolf von Schwarzenberg am Kubani (1362 m) im Böhmerwald 90 ha „für ewige Zeiten“ als Urwald. In diesem sogenannten „Lucken-Urwald“, der sich am östlichen Abhang des Kubani von der Luckenstraße bis zu der romantischen Schlucht des Kapellen- oder Idabaches erstreckte, blieb der ursprüngliche, von Menschenhand unberührte Zustand des Waldes erhalten, und so konnten sich dort die prächtigsten Urwaldformen herausbilden. Mit der Zeit sind jedoch die Ausmaße dieses größten Mittelgebirgs-Urwaldes Europas immer kleiner geworden. 1938 betrug sie noch 86 ha, gegenwärtig belaufen sie sich nur noch auf 48 ha.

Mit ihren Bestrebungen, den Kubani-Urwald in seiner vollen ursprünglichen Großartigkeit zu erhalten, waren die Fürsten Schwarzenberg der neuzeitlichen Naturschutzbewegung um ein volles Jahrhundert vorausgeeilt. Heute stehen weite Gebiete des Böhmerwaldes unter Naturschutz. Das Kubanigebiet darf von Mitte September bis Mitte Oktober nicht betreten werden, da in dieser Zeit immer die Hochwildjagd stattfindet. Die ausgedehnten, dichten Wälder des Berges enthalten einen größeren Bestand von Hochwild. Mit Urwald bedeckt sind auch die Berghänge, welche die fünf Böhmerwaldseen einschließen, so den Schwarzen See und Teufelssee, die nahe beieinander in 1008 m und 1030 m Höhe liegen. Die Seen sind Gletscherursprungs und eignen sich wegen ihrer geringen Wärme, vor allem aber wegen ihrer eisigen Unterstömungen nicht zum Baden.

Auf dem nördlichen Teil des Altvatergebirgs-Hochkamms dehnt sich zwischen Kepernik (1414 m) und Fuhrmannstein (1377 m) westlich der ehem. 172 Hektar große „Fürst-Liechtenstein-Urwald“ aus. Dieser enthielt 100-300jährige Baumbestände und sollte nach dem Willen des Besitzers unangestastet bleiben. Durch die tschechische Bodenreform nach dem 1. Weltkrieg ist jedoch das ganze Gebiet dem Fürsten enteignet worden und 1926 in Staatsbesitz übergegangen. Nach dem Anschluß des Sudetenlandes an das „Reich“ blieb der „Liechtenstein-Urwald“ als Naturschutzgebiet erhalten und soll auch jetzt wieder geschützt sein. Zu ihm gehört eine sumpfige Geländestufe, über die der Hauptkammweg führt, mit vielen abgestorbenen und gebleichten Bäumen von grotesker Gestalt, welcher „Toter Wald“ oder „Baumfriedhof“ genannt wird.

Im Bielengebirge, das die Fortsetzung des Altvatergebirges bildet, blieb nach dem Willen der Prinzessin Marianne das Gebiet der Preussischen Saalwiesen (1032-1050 m) nahe der schlesisch-mährischen Landesgrenze seit mehr als einem Jahrhundert von jeder forstlichen Nutzung bewahrt und daher im Zustand des Urwaldes erhalten. Das kleine Schutzgebiet von 20 Hektar umfaßt einen 1000 m langen und 150 m breiten Urwaldstreifen, dessen schönster Punkt das „Paradies“ (ein Buchenham von seltener Schönheit und reicher Flora) ist. Das Urwaldgebiet mit seinen umgestürzten, vermodernden Baumstämmen, dem dichten Unterholze und üppig wucherndem Farnkraut konnte nur mit schriftlicher Genehmigung des Preussischen Forstamtes Seitenberg-West betreten werden.

Nah bei dem Naturschutzgebiet befindet sich die höher gelegene Mährische Saalwiese (1076 m) mit reichem Pflanzenwuchs. Urwaldähnlich ist im Bielengebirge auch das Waldgebiet um das Wetzsteinköppel (1120 m)

im Revierteil „Fichtlich“ (auch „Fichtig“ genannt) und um den Formberg (1124 m); Name dialektisch für Farnberg. Die Schildfarne sind in dieser Waldwildnis in ungeheuren Mengen und von gewaltiger Größe zu finden. Sie entsproßen dem Boden in geradezu tropischer Üppigkeit und reichen dem Wanderer bis in Brusthöhe. Ringsum modern alte Bäume im Waldgrunde, und dazwischen strebt der junge Nachwuchs auf. Die „Drei Grenzen“ am Fichtlich (1109 m), wo früher die Grenzen von Österreich-Schlesien, Mähren und der Grafschaft Glatz zusammenstießen, sind der östlichste Punkt des Bielengebirges und gleichzeitig auch der der Grafschaft. Sie waren durch eine steinerne Grenzsäule mit den Buchstaben MM-OS-GG gekennzeichnet.

Im Isergebirge war auf den ehemals Graf-Glam-Gallas'schen Besitzungen noch ein Stück Urwald im Revier Friedrichswald (Kreis Reichenberg) erhalten geblieben. Dieses – nur wenige Hektar groß – befand sich in der Nähe des Jagdschlusses Neuwiese (778 m) und bildete einen Teil der Forstabteilung 69, die parallel mit dem sogenannten „Kohlweg“ am Fuße der Vogelkoppen verläuft. Nach der Enteignung und Verstaatlichung des hochwildreichen Gebirgsreviers im Jahre 1929 blieb dieser Urwaldstreifen im Isergebirge auch von den Tschechen zunächst unangetastet, wurde aber 1939 nach der Eingliederung des Sudetenlandes in das Deutsche Reich leider in die planmäßige forstliche Nutzung des betreffenden Waldgebietes mit einbezogen.

Der Rest eines Buchen-Urwaldes hat sich auf Mitteleuropas höchstem Basaltgipfel, dem Kauligen Buchberg bei Klein-Iser, erhalten, welcher Bergkegel ehemals ganz mit Buchen bewachsen war, heute aber Mischwald aufweist. Sein Gebiet ist jetzt Naturschutzpark, denn die Hänge des Berges stellen mit ihrem

Pflanzenreichtum einen wahren botanischen Garten mit mehr als hundertzwanzig Pflanzengattungen dar. Die Höhe des Berges wird in den meisten älteren Karten und geographischen Lehrbüchern mit 999 m angegeben, die markante Basalkuppe hat jedoch noch eine höhere Stelle, welche 1005 m mißt und die von der Prager Vermessungsstelle erst in neuerer Zeit festgestellt wurde.

Im Rehorngebirge wurde dessen höchster Punkt, der waldbedeckte Hofebusch (1033 m), wegen seiner seltsamen Baumformen schon in den zwanziger Jahren unter Naturschutz gestellt. Eigentliche Urwälder gibt es im Riesengebirge nicht mehr, jedoch weisen die höchstgelegenen Gebirgsteile in den dortigen schwer zugänglichen Schluchten und Gründen, wie z. B. der obere Aupakessel im Riesengrund, der Blaugrund mit den schwierigen Klettergebieten der „Blauhölle“ und „Smalähnlich“, der prächtige Löwengrund mit dem Löwenberg (1158 m) und „Sonnengraben“, und der wildromantische Fuchsbirgkessel im Waldtal des Kesselbaches (Kleine Elbe), urwaldähnliche Waldbestände auf, die jetzt alle unter Naturschutz stehen. Teilweise reiner Urwald sind heute wieder die dichten Nadelwälder auf dem Böhmischem Kamm des Adlergebirges mit der Deschneyer Großkoppe (1114 m), den Lotzen (1080 m), Kreisel (1094 m), der Johnskoppe (1042 m) und dem Mückenberg (995 m). Über den Gebirgskamm, der von der Hohen Mense (1084 m) bis Ottendorf mit einem unterbrochenen Waldgürtel bedeckt ist und viel Auer- und Rotwald birgt, führt ein rot bezeichneter Wanderweg, der aber streckenweise schwierig zu begehen ist, da er oft sprunghaft die Richtung ändert und teilweise sumpfig ist. Die landschaftliche Schönheit des Gebirges, die Einsamkeit seiner Wälder, insbesondere aber seine Ursprünglichkeit sind einmalig.

So groß ist die Gewalt des Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall da, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich alzeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Ja wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod.

Adalbert Stifter



Großmutter sinnt nach

Die Erbtante kommt zu Besuch

Agathe Zwiesel, ein dürrer, älteres Frauchen, munter wie eine Elster und zäh wie ein bejahrtes Suppenhuhn, hätte aus den Mieterträgen ihrer Häuser in der Kleinstadt wie eine Made im Speck leben können. Sie gönnte sich aber nichts und lebte wie ein Hering in Essig, legte Groschen zu Groschen, brachte alles auf die Sparkasse und hatte auf diese Weise im Laufe der Jahre ein beträchtliches Vermögen zusammengerafft. Dieser Umstand machte das Frauchen bei der Verwandtschaft interessant und begehrenswert, der Erbschaft wegen, die ja eines Tages nicht ausbleiben konnte.

Man überbot sich in Liebenswürdigkeiten, machte ihr noble Präsente und lud sie wiederholt ein. Bei den schon traditionellen Besuchen auf dem Lande las man ihr sozusagen jeden Wunsch von den Augen ab, bediente sie vorn und hinten, ertrug geduldig ihre Launen und Schrulligkeiten, immer in Gedanken an die drei Mietshäuser und das Barvermögen des Tantchens. Lebte sie in der Stadt sehr bescheiden, so verbrachte sie die Wochen auf dem Lande beinahe fürstlich. Sie regierte auch fast wie eine Fürstin, kommandierte die liebe Verwandtschaft ganz schön herum, so daß man immer aufatmete, wenn die Besuchszeit vorbei war und Tantchen die Koffer packte.

Die Familie ihrer Nichte Valeria Skock pflegte Agathe Zwiesel im Herbst aufzusuchen, wenn die Äpfel und die Enten reif sind. Tantschens Leibgericht war knusprig gebratene Ente, mit Äpfeln und Majoran gefüllt und kalt zum Abendessen serviert.

Damit bei diesen Abendmahlzeiten aber auch jeder auf seine Kosten kam, wurden Tantchen zu Ehren gleich zwei oder drei kalte Enten am ersten Besuchstag serviert.

Mit Bernhard, dem Kutscher, und Agnes, dem Hausmädchen, dem Besuch und der ganzen Familie Skock waren es neuen Personen, die satt werden wollten. Natürlich gab es vorher noch Suppe, Rührei mit Speck und Bratwürste, von den paar Entlein wäre niemand so recht satt geworden. Und nun war es wieder soweit, Tantchen hatte per Postkarte ihr Kommen angekündigt. Am Freitag, den 13. Oktober, sollte Bernhard sie mit dem Jagdwagen von der Bahnstation im Wald abholen.

Obwohl die Kartoffelernte noch im Gange war, ließ sich Mutter Skock nicht nehmen, Kuchen zu backen, das Gästezimmer auf Hochglanz zu polieren und was es dergleichen andere Vorbereitungen zu treffen gab. Agnes schlachtete und rupfte derweil die einzige Ente, die noch übriggeblieben war, abgesehen von dem Zuchtpaar. Dem Vater Skock war kürzlich eine Panne passiert. Ohne an den bevorstehenden Besuch der Erbtante zu denken, verkaufte er alle schlachtreifen Enten dem Hausfrauenverein in der Stadt und ließ nur einen Kümmerling übrig. Im Dorf ließ sich in der Eile auch keine zweite Ente auftreiben, weil sie der guten Preise wegen schon verkauft waren. Nun war guter Rat teuer.

„Mach ordentlich Rührei mit Speck, damit wir anderen satt werden“, schlug Vater Skock vor. „Hauptsache Tantchen

kann Entenbraten essen, wir anderen wollen gern darauf verzichten.“

„Aber ich will kalte Ente!“ rief Tutta, die Jüngste, energisch dazwischen. „Warum soll die Tante alles allein haben?“ Ein strenger Blick ihres Vaters brachte sie zum Schwigen. Sie verzog ihr Gesicht und war nahe daran zu heulen. „Tuttalein, Liebling, brauchst nicht traurig sein!“ beschwichtigte sie die Mutter. „Wirst sehen, es bleibt bestimmt ein Stück Entenbraten übrig. Gedulde dich nur, die Tante wird nie und nimmer die ganze Ente alleine verzehren.“

Tutta sagte zwar kein Wörtchen mehr, machte im geheimen aber Pläne, wie sie der Tante mit der Ente ein Schnippchen schlagen konnte.

„Ausgerechnet am Freitag, den 13., muß sie kommen“, jammerte Valeria Skock ihrem Mann die Ohren voll, nachdem der Bernhard mit dem Wagen schon unterwegs war, das Tantchen abzuholen. „Wenn das kein schlimmes Vorzeichen ist!“

„Wer wird so abergläubisch sein“, meinte Vatchen Skock leichtthin. Ganz wohl war ihm aber in Gedanken an Tantes Besuch auch nicht.

Alles war für den Empfang des wichtigen Gastes bereit. Auch die kalte Ente lag knusprig gebraten auf einer Porzellanschüssel in der Speisekammer. Mutter Skock hatte sich selber davon überzeugt, daß das Kammerfenster verschlossen war, damit nicht am Ende die Katze hereinspringen und sich über die Ente hermachen konnte. Und dann traf das Tantchen ein. Sie wurde lautstark in Empfang genommen und mit vielen Küssen begrüßt. Tante Agathe teilte nun ihre Geschenke aus. Eine Tafel Schokolade für alle vier Kinder zusammen, für die Zwillinge Paul und Peter, für Thilda und Tutta. „Aber verderbt euch nicht den Magen“, ermahnte sie. „Teilt die Schoko-

lade schön ein!“ – Danach begab sie sich auf ihr Zimmer, um bis zum Abendessen zu ruhen.

Pünktlich um sieben erschien sie im schwarzen Kleid mit der großen silbernen Brosche. Der Abendbrotstisch war festlich gedeckt mit dem besten Porzellan und den silbernen Bestecken. Agnes servierte die Suppe, es folgten Rührei mit Speck und Bartkartoffeln. Die anderen ließen es sich gut schmecken, wissend, daß es für sie heute abend keine kalte Ente geben würde; alle, bis auf Tantchen und Tutta. Tantchen, in Erwartung ihrer Leibspeise, nahm nur wenig zu sich. Tutta aber verhielt sich ungewöhnlich still. Sie war leichenbläß. Die Mutter sah es jetzt erst mit Sorge.

„Du wirst doch nicht krank werden, Goldkind?“ fragte sie und hielt ihre Hand an Tuttas Stirn. „Hast du Schmerzen?“

„Mir is nich gut“, piepste Tutta. „Ich muß mal raus!“ „Geh mit Tutta, Thilda, und gib auf sie acht“, forderte die Mutter ihre älteste Tochter auf. „Und leg dich nachher gleich zu Bett, Tuttalein. Ich schau nach dir.“ Diese letzten Worte hörte Tutta nicht mehr. Sie lief wie gejagt zur Toilette.

Valeria Skock kam vorläufig nicht dazu, sich um ihren Liebling zu kümmern. Die Ereignisse überstürzten sich. Agnes war aufgeregt ins Zimmer gekommen, um der Hausfrau etwas ins Ohr zu flüstern.

„Entschuldige mich ein Momentchen“, bat Valeria Skock die Tante, „ich bin gleich wieder da.“

Es dauerte aber noch eine geraume Weile, bevor sie ihr Versprechen wahr machen konnte. Und statt der sehnlichst erwarteten Ente trug sie gewärmten, eingemachten Gänsebraten auf der Platte.

Das Tantchen blickte mit großen, starren Augen auf die Platte; Valeria mußte wohl oder übel mit der Wahrheit heraus-

rücken. Irgendein vierbeiniger Räuber, berichtete sie, entweder Hund oder Katze, war in die Speisekammer gelangt, um sich an der kalten Ente göttlich zu tun.

„Allem Anschein nach war es die Katze“, fuhr sie fort. „Denn nur sie kann durch das unglücklicherweise offenstehende Kammerfenster hereingeklettert sein. Aber sie wird ihre Strafe erhalten, das Luder! Sie kommt mir nicht mehr ins Haus, soll sie sehen, wo sie bleibt!“ Das rührte sogar Tantschens Herz. Bei aller Sonderlichkeit war sie kein schlechter Mensch: sie besaß ein Herz für Tiere.

„Das wirst du nicht tun, was kann die arme Katze dafür“, setzte sie sich für diese ein. „Sie ist nur ein unvernünftiges Tier. Schuld allein ist der, der das Kammerfenster offen ließ. Aber mach dir keine Sorgen, ich esse gewärmten Gänse-

braten auch ganz gerne.“ Diese noble Einstellung ehrte Tantschen. Mit Tutta aber hatte die Mutter an diesem Abend noch ein ernstes Wort unter vier Augen zu reden, obwohl das liebe Kind so arg unter Übelkeit und Bauweh litt, daß sie den ganzen nächsten Tag zu Bett liegen mußte und nur Zwieback und Kamillentee zu sich nehmen durfte.

Nach anfänglichem Leugnen gab das Goldkind dann auch zu, daß sie es war, die heimlich die kalte Ente aufgegessen und nur das Gerippe übriggelassen hatte. Um den Verdacht auf die unschuldige Katze zu lenken, hatte sie anschließend noch das Kammerfenster geöffnet, diese gräßliche Göre!

Nun, Tutta war genug durch ihr Bauweh gestraft. Eine ganze kalte Ente würde sie gewiß nicht wieder essen.

Gleichnis von Marie v. Ebner-Eschenbach

In einem einst mächtigen Reiche erhob sich ein altherwürdiger, prachtvoller Bau. Seine Fundamente griffen tief in die Erde, seine Kuppel verlor sich in den Wolken. Unabsehbar, unzählig waren seine hochragenden Hallen, die schönsten Werke der Kunst schmückten seine Altäre, vom hohen Chore erklangen betz-erhebende Gesänge, seelenbefreiende Musik.

Jahrtausende gingen und kamen, gewaltige Erdbewegungen entstanden und erschütterten den Bau in seinen Grundfesten. Er wankte, seine Säulen barstern, seine Quadern zersprengten, seine hochragenden Gewölbe stürzten ein. Aber die den Glauben an seine Ewigkeitsdauer von Vätern und Urvätern übernommen hatten, hielten fest an ihm. Sie wandten sich in den Hallen durch Orus und Geräusch, sie beteten an den zertrümmerten Altären und empfingen dort Labfal, Trost und Gnadengaben.

Da kam ein Weltweiser, der sprach: „Ihr seid in Gefahr, verschüttet und in Finsternis begraben zu werden“, und trug den ehewürdigen Bau bis auf den Grund ab.

Die Menschen jedoch gaben nicht zu, daß er abgetragen sei, vor ihren Augen ragte er immer noch in unerlöschener Herrlichkeit; sie wallfahrten noch wie vor zu ihm hin und empfangen noch wie vor Labfal, Trost und Gnadengaben.

Und auf der leeren Stätte steht jetzt wirklich ein Ewigkeitsbau, denn der Glaube hat ihn errichtet.

DR. JOSEF HÜTTL

O selige Kinderzeit . . .

Organisches und anorganisches Material in der ehemaligen Spieltechnik der Kinder

Mehr als zweihundert Jahre beschäftigten sich berufene Fachleute mit der Erforschung des Spieles, insbesondere des Kinderspieles. Dabei wurde in der Kinderspieltätigkeit Instinkt, Nachahmung und ein gewisses Experimentieren als tragende Erscheinungsform neben dem Beschäftigungsdrang erkannt. Das Kind spielt eben das Leben der Erwachsenen und schließlich alles vorgefundene Leben und Sein. Ausdrücklich wurde erkannt, daß jede Unterdrückung des Spielens für das Kind von wesentlichem Schaden wäre, sowie auch weitgehende Eingriffe in das Spielen störend und zerstörend auf den Charakter wirken. Kommt doch im Kinderspiel der stärkste Ausdruck individueller Anlagen und Fähigkeiten zum Ausdruck.

Die Spielfreude des Kindes wird um so größer sein, je freier das Kind gemäß der Eingebungen seiner Phantasie das Spielzeug gestalten kann. Außer den Gegenständen des täglichen Lebens sind besonders Sand, Ton, Schnee, Steinchen, Holzstücke, Stoffreste usw. bevorzugtes Spielmaterial, durch das der Gestaltungslust und Phantasie die meiste und beste Möglichkeit geboten wird. Die Wesenselemente der Spieltätigkeit, Instinkt, Nachahmung, Experimentieren und Beschäftigung, können daher immer wieder bei der Verwendung des Spielmaterials unschwer erkannt werden. Das verarbeitete Spielmaterial ist es auch, das eine Abwechslung im Spielen bedingt. Mit dem vorgefundnen und der Auswahl des Materials werden aber auch Spiele herbeigeführt, die direkt zeitgebunden und zeittypisch, ebenso aber auch solche Fälle, die als ortgebunden und damit ortstypisch oder jahreszeitlich gelten.

Beobachten wir am besten im Ablauf des Jahres die Spieltätigkeit der Kinder. Der Winter, die kalte Jahreszeit, die auch für die Erwachsenen weniger Arbeit brachte,

einte die Familie mehr in der gemütlichen Stube und bot gleichzeitig auch die Möglichkeit und Zeit für eine Unterhaltung. So kehrten die Kinder gerne nach einer Schlittenfahrt, Schneeballschlacht, Schneemannbau oder „Kanzeln-Heizeln“ am Eis, ausgefroren mit ihren roten Bäckchen und Stülpnäschen froh in die warme Stube zurück, wo die Nudelhubbäuerin zunächst die Mäuler der hungrigen Trabanten auch aus dem Nachbarhaus stopfte und sich dabei innerlich amüsierend, wenn sie den Hanserl tadeln mußte, daß er schon wieder den Rockärmel mit dem Taschentuch verwechselt. Dann aber ging's los zum „Goldschlüsseleinstreichen“. Ein flacher, kleiner Gegenstand, der „Goldschlüssel“, wurde der Reihe nach in ihre gefalteten Hände der verborgene Goldschlüssel vom Goldschlüsselherren mit dem Verse eingestrichen: Ich geb dir ein Pfand, sag nicht nein, sag nicht ja, lach' nicht! Einer aus der Reihe geht nun zu den einzelnen und rater. Solange er den Schlüssel nicht fand, wurde er im Raten nicht abgelöst.

Der Abwechslung halber wurde am nächsten Tag im Nachbarhaus die Zeit vertrieben durch das „Abnehmen“. Die Enden eines zusammengebundenen Bindfadens wurden über die beiden ausgestreckten Daumen und Zeigefinger gespannt. Von einem anderen wurde dann die vom ersten Spieler gebildete Figur abgenommen, so daß jetzt an den Fingern eine neue Figur zu erkennen war, z. B. ein Bett. Mit viel Phantasie wurde das Spiel fortgesetzt, so daß eine gewisse Zahl von Figuren erzielt wurde, zumal, wenn die Geschicklichkeit noch dazu beitrug. Welche Beliebtheit und dadurch Entwicklungsmöglichkeit das „Abnehmen“ bieten konnte, verrät uns sogar ein Buch der letzten Frankfurter Buchmesse, in dem das „Hexenspiel“, wie es jetzt genannt wird, mit seinen verschiedenen Varianten

(Dumont, Das Hexenspiel 1978) gezeigt wird. Quadratisch geschnittenes und weiter so gefaltetes Papier, an dem die Quadrate zu Spitzen eingebogen wurden und dann die inneren Flächen schwarz-weiß markiert wurden, bot durch Auseinanderstreichen der gefalteten Teile viel Spaß im „Himmel-Hölle-Spiel“, sich für das eine oder andere zu entscheiden. Mit den vom Nikolaus gebrachten Nüssen stellte man aus den Schalen einen „Schnapper“ her; um die eine Hälfte ein Zwirnsfaden gewickelt und ein Stückchen Holz durch die Fäden gezogen, aufgekloppt und sofort wieder ausgelassen, wodurch ein etwas schrämendes Geräusch entstand.

Mit einem „Aufstelmännchen“, billigt hergestellt aus dem Mark von Hollunder ungefähr 3 cm lang, an einem Ende mit einem Schutzwack kaum merkbar beschwert, können die Kleineren quetschfroh ihr Spielchen haben. Dazu trägt noch der „Tanabär“, der Kreisel bei, den ihnen der Vater aus einer leeren Zwirnspeule durch Entfernung der einen Rundfläche und mit der Anbringung eines Stübchens spielbereit verfertigt hatte. Die Zeit des Federnschleißens, als eine der Arbeiten der Frauen im Winter, stellte wiederum Material bereit für die Anfertigung des „Brummers“. Von den Schwungfedern wurde zunächst der obere Teil des Kiels, der Schaft, abgeschnitten und dann aus dem unteren Teil, der Spule, ein trockenes Häutchen, die Federseele, mundartlich Bettmässer, herausgezogen und jetzt die Spule ca. drei cm lang eingeschnitten. Der „Brumma“, mit dem, bedingt durch die Länge des Einschnittes, verschiedene Töne erreicht werden konnten, war da. Der „Schnurrer“, auch „Singende Schärbe“, war bei Vorhandensein eines großen Knopfes oder einer Kartonscheibe mit einem festeren Bindfaden rasch hergestellt. Durch zwei Löcher durchgefädelt wurde die Schnur an den Enden verknüpft, der Knopf oder die Scheibe in die Mitte des Bindfadens geschoben und mit beiden Daumen und Zeigefingern der Bindfaden in der Luft zwecks Eindrehens des Bindfadens geschwungen und nach dem Eindrehen sanft wieder auseinandergezogen, wodurch das Schnurren oder Singen hervorgebracht wurde.

Gleich Noe in der Arche, voller Schnurzeit, erwarteten sich der oft langen, ruhigen Winterzeit ungeduldig die Kinder den Tag, an dem sie wieder ins Freie hinausstürmen und sich wieder freier betätigen konnten. Neues Leben brachte der anbrechende Frühling auch ihnen. Mit „Steinweit- und Zielwurf“ wurde jetzt am Dorfanger oder freien Plätzen im Spiel die neue Jahreszeit begonnen. Abwechslungshalber mußte jetzt aber auch an die Herstellung eines „Zwiesel oder Steinschluder“ gedacht werden, lagen doch die schönsten Steinchen überall herum, die auf eine richtige Verwendung durch die Buben warteten. An einer Weidenstaude, u. U. auch an den vom Winterbaumschnitt herumliegenden Ästen wurde die schönste Zweig- oder Astgabelung ausgewählt. Ein Stück weiches Leder oder Stoff 4-5 cm lang mal 3 cm breit wurde an den Enden mit je einem straffen Gummiring verbunden und das Ganze an der Gabel mit dem Griff, oder dem Holzbügel angebracht. Und fertig war der Zwiesel („Schnöller“)!

Eine besondere Gelegenheit bot ein Teich oder größerer Bach, flache Steine über die Wasserfläche tanzen zu lassen, um mit dem Hüpfen, das beliebte „Wasserruppenmachen“, Wasserpferdchen, Wassermann oder Wasserschlüssler zu spielen. Viele Namen wurden dafür gebraucht. Rufen wir sie uns ins Gedächtnis aus dem Jahrbuch der Egerländer 1979 zurück! Viel Staunen löste dabei der aus, der es auch fertig brachte, mit einem runden Kieselstein den gleichen Erfolg zu erzielen. Wundern wir uns, wenn der Autor des Romans „Lange Weile in Böhmen“, Alexander Klimont, unter der Karabürcke in einem Kahne sitzend seine gesuchten Steine übers Wasser der Moldau hüpfen läßt und „sich ein gutes Gefühl damit bereiten will“, zum Unterschied von „dem unguuten Gefühl“, das in der Straßenbahn (!) bei ihm aufsteigt? — — — Vom Eise befreit, plätschernd und geschwätzig lockten die vielen kleinen Rinnsale und Wiesengräbchen und Bächlein Knaben und Mädchen an. Gelb leuchtend trugen dazu die ersten Sumpfdotterblumen bei. Gar bald war dann vom geschwätzigen, plätschernden Bächlein wegen übermäßigen Getüschs nichts mehr zu hören. Denn mit der gepfückten

Dotterblume war bereits „die Schmalprobe“ im vollsten Gange. Die gelbe Blüte, die Mutter Sonne noch gelber scheinen ließ, wurde unter das Kinn gehalten, und durch den jetzt erzeugten Lichteffekt, wurde mehrstimmig die Frage gestellt, wieviel Schmalz hast im Winter gegessen? Jeder wollte es nach Kinderart sein. Während die Mädchen sich noch um den ersten Frühlingsstrauß mühten, gingen die „jungen Techniker“ ab zum Aufstellen ihres „Wasser- oder Mühlrades“. Aus Schleißen, die sie zu Schaufeln bereiteten und dann an einem 15-20 cm langen Rundholz anbrachten, in dessen Enden noch zwei „Schindelnägel“ zum Aufhängen befestigt wurden, wurde es auf die im Wassergraben eingeschlagenen Pflöcke mit ihren zwei Kerben aufgehängt und als oberflächliches „Mühl- oder Wasserrad“ betrieben.

Von den mittleren Schulklassen an war im Frühjahr die Saison für „die Schindelflinken“ (Flinten) oder „Armbrust“ gekommen. Eine Schindel (zum Dachdecken ca. 80 cm lang) wurde als Schaft zugeschnitten und mit einer Kerbe versehen zum Einhängen der Sehne, welche aus einer starken Schnur bestand, über den Bogen gespannt war, der dann am vorderen Ende des Schaftes angesetzt wurde. Die Bogensehne, die straff in die Kerbe eingelegt war, ließ durch Lösung des Zeigefingers aus der Kerbe den Pfeil durch die Fräsrinne abtausen.

Wo gab es einen Ort, wo nicht das „Platschek“ (Patschek)-Spiel daheim war? Das Spielzeug dafür war schnell und leicht herzustellen. Ein Stück Rundholz, 15 x 3 cm an den Enden abgespitzt, ergab den Platschek, dazu noch ein Brettchen mit einem ausgearbeiteten Griff, das Schlagbrett 30 x 10 cm oder Stücke, wie sie wieder in anderen Orten üblich waren, ermöglichten das beliebte Spiel. Der Märzwind hatte bereits den Erdboden ausgetrocknet, so daß für ein anderes Frühlingspiel gesorgt war. Mit dem Holzpanofelabsatz wurde ganz hurtig ein Loch in die Erde gedreht. Aufgestellt in einer Reihe in festgelegter Entfernung von diesem Loch, markiert durch einen gezogenen Strich, konnte nun das „Bohnen oder Kugeln - Schucken“ losgehen. In der Richtung zum

Loche, mit der Absicht hineinzutreffen, wurde der Reihe nach die Bohne geworfen. Der am nächsten zum Loche geworfen, fing jetzt mit eingezogenen Daumen an, mit dem Zeigefinger die Bohne ins Loch zu schucken. Gelang es nicht, kam der am nächsten Liegende daran. Jede weitere Bohne, die ins Ziel kam, gehörte ihm.

Landkinder mit der Natur verbunden, wollten ihr auch etwas abzugewinnen. Das Weichwerden, Antreiben der Weidenzweige, Kastanien und all der Strücker, die als erste austreiben, wurden gar bald auf die Tauglichkeit des Ablösens ihrer Rinde getestet. Ein gerader Ast wurde dann bis zur Verästelung abgeschnitten und nach Festlegung der Länge des „Schwigerls, Pfeiferls“ durch Trennung der Rinde vom ganzen Stück markiert. Zunächst wurde dann das Mundstück (ganz die Form wie bei der Klarinette) geschnitten, so nach oben hinter dem Mundstück eine Kerbe angeschnitten und mit „Originalspucke“ die Rinde angefeuchtet. Im Takte begann jetzt mit Gefühl das Klopfen mit dem Messerschaft auf die Rinde singend oder sprechend dabei: „Pfeiferl, Pfeiferl, pfief o, zöigma da Kätan d Haut o, bis zum Schwanz bis zum Tottz, wird ma Pfeiferl wieder ganz.“ Durch behutsames Drehen erfolgte jetzt die Ablösung der Rinde vom Holz. Gleich darnach mußte noch das Mundstück oben schwach abgeflacht werden zum Durchpressen der Luft und zwecks Hervorbringung der Töne und deren Regulierung das Holz im Rindenraum angebracht werden. Viel schneller konnte man sich einen „Brummer“ aus dem gleichen Werkstoff bereiten, der 1/2 bis 1 cm dick und ca. 5 cm lang nach Abschabung von 1 cm Rinde bis auf den Bast zum besseren Halten mit den Lippen geblasen wurde. Zusätzlich hatte der Brumma eine Funktion noch beim „Waldhorn (Tuten)“. Die Rinde von einem stärkeren Weidenast ca. 1 m lang spiralförmig abgelöst und kegelförmig so aufgerollt, daß der Anfang eine Öffnung für die Größe des anzusetzenden Brummers hatte und das Ende mit einem Schlehdorn zusammengehalten, ergab nach Ansatz des Brummers das „Waldhorn“. Sind im Brumma, Pfeiferl und Waldhorn nicht Urtypen der Oboe, Klarinette und des Fagotts zu

sehen, die heute in jedem großen Musikgeschichten vertreten sind?

Ist es nicht ein Einstimmen in den Jubel und die Pracht des Maienmonats, wenn auch die Kinder versuchten, sich auf eine besondere Weise bemerkbar zu machen? Gleich dem Bericht des Nibelungenliedes, des Hohen Liedes des deutschen Menschen, verstanden auch sie, den saftgrünen Baumblättern die schönsten Töne zu entlocken, wobei es so manchem gelang, durch "Pfeifen auf diesen Blättern" eine gewisse Tonleiter zu ersteigen. Ein Lindenblatt, auf dem man pfeift, ist schon in der „Nibelungen Not“ (848,3) erwähnt. Und Ulrich von Türckheim (U Tristan 550) erzählt uns: „zum blate schiezen, auf einem baumblate, den ton des weibchens von einem thiere nachmachen, worauf das männchen angelaufen kommt und so zu dem blate geschossen wird.“ Ursprünglich versucht, die Stimme eines wilden Tieres, besonders der Raubvögel durch Pfeifen mit dem Blatte nachzuahmen – „glenen“ – im Mittelhochdeutschen, wurden die Töne so verbessert, daß bei den Minnesängern (12.–14. Jahrhundert) „glenen“ soviel wie schalmeien bedeutete: „ir stimme ist bezer, danne ir muot, die mit dem blate glient.“ (MS 2, 228 b) Ihre Stimme ist schöner, besser als ihre freudige, fröhliche Stimmung, die mit dem Blatte schalmeit. So hatte es auch Parsifal mit seinem Baumblatte mühevoller, den Ton der Rehgeiß nachzuahmen, als unsere Waldmannsleute, denen die Industrie ein eigenes Instrument, den Blatter, konstruierte.

Der Sommer, der Wiesen und Raine mit dem hellleuchtenden Löwenzahn, gewissermaßen vergoldete, ließ nochmals „den Schmalztest“ des Frühjahrs überprüfen. Mit seinen hohlen Stengeln bot er ebenfalls Gelegenheit, schnell einen „Brummer“ ernühen zu lassen. Die Mädchen wiederum verstanden es, durch Zusammenstecken der hohlen Stengel sich „herrliche Schmuckketten“ zu verschaffen. Mittlerweile reckten auch die Margareten-, Gänseblumen ihre Köpfe hoch und luden zum fröhlichen „Orakelspiel“ ein, wobei aus den Blütenköpfen die weißen Strahlenblüten gezupft wurden: „Sie liebt mich vom Herzen gar nicht!“ Der verblühte Löwenzahn brachte mit seiner großen flaumigen Haar-

kroner nochmals beiteres Spiel. Vor das Gesicht des Gegenübers wurde sie gehalten und dabei gefragt: „Kommt der Jud in Himmel?“ Darauf wurde der Flaum ins Gesicht geblasen, und die Frage war damit beantwortet, ob etwas vom Flaum an der Krone blieb, als ein Nein oder bei kahler Krone ein Ja.

Die Zeit des Barfußlaufens brachte nicht nur das „Reifentreiben“, sondern auch die Anfertigung der „Hullapusch-Hullabüschchen“. Die hierfür nötige Munition konnte von den Kalmusstengeln aus den Bächen geholt werden. Ein schwaches Stück eines Hollunderstammes wurde durchbohrt, dazu ein Holzkolben geschnitzt und aus den Kalmusstengeln konisch geschnittene Pfropfen verfertigt, welche eben die Munition ergaben. Abhängig vom Vorkommen der Kalmuspflanze war das Spiel daher meist ortsgebunden. Doch in einem solchen Falle wurde gewissermaßen ein Ausgleich durch die „Hullasprünz“, die genauso hergestellt wurde, nur daß eine Düse aus Holz eingebaut und ein wasserdichter Kolben notwendig war, geboten. Der Schluß brachte nicht nur eine längere Freizeit, sondern auch dafür Material für Spiele mit sich. „Windradeln“ und „Windmühlen“ wurden jetzt gebastelt aus den Zeichenblättern und steifen Heftumschlägen. Sternförmig wurden daraus die „Windradeln“, dagegen die „Windmühlen“ flügelmäßig und über eine Schleife in entgegengesetzter Richtung durch Mehlpappe verbunden. Mit einem Schindelnagel an einem Stock befestigt konnte das Wettrennen damit begonnen werden. Ohne jeden Terminkalender wußten die Buben, daß Ende August zum „Drachensteigen“ diese gebaut sein mußten. Zwei Schleifen in Kreuzform ergaben das Gerippe, worüber mit Mehlpappe das Papier geklebt und die Schnur gebunden wurde. Mit dem Einzug des Herbstes wurden die Tage kürzer, und damit verkürzte sich auch der Aufenthalt der Kinder im Freien. Von den Feldern waren Dorschen und Runkelrüben abgeerntet, nicht nur ein wertvolles Futtermittel für das Vieh, sondern nebenbei auch von den Kindern auserwählt für ein der Jahreszeit angemessenes Spielzeug. Ein „Totenkopf“ wurde aus einem rückwärts ausgehöhlten Dorschen für die Anbringung



eines Lichtleins, vorne zu einem Gesichte gestaltet, ein Mund für die eingesetzten, ungeheuer gruselig wirkenden Holzzähne, darüber die ebenso wirkende Nase und zum Schluß die hohlen Augen fabriziert. In die entstandenen ausgehöhlten Gesichtssinnenträger wurde das

bunte Seidenpapier angebracht. Zum Geistern konnte es dann an den Fenstern des Nachbarhauses losgehen. Mit Runkelrüben konnten durch die oft bewundernswerten, phantasievoll geschaffenen Gesichtsausdrücke, ähnliche Effekte erzielt werden.

Von der Begegnung zweier Völker

*Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorthier entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,*

*Wär' ein allzulang Geständnis!
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!*

In diese Worte kleidete Goethe den Dank für die Summe der Bildungs-erlebnisse und Lebenserfahrungen, welche er in Böhmen sammeln durfte. Zwischen den Jahren 1785 und 1823 hat er 17mal in diesem schönen Lande gewilt, und seine stets vielwöchigen Aufenthalte ergaben eine Gesamtdauer von fast drei Jahren. Seinen Besuch der westböhmisches Heilbäder vergeistigte er sich durch eine überaus beglückende Versenkung in alle natürlichen und kulturellen Eigenarten des liebgewonnenen Landes, die ihn zu einem vorzüglichen Kenner der böhmischen Verhältnisse werden ließ.

Am 17. Dezember 1824 preist er in einem Gespräch mit dem Kanzler Müller die „große Kultur“, welche bereits im 14./15. Jh. dort „heimisch“ war, „ehe man im übrigen Deutschland daran dachte“. Er meint damit vor allem die *Alma Mater Pragensis*, welche Karl IV. als älteste Universität Mitteleuropas im Jahre 1348 gegründet hatte, und ruft begeistert aus: „Prag mit seinen 4000 Studenten, welch eine Erscheinung! Aus allen Winkeln Deutschlands und aus der Schweiz waren Lehrer hingegangen, deren jeder gleich seine Zuhörerschaft mitbrachte.“ In seiner ausführlichen Besprechung der Monatsschrift des Vaterländischen Museums in Böhmen bezeichnete Goethe im Jahre 1828 diese Gründung Karls IV. als „den wissenschaftlichen

Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Karl die Kaiserkrone übertragen war, auch sich alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.“

Obwohl ein lang gehegter Wunschtraum Goethes, die Landeshauptstadt Prag mit eigenen Augen kennenzulernen, nie in Erfüllung ging, und obwohl ihm trotz seines ungewöhnlichen Interesses für die altschechische Poesie auch das slawische Innerböhmen zeitlebens verschlossen blieb, so hat er doch mit dem Seherblick des Genies bereits damals das Hauptmerkmal des Landes in dem friedlichen Neben- und Miteinander von Deutschen und Slawen erschaut. Diese Erkenntnis hat er in der gleichen Besprechung von 1828 in folgende Worte gefaßt: „Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen, doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerseits recht eigentlich böhmisch.“

Es blieb Goethe erspart zu erleben, wie diese Grundstimmung des böhmischen Landespatritismus, der von Deutschen und Tschechen getragen wurde, in den folgenden Jahrzehnten durch das Aufkommen politischer Irrlehren planmäßig zerstört wurde. Als Goethe in seinem berühmten Gespräch mit Eckermann vom 10. März 1830 den Nationalhaß als ein Merkmal niedrigster Kulturstufe bezeichnete, hatte der tschechische Landeshistoriograph Franz Palacký bereits die Lehre von der deutsch-tschechischen Erbfeindschaft zu einem tragenden Grundgedanken seiner „Geschichte Böhmens“ (1836) gemacht; ein halbes Menschenalter später war das Verlangen nach einer deutsch-tschechischen Zusammenarbeit für große Teile des tschechischen Volkes schon so weit abgebaut, daß Palacký die Einladung zur Teilnahme an den Beratungen der Frankfurter Paulskirche von 1848 ohne offenen Widerspruch seiner Landsleute ablehnen konnte.

Während sich die von der Wiener Regierung keineswegs bevorzugten deutschen Bewohner des Landes auch weiterhin als Träger des österreichischen Staatsgedankens bewährten, wurde in den folgenden Jahrzehnten das alte Österreich durch die fortschreitende nationalistische Radikalisierung der westslawischen Völker immer stärker unterminiert und schließlich durch das Versailler Diktat unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes der Deutschen ganz gesprengt. Durch diesen kurzsichtigen Gewaltakt wurde der natürliche Ablauf der kulturellen Vermittlungsaufgaben im Herzen Europas tödlich getroffen und ein jahrhundertlang erprobter Vielvölkerstaat als Kristallisationspunkt eines künftigen Paneuropas aus den politischen Entwicklungsmöglichkeiten unseres Erdteiles ausgeschaltet.

Die zunehmende Einsicht in diese europäische Katastrophe gibt uns den Mut, die Frage nach den deutsch-slawischen Wechselbeziehungen in Mitteleuropa neu zu stellen. Dabei soll uns ein Gang durch die Volksgeschichte die Urteilsbildung erleichtern. Abgesehen von den engen staatsrechtlichen und kirchlichen Beziehungen, welche Böhmen seit den Karolingern mit dem Westen verbanden, bedeuteten im 13. Jh. die deutsche Ansiedlung seiner gebirgigen Randgebiete und die Begründung deutscher Städte in seinem Innern die entscheidende Umschaltung vom osteuropäischen zum abendländischen Kraftfeld. So innig waren die Beziehungen der Premysliden zum Heiligen Römischen Reich, daß nicht nur Konnubium und Hofhaltung völlig deutsch waren, sondern daß Premysl Ottokar II. sogar die Hand nach der deutschen Kaiserkrone ausstrecken und Wenzel II. zu Ehren seiner Gemahlin Jutta, der Tochter Rudolfs von Habsburg, deutsche Minnelieder dichten konnte.

Auf den großen mittelalterlichen Konzilien werden Tschechen und Slowaken, Polen und Magyaren gemäß ihrer Missionierung und kirchlichen Betreuung zur „deutschen Nation“ gerechnet. Wenn auch die Hussitenkriege die erste Vernichtung und Austreibung der Deutschen aus den böhmischen Ländern brachten, so führte der 1451/52 unternommene Versuch der Utraquisten, das Land aus dem kirchlichen Verbände mit dem Abendlande zu lösen und es an die griechisch-orthodoxe Kirche anzugliedern, zu keinem Ergebnis. Vielmehr schloß die neue Lehre Luthers, die auch in Böhmen bei Tschechen und Deutschen begeisterte Aufnahme fand, das Land wieder enger dem Westen an. Der tschechische Historiker Josef Susta stellt fest, daß die Deutschen nicht erst nach der Schlacht am Weißen Berge (1620), son-

den bereits im 16. Jh. alle in den Hussitenkriegen verlorenen Positionen zurückgewinnen konnten, und Josef Pekař nennt die freiwillige geistige Anlehnung der Tschechen an das Reich das Hauptkennzeichen dieser Epoche.

Nach einer kurzen Unterbrechung im Zeitalter der Gegenreformation, welche allerdings die Sudetenländer zu einer der bedeutsamsten Provinzen der Barockkultur werden ließ, strömte im Zeitalter von Aufklärung und Klassik der deutsche Westen wieder mit voller Breite in Böhmen ein. Nie vorher und nie nachher hatte allerdings das deutsche Volk soviel zu geben wie in der Zeit Lessings und Herders, Goethes und Schillers, Mozarts und Beethovens. In diesem Zeitraum wurde das Deutsche zur Umgang- und Schriftsprache aller gebildeten Tschechen. Der tschechische Historiker Martin Pelzel (1734–1801) stellt 1789 ausdrücklich fest, daß Böhmen im Begriffe ist, ein rein deutsches Land zu werden, und daß das allmähliche Verschwinden der tschechischen Sprache ein natürlicher Vorgang sei, der keineswegs unter behördlichem Druck erfolge, sondern in hohem Maße dem Wunsche aller gebildeten Bewohner des Landes entspreche. Zwanzig Jahre später meint der tschechische Sprachforscher Josef Dobrowsky (1753–1829) sogar, daß man an der tschechischen Sprache bald nur mehr einen interessanten Leichnam besitzen werde, der unwiderwillig dem Seziermesser der Linguisten verfallen wird.

Eine geistige Hinneigung zum Osten erwachte erst wieder im Zeitalter der tschechischen Wiedergeburt. Es ist eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß sich diese neue Sehnsucht nach dem Osten an dem Volksgedanken Herders und der deutschen Romantiker entzündete und daß sie durch Deutsche vom Range eines Schläzer, Michaelis und

Grimm in wissenschaftliche Bahnen gelenkt wurde. Der Boden, aus dem diese Ideen aufstiegen, die Denkformen, mit denen sie erfaßt, die Methoden, mit denen sie begründet und dargelegt wurden, waren durchaus westlich, aber das Objekt des Denkens, Fühlens und Wollens, das Ziel dieser Ideen liegt im Osten. Der Vorstand des tschechischen Volkes war beim Westen in die Schule gegangen, aber sein Herz zog es von nun ab wieder nach dem Osten.

Allerdings ließen sich durch diese neue politische Haltung die Folgen der tausendjährigen Einbettung in den abendländischen Kulturraum nicht mehr rückgängig machen. Sie treten uns in allen Erscheinungen der Volkskultur sinnfällig entgegen und stempeln Böhmen und Mähren zu einem Teilstück der abendländischen Hochkultur. Durch eine sorgfältige Analyse seiner Aufbaukräfte läßt sich der Standort der tschechischen Volkskultur in diesem west-östlichen Kraftfeld genau umreißen. Da das tschechische Sprachgebiet von Nord, West und Süd durch deutschen Sprachboden umklammert wird und da die deutsch-tschechische Sprachgrenze bis 1945 sechsmal länger als die tschechische Sprachgrenze zu den slawischen Nachbarn im Osten war, kann es uns nicht wundern, daß der von Deutschen getragene Einfluß des Abendlandes in kurzer Zeit übermächtig groß werden mußte.

Der Beweis für die Richtigkeit dieser Feststellung ließe sich für alle Teilgebiete der sachlichen und geistigen Volkskultur erbringen; doch der Mangel an Raum erlaubt es uns nicht, diese kulturmorphologische Behauptung durch Beispiele aus dem Bereich der tschechischen Mundarten, der Sagen und Märchen, der Volkslieder und Volkstänze, sowie aus dem Gebiete der Dorftypen, der Hausformen und der Stadtgrundrisse näher zu be-

gründen. Jedenfalls ergibt sich dabei, daß die Gliederung des böhmischen Kulturbodens nach mittel- und oberdeutscher Eigenart keineswegs an der ehemaligen deutsch-tschechischen Sprachgrenze Halt macht, sondern daß sie sich durch ganz Innerböhmen und Mähren bis in die deutschen Sprachinseln und Bergstädte der Slowakei verfolgen läßt. Kein Geringerer als der spätere Staatspräsident Thomas G. Masaryk stellte bereits 1894 fest: „Trotz allem Enthusiasmus für die Russen und für alle Slawen und trotz allem Widerstreit gegen die Deutschen bleiben die Deutschen dennoch unsere tatsächlichen Lehrmeister. Ich erkenne immer besser und besser, daß dem Charakter der Slawen die Germanen am nächsten stehen.“

Auch viele andere tschechische Wissenschaftler, welche sich mit der Kennzeichnung des tschechischen Volkscharakters befaßt haben, kamen zu der Überzeugung, daß die Tschechen viele wichtige Wesenszüge mit den Deutschen teilen; sie rechnen hierher vor allem ihre handwerkliche Tüchtigkeit und technische Begabung, ihre Arbeitsamkeit und geduldige Zähigkeit, ihre Genügsamkeit und ihren Sparsinn, ihr Streben nach Weiterbildung und ihre Neigung zum Individualismus. Im Hinblick auf diese volkscharakterologischen Übereinstimmungen konnte der tschechische Sozialpsychologe Franz Peroutka im Jahre 1934 erklären: „Wir sind unserem Wesen nach den Deutschen weit ähnlicher, als wir zugeben wollen. Sicher stehen wir ihnen im Charakter näher als den Russen und Franzosen.“

Früher und stärker als in anderen ostmitteleuropäischen Landschaften wurde der Mensch im böhmischen Kessel der

bewegten Dynamik des Kulturwandels zwischen West und Ost unterworfen. Die Volkskultur dieses Raumes baute sich seit dem frühen Mittelalter in einer kontinuierlichen Entwicklung auf aber-tausend natürlichen und geschichtlichen Verflechtungen westlicher und östlicher Eigenart auf. Durch die Aussöhnung dieser west-östlichen Gegensätze kommt es hier frühzeitig zu einem organisch aufgebauten Gebiet ostdeutsch-westslawischer Übereinstimmungen, die Böhmen zu dem klassischen Lande deutsch-slawischer Kulturüberschichtungen werden ließen. Hier haben sich vom Flurwesen über die Siedlungsformen bis zum Bauernhaus und der Volkstracht, von der Mundart über Sage und Märchen, Volkslied und Volkstanz bis zum Volkscharakter und der Weltanschauung zahlreiche deutsch-slawische Gemeinsamkeiten entwickelt, die auf den mehr als tausendjährigen Prozeß der Angleichung eines osteuropäischen Volkes an abendländisches Wesen zurückgehen. Wir glauben nicht daran, daß diese historische Kulturverbundenheit des tschechischen Volkes mit dem Abendlande durch die radikale Sowjetisierung der letzten Jahre gänzlich ausgelöscht wurde. Vor allem wollen wir hoffen, daß Johann Wolfgang von Goethe, der große Freund Böhmens und seiner beiden Volkstümer, mit dem Spruche recht behält:

*Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident;*

*Nord und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.*

Gekürzte Wiedergabe

Christian

Christian war der ärmste Mann im ganzen Dorf. Er war nicht nur arm, er war auch noch ein Krüppel. Sein Körper war schief und verwachsen. Außerdem hatte er ein Holzbein. Christian wohnte im Gemeindehaus des Dorfes. Sein Gebrechen machte ihm das Leben schwer. Die Dorfjugend verhöhnte ihn. Er hatte niemanden, der sich um ihn kümmerte, wo sollte er auch hingehen. Als Kind war er im Waisenhaus gewesen, und als er aus der Schule kam, verdingte er sich als Jungknecht. Christian machte seine Arbeit, so gut er konnte, und weil er bescheiden war, behielt er seinen Arbeitsplatz jahrelang. Aber dann kam der Unfall, bei dem er sein Bein einbüßte. Er kam für lange Zeit ins Krankenhaus, und als er soweit hergestellt war, bekam er einen Stelzfuß und ging ins Dorf zurück. Nun war es für ihn mit Bauernarbeit vorbei. Christian bekam eine kleine Rente und bezog ein winziges Stübchen im Gemeindehaus. Mit Besenbinden und Ausbessern der Pferdegeschirre verdiente er sich hin und wieder ein paar Pfennige. Am Sonntag aß er immer beim Herrn Pfarrer zu Mittag, und in der Woche fand sich auch mal jemand, der ihm eine Schüssel mit Essen vorsetzte. Unter der Dorfjugend hatte er nur einen Freund, Thomas. Wenn Thomas aufs Feld fuhr, dann wartete schon Christian auf ihn, und Christian half Thomas, so gut er konnte. Thomas lachte niemals über ihn. Er teilte sein Brot mit ihm, und manchmal tranken sie auch eine Flasche Bier miteinander. Christian war noch mal so alt wie Thomas, aber die beiden unglei-

chen Menschen verstanden sich trotzdem sehr gut. Langsam wurde eine Freundschaft daraus, die Jahre über dauern sollte.

Thomas war der Sohn eines großen Bauern und sollte später einmal den Hof übernehmen. Von der Übernahme redeten sie, wenn sie auf dem Feld waren. „Weißt du Christian, wenn es mal so weit ist, daß übernommen habe, dann kommst du zu mir auf den Hof. Eine kleine Kammer wird für dich schon da sein. Wenn du mir die Geschirre in Ordnung hältst und hin und wieder einen Besen machst, dann hast du dein Essen und brauchst nicht viel zu laufen. Wir zwei können uns dann am Abend immer etwas erzählen, so wie heut.“ Das waren die Pläne von Thomas und Christian.

Das Leben hatte aber mit beiden etwas ganz anderes vor. Thomas ist in die Stadt gefahren und hat dort ein Mädlein kennengelernt. Bei den zwei jungen Menschen war es die große Liebe.

Das Mädlein ging Thomas nicht mehr aus dem Kopf. Aber das war keine Frau für den Hof. Thomas wußte, was er aufs Spiel setzte. Als er nicht mehr aus und ein wußte, vertraute er sich Christian an. Die zwei überlegten hin und her, aber auch Christian sah keinen Ausweg. „Das wird dein Vater niemals zugeben, Thomas.“ „Nein, Christian, das weiß ich, und er hat ja auch recht. Marie hat von Landwirtschaft keine Ahnung. Ich aber brauche eine Frau, die viel davon versteht und die vor allen Dingen Geld hat. – Ich muß doch meine Geschwister auszahlen.“ – Christian sagte langsam, jedes Wort betonend: „Überlege es dir ganz genau Thomas, auf was du lieber verzichtest, ob auf den Hof oder auf das Mädlein.“ – „Ach Christian, es ist verdammt schwer. Was soll mir der Hof ohne Marie, und dann sag ich mir wieder, was soll Marie auf dem Hof? Diese Arbeit ist ihr fremd. Sie

ist Schneiderin, und das bißchen Ersparnis, das sie hat, ist meinem Vater viel zu wenig. Du kennst meinen Vater, er ist hart wie Eisen, wenn es um den Hof geht. Er erlaube das niemals.“ „Ja, Thomas, es ist schwer für dich, aber ich sage dir noch mal, überlege es dir ganz genau. Ein Leben ohne Liebe ist noch schwerer, ich kenne das, Thomas, ich lebe so ein Leben.“

Und Thomas entschied sich für Marie und gegen den Hof. Sein Vater jagte ihn wie einen aufsässigen Knecht mit der Peitsche bis zum Hoftor. Thomas zog in die Stadt und wurde Arbeiter. Es kam ihn hart an, aber auch er hatte seinen Stolz und einen harten Kopf. Zwei Monate später heiratete er Marie, und Christian war sein Trauzeuge. Das junge Paar bezog eine kleine, bescheidene Wohnung. Aus seinem Dorf und von seinen Geschwistern sah Thomas niemanden. Nur Christian kam an den Markttagen in die Stadt, wenn ihn ein Bauer auf seinen Wagen aufsitzen ließ. Dann kam er zu Thomas und seiner jungen Frau, die Christian auch gern mochte. So mit der Zeit kam bei den jungen Leuten ein Kindchen nach dem anderen an, und Christian war jedesmal Taufpate, worauf er sehr stolz war. „Du tust mir soviel Ehre an, Thomas, das verdienst du gar nicht“, meinte er einmal, als das vierte Mädchen getauft wurde. – Thomas ging es nicht gerade sehr gut in der Stadt, und der Kinder wurden immer mehr, aber die beiden Menschen waren bescheiden, und irgendwie ging es, wenn auch oft Schmalhans Küchenchef war. Dann brach der Weltkrieg 1914 aus, und Thomas wurde eingezogen. Seine Frau ging in die Arbeit, um die Kinder durchzubringen. Christian aber kam jetzt öfter in die Stadt, denn auch im Dorf waren die jungen Leute eingezogen, und so konnte er jetzt öfter den Kutscher machen, jetzt

brauchte man auch den Buckligen mit dem Holzbein, und das gab Christian eine gewisse Würde.

Seine Besuche bei der Frau und den Kindern von Thomas gab er nicht auf. Diese Familie war seine Familie geworden, für die er sorgte, so gut er konnte. Er wußte genau, daß man ihn dort gern hatte, daß man ihm seine Armut und seinen krummen Körper nicht vorwarf, aber er ließ es sich auch niemals anmerken, daß er wußte, wie sehr man ihn brauchte. Oft war es Christian, der ein Stück Geräuchertes für seinen Freund brachte, und Marie schickte es dann sofort mit den besten Wünschen von Christian an die Front zu ihrem Mann. Christian platzte beinahe vor Stolz, wenn der Briefträger ihm einen Brief von Thomas brachte. Ja ja, da könnt ihr jetzt sehen, daß wir wirklich Freunde sind, denn sonst würde mir doch Thomas keinen Brief schreiben, und seine Frau ist auch so ein guter Mensch, da seht mal das Hemd, das hat sie mir selber genäht, und so ein feiner Stoff. – Sie ist schon tüchtig, die Marie, wär' auch eine tüchtige Bäuerin geworden. Ah, was meint ihr, wenn ich einen Hof zu vergeben hätte, den bekämen nur der Thomas und die Marie. – So schwärmte der arme Krüppel von seinen Freunden. Sie waren sein Glück und seine Sorge geworden.

Wenn er dann wieder in die Stadt fuhr, hatte er bestimmt einen Beutel ganz weißes Mehl für Marie auf dem Wagen, oder er brachte einen Zentnersack voll Obst. Das war immer ein Jubel, wenn so ein unverhofftes Geschenk ins Haus fiel. Und Christian strahlte, daß ihm die Überraschung gelungen war. Marie sagte dann zu ihm: „Was würden wir nur machen, wenn wir dich nicht hätten, Christian?“ Aber er wehrte ab, „das ist doch für die Kinder, und das beste Obst ist es nicht, du mußt schon sehen, was du dar-

aus machen kannst. Du kannst ja soviel.“ So war Christian, so bescheiden. –

Der Krieg ging zu Ende, und Thomas kam aus Rußland zurück. Die kleine Wohnung wurde immer enger für die Familie, und Thomas sprach mit Christian darüber. „Hier ersticken mir noch die Kinder, wenn wir nicht bald herauskommen.“ „Ja, ja, Thomas, das habe ich auch schon überlegt. Du müsstest eben ein Häuschen haben, irgendwo im Grünen.“ „Den Gedanken hab' ich auch schon gehabt, Christian, aber das bißchen Geld, das wir haben, reicht kaum für einen Bauplatz, geschweige denn für ein ganzes Haus. Zu Haus haben sie mich enterbt, da ist nichts zu hoffen.“

„Stimmt schon, Thomas, was du sagst, aber dir steht doch aus der Erbmasse dein Mutterteil zu!“ „Jawohl, steht mir zu, aber beide Eltern sind gesund, die zahlen noch lange nicht aus, und klagen, Christian, das kann ich nicht.“ „Nein, Thomas, das kannst du nicht, es würde dir auch kein Glück bringen. Du wirst nicht eher zu Geld kommen, als bis ich sterbe.“

– „Mach keinen Unsinn, Christian, was meinst du damit?“ „Ach nichts, Thomas, aber du warst der einzige Mensch, der ein gutes Wort für mich übrig hatte, der nicht zu stolz war, mit mir zu reden, auch als du noch der Hoferbe warst. – Du warst niemals stolz, Thomas, du hast dein Brot mit mir geteilt, und wir haben das Bier aus einer Flasche getrunken.“ „Nun, Christian, ich konnte dich immer gut leiden, du bist damals schon mein Freund gewesen. Wenn du an das denkst, was ich dir einmal gegeben habe: du hast doch längst alles wieder ‚wetz gemacht‘. Durch den ganzen Krieg hast du dich um Marie und die Kinder gekümmert, und jetzt, wo du kaum noch gehen kannst, machst du dir noch um mich Sorgen.“ –

„Nein, Thomas, Sorgen mach' ich mir

nicht um dich, aber ich überlege halt immer, wie ich dir helfen kann.“ –

Dann kam Christian nicht mehr in die Stadt, und Thomas und seine Familie machten sich Gedanken darüber. An einem Sonntag brach Thomas auf, um nach seinem Heimatdorf zu gehen und nach Christian zu sehen. Er trug ein kleines Päckchen unter dem Arm. Marie hatte für Christian ein Hemd genäht und einen kleinen Kuchen gebacken. Das wollte Thomas seinem Freund bringen. Er kam fast zu spät. Als er das armselige Zimmer betrat, war gerade der Priester bei dem Freund, um ihm für seinen langen Weg, den er jetzt gehen mußte, die Wegzeiherung zu geben. Christian erkannte Thomas. Er war ganz klar bei Verstand, aber er wußte auch, daß er sterben müsse. Seine letzten Worte waren: „Vielen Dank, Thomas, dir und Marie. Ich sterbe gern, ich hab' den lieben Gott alle Tage um meinen Tod gebeten. Jetzt kannst du deinen Kindern ein Haus bauen. Der Herr Pfarrer hat alle Papiere.“ –

Der Herr Pfarrer hat alle Papiere, waren Christians letzte Worte, Thomas schloß weinend seinem Freund die Augen. Als Christian und Thomas Freunde wurden, hatte sich Christian in eine Versicherung einschreiben lassen zugunsten von Thomas. Von den wenigen Pfennigen, die er hatte, bezahlte er die Beiträge, auch in schwerster Zeit. Und jetzt an seinem Todestage bezahlte er die Freundschaft und Liebe, die er empfangen hatte, mitbarer Münze. – Thomas bekam das Geld ausbezahlt und kaufte dafür einen Bauplatz. Noch zwei Jahre haben er und Marie hart arbeiten müssen, und dann konnten sie endlich das Häuschen bauen. Den Grundstein zu diesem Haus aber hatte Christian gelegt, der einbeinige bucklige Dorfarme, aus Dankbarkeit für ein gutes Wort.

Die spuckende Figur

In meinem Heimatdorf stand außerhalb der Kirche in einer tiefen Mauernische eine lebensgroße, alte, halbverwitterte Heiligenfigur aus Stein. Wahrscheinlich sollte sie den hl. Antonius darstellen, genau wußte das niemand. Hinter den mächtigen Steinfalten tat ich mich als schmächtiges Bürschlein, wie ich war, oft verstecken und belauschte ungesehen Vorübergehende durch eine Öffnung, die der leicht geknickte Arm zum Körper bildete.

Da war es wieder einmal knapp vor dem Abend-Gebetläuten, als ich hinter der Figur steckte und mein Spezi, der Franzl, die Seitenstraße zum Kirchplatz hervinschlürfte – beide Hände in der Hosentasche und eine eigene, unmögliche Melodie in den grellsten Tönen pfiiff. Es dämmerte schon, doch konnte ich ihn aus meinem dunklen Versteck noch erkennbar unterscheiden. Einen Stein fußballerte er mit krachender Wucht an den Gartenzaun, dann schritt er im großen Bogen vor meine schützende Statue, stellte sich breitbeinig davor, hörte auf zu pfeifen, räusperte sich erschöpfend und spuckte gegen den hl. Antonius. Einen Atemzug später aber hatt Franzl die gleiche Ladung – von mir kunstgerecht durch die Armöffnung gezielt – mitten in sein Gesicht bekommen. Franzl erschrak darüber so heftig, daß ihm für einen Augenblick die Luft wegblich, dann schnaufte er erregt und stammelte immer wieder: „O Jesus-Maria! Ich mach's nicht mehr! O Jesus-Maria! Ich mach's nicht mehr!“ Er machte dabei das Kreuzzeichen mit der Hand und wetzte um die Kirchenecke, daß es nur so kieselte.

Ich selber war sehr verblüfft über diese unbeabsichtigte Wirkung und kroch nachdenklich und etwas verängstigt aus dem Versteck hervor. Lange Zeit merkte ich, wie Franzl auch tagsüber einen weiten Bogen um diese Heiligenfigur machte, und mich hielt immer irgend etwas zurück, ihm die Aufklärung darüber zu geben. Auch Franzl erzählte keinem Menschen von seinem „Schreck am Abend“.

Nach ungefähr zwölf Jahren – Franzl war inzwischen Junglehrer geworden – schülderte ich im geselligen Kreise sein Jugendgeheimnis. Wie war er da überrascht! Anfangs wollte er das gar nicht glauben, doch gab er sich letztlich geschlagen und gestand: „Immer habe ich an eine ‚Strafe von oben‘ geglaubt, und sie wirkte auf mich umwälzend und nur gut.“

Ganz trocken und spitzbübisch sagte darauf einer aus der Runde: „Ja, ja, man möcht' es nicht glauben, für was Spucke alles gut sein kann.“

Mut Drei Kindheitserinnerungen

Das geht ja allen so, daß die Kindheit aus den Ungewissen aufsteigt in das Helle. Dunkel ist diese Zeit nicht, von der man nichts sagen und wissen kann. In den Jahren aber, in denen langsam die Sprache in und geboren wird, sind die Umrisse dieser Welt noch schwankend, fließend, und ganz selten geschieht es, daß wir diese oder jene Klarheit bewahren. Weil aber diese Klarheiten oft ein ganzes Stück Weges voranleuchten mit dem Licht einer unbegreiflichen, überweltlichen Weisheit, weil diese Klarheiten vielleicht über ein ganzes Leben voranleuchten: darum seien diese Erinnerungen hier erzählt. Viele Worte kann man über diese Erlebnisse nicht machen. Meist ist ein einziges Bild, ein Blick, ein Wort, eine Gebärde nur, Quell allen Lichtes.

Als Almuth so langsam erwachte, wohnte die Familie noch in einer deutschen Kleinstadt nahe der polnischen Grenze. – In dieser Stadt sah man die Berge gar nicht weit entfernt, der Wald reichte fast an die Häuser heran.

Oft, wenn der Vater mit Almuth, seiner „Großen“, fortging, nahm er sie hinaus in diese Wälder. Schon damals blieb sie nicht an seiner Hand. Da sollte sie wohl einmal für Ungehorsam und übermächtiges Wandern gestraft werden. Als sie sich umsah, war der Vater verschwunden. Geschieht es nicht zu hundert Malen, daß ein Mensch plötzlich einsam auf der weiten Welt steht und ohne Geleite seine Straße suchen muß? Warum sollte Almuth weinen? Wer hört denn auch ein kleines Mädchen weinen, das da allein im Walde steht? – Statt zu weinen, begann Almuth, vor sich hin zu singen, denn da hörte man die Einsamkeit nicht so beängstigend rundherum, wenn man ohne Aufhören sang: „Bergauf und bergab – bergauf und bergab – das ist ein böser Vater, der seine Almuth alleine läßt – ganz alleine im Wald – bergauf und bergab!“ So sang das Kind eine Weile vor sich hin. Später, als es schon nicht mehr so wagemutig und trotzig klang, als schon ein kleines Schlächzen allemal zwischen dem „bergauf und bergab!“ zitterte, später stand der Vater plötzlich wieder da. Wie das zugegangen war und wie Almuth ihn begrüßte: das wußte sie nachher nicht mehr zu sagen. Nur das einsame „bergauf und bergab!“, das man mutig zu gehen hatte: das blieb ihr eingepreßt als ein Stück des Weges, den jedes Menschenleben zu gehen fordert – ein Stück jenes Weges, der immer wieder das gleiche von allen verlangt, von kleinen Kindern und von großen Leuten: Mut!

Dann gab es in Almuths früher Kinderzeit eine Tante zu besuchen. Die Tante war aber für Almuth nicht das eigentlich Wichtige, das man besuchen ging. Das Wichtige war ein großer Hund, viel größer als Almuth – ein Hund, der Sommer und Winter vor dem Ofen stand. Es war nämlich ein Ofenschirm. Aber hätte er nicht jahrein-jahraus unbeweglich still gestanden: man hätte ihn für einen wirklichen, lebhaftigen Hund halten müssen – einen unmöglich großen Hund, mit nichts anderem zu vergleichen als mit Märchentieren, die auch weit größer sind als die Ritter mitsamt ihren Pferden. Aber wozu sich fürchten vor Märchentieren? Es gibt immer irgendeinen geheimnisvollen Zauber zu erkämpfen, mit dem man dann kein Ungeheuer zu fürchten hat. Wenn Almuth diesem riesigen Hund in der dunklen Ofenecke gegenüber saß und ihn unentwegt anstarrte, um zu prüfen, wie viel Schreck und Grauen man aushalten kann, ohne zu zittern: da war sie auf der gleichen Straße unterwegs, auf der man sich heimlich singend immer nur eines ertrug: Mut.

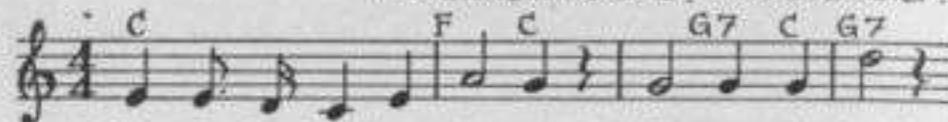
Als Almuth nach Jahren diese Tante wieder besuchte, da mußte sie lachen, wie klein inzwischen der Hund vor dem Ofen geworden war. Denn er saß immer noch am gleichen Fleck, unbeweglich still. Aber nun war Almuth groß geworden, und das Ungetüm war entzaubert.

Noch ein drittes Bild aus dieser ungewissen Frühe blieb in Almuths erinnern. – Sie waren einmal an einem stürmischen Tag im Hochwald gewandert, als Almuth an den glatten Fichtenstämmen emporsah. Wie weit ist es doch von dem Wurzelstock ganz unten in der feuchten, dunklen Erde und den Moosbuckeln bis hinauf zu der durchlichteten Spitze! – Als Almuth so das Schwanken der gewaltigen Stämme sah, dieses weite Neigen und wieder Steigen im brausenden Atem des Sturms, da wurde ihre Angst zur Frage: „Werden die Bäume nicht umfallen, Vater?“ – Der Vater nahm die Hand seines kleinen Mädchens fest und warm und sagte ruhig: „Nein, die fallen nicht um!“ – Das war genug des Trostes für Almuth. Dem Vater konnte man alles glauben, der sprach Wahrheit, das war gewiß. Der Vater wußte jeden Weg im Wald, der Vater wußte sicher auch alles von den Bäumen und allen anderen Wesen in der Welt. Wozu hänge sein in solch sicherer Führerschaft? Und ging man auch durch einen schwankenden Wald! Es war nicht schwer, neben solch einem Vater das Einzige zu finden, was man auf Schritt und Tritt in dieser neu sich eröffnenden Welt so nötig hatte: Mut – und immer wieder Mut! Weil aber Mut auf allen Menschenwegen nötig ist, darum mußten diese kleinen Bilder aus Almuths Kinderzeit erzählt werden.

Hedwig Steiner

Wenn ich den Wanderer frage

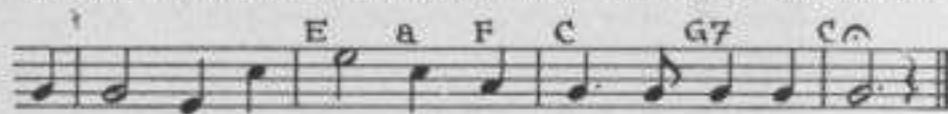
T: F. H. v. Hermannsthal, W: Fr. Brückner.



1. Wenn ich den Wand-rer fra-ge: „Wo kommst du her?“



„Von Hau-se, von Hau-se.“ spricht er und seuf-zet schwer.



„Von Hau-se, von Hau-se.“ spricht er und seuf-zet schwer.

2. Wenn ich den Landmann frage: „Wo gehst du hin?“
 :: „Nach Hause, nach Hause“, spricht er mit leichtem Sinn. ::

3. Wenn ich den Freund nun frage: „Wo blüht dein Glück?“
 :: „Zu Hause, zu Hause“, spricht er mit frohem Blick. ::

4. So hat man mich gefragt: „Was quält dich sehr?“
 :: „Ich kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr.“ ::



Gesetzliche Feiertage

1. Feiertage im ganzen Bundesgebiet
Neujahrstag / Karfreitag / Ostermontag /
1. Mai / Christi Himmelfahrt / Pfingst-
montag / Tag der deutschen Einheit (17.
Juni) / 1. und 2. Weihnachtstag.
2. Feiertage in den Bundesländern
Für die in der folgenden Tabelle auf-
geführten fünf Feiertage gelten in den
einzelnen Bundesländern unterschied-
liche Bestimmungen. Aus der Tabelle ist
zu ersehen, ob einer der genannten fünf
Feiertage in einem Bundesland gesetz-
licher Feiertag ist oder nicht.
3. Das Feiertagsgesetz des Landes Bayern
enthält Regelungen, die nur für einzelne
Teile des Landes gelten.

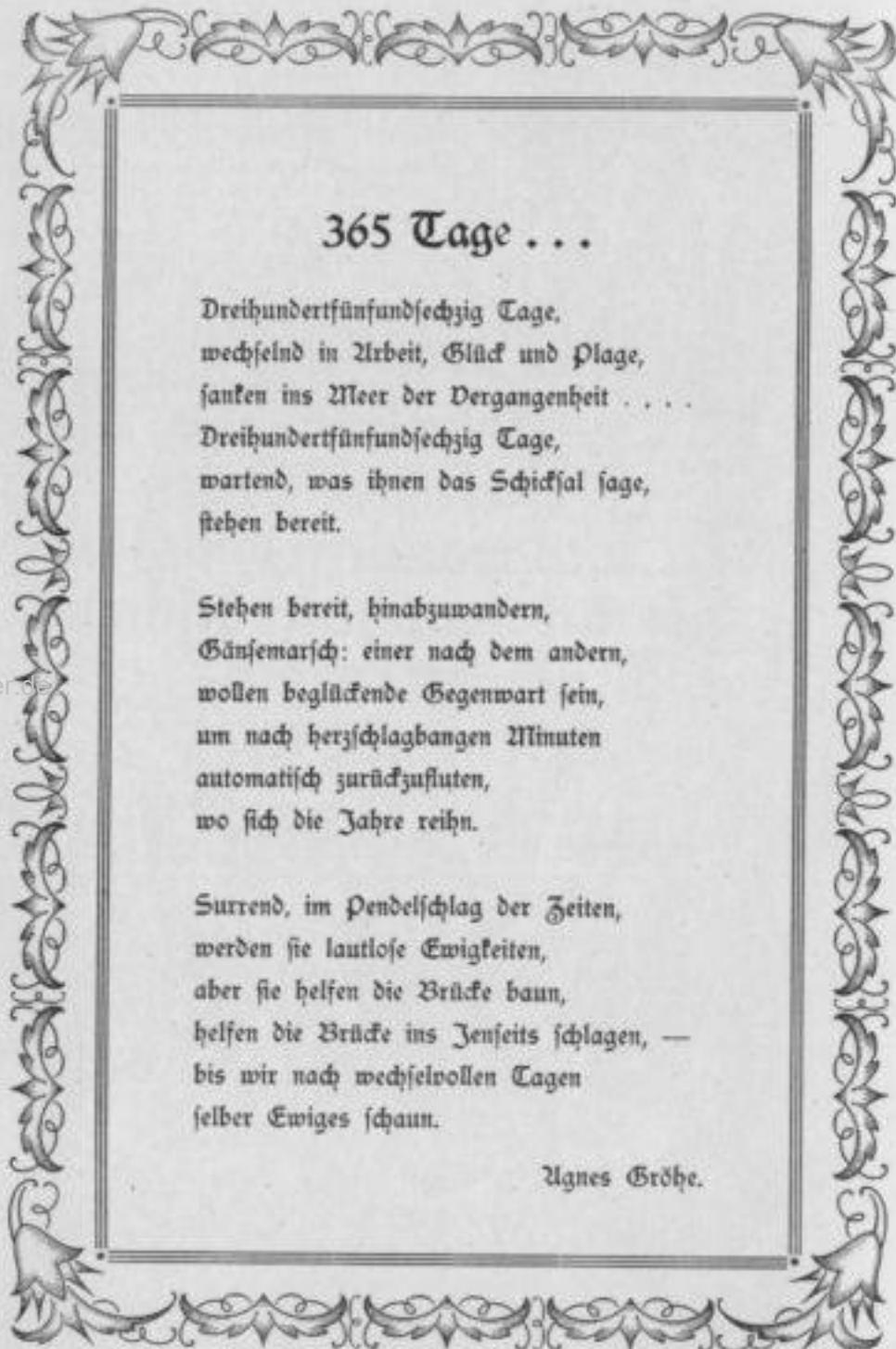
Gesetzliche Feiertage sind:

- a) in Gemeinden mit überwiegend ka-
tholischer Bevölkerung:
das Fronleichnamsfest
das Fest Mariä Himmelfahrt (15. 8.)
das Fest Allerheiligen (1. November)
- b) in Gemeinden mit überwiegend evan-
gelischer Bevölkerung:
der 1. November, wenn die Kreisver-
waltungsbehörde nach Anhörung des
zuständigen evangelischen Dekanats
feststellt, daß dieser Tag in der Ge-
meinde auch von der evangelischen
Bevölkerung gefeiert wird;
der Buß- und Betttag (Mittwoch vor
dem letzten Trinitatis-Sonntag).
- c) im Stadtkreis Augsburg:
das Friedensfest (8. August).

	Baden- Würt- tem- berg	Bayern	Berlin	Bremen	Han- burg	Hessen	Nieder- sachsen	Nord- rhein- West- falen	Rhein- land- Pfalz	Saar- land	Schles- wig- Holst.
Epiphania (6. Januar)	ja	ja	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein
Fron- leichnam	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	ja	nein	ja	ja	ja	nein
Mariä Him- melfahrt (15. Aug.)	nein	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	ja	nein
Allerheiligen (1. Nov.)	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	ja	ja	ja	nein
Buß- und Betttag	ja	siehe unter 3	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja

Die beweglichen Feste 1981 bis 1990

	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990
Aschermittwoch	4. 3.	24. 2.	16. 2.	7. 3.	20. 2.	12. 2.	4. 3.	17. 2.	8. 2.	28. 2.
Ostern	19. 4.	11. 4.	3. 4.	22. 4.	7. 4.	30. 3.	19. 4.	3. 4.	26. 3.	15. 4.
Himmelfahrt	28. 5.	20. 5.	12. 5.	31. 5.	16. 5.	8. 5.	28. 5.	12. 5.	4. 5.	24. 5.
Pfingsten	7. 6.	30. 5.	22. 5.	10. 6.	26. 5.	18. 5.	7. 6.	22. 5.	14. 5.	3. 6.
Fronleichnam	18. 6.	10. 6.	2. 6.	21. 6.	6. 6.	29. 5.	18. 6.	2. 6.	25. 5.	14. 6.
Erntedanktag ¹⁾	4.10.	3.10.	2.10.	30. 9.	6.10.	5.10.	4.10.	2.10.	1.10.	30. 9.
Buß- und Betttag	18.11.	17.11.	16.11.	21.11.	20.11.	19.11.	18.11.	16.11.	22.11.	21.11.
Totensonntag ²⁾	22.11.	21.11.	20.11.	25.11.	24.11.	23.11.	22.11.	20.11.	26.11.	25.11.
1. Advent	29.11.	28.11.	27.11.	2.12.	1.12.	30.11.	29.11.	27.11.	3.12.	2.12.
Wochentag des 25. Dez.	Fr	Sa	So	Di	Mi	Do	Fr	So	Mo	Di



365 Tage . . .

Dreihundertfünfundsechzig Tage,
wechselnd in Arbeit, Glück und Plage,
sanken ins Meer der Vergangenheit
Dreihundertfünfundsechzig Tage,
wartend, was ihnen das Schicksal sage,
stehen bereit.

Stehen bereit, hinabzuwandern,
Gänsemarsch: einer nach dem andern,
wollen beglückende Gegenwart sein,
um nach herzschnalzbahnen Minuten
automatisch zurückzuströmen,
wo sich die Jahre reihen.

Surrend, im Pendelschlag der Zeiten,
werden sie lautlose Ewigkeiten,
aber sie helfen die Brücke bauen,
helfen die Brücke ins Jenseits schlagen, —
bis wir nach wechselvollen Tagen
selber Ewiges schauen.

Agnes Gröhe.



Wir sind nur
Gast auf Erden
und wandern ohne Ruh
mit mancherlei Beschwer-
den der ewigen
Heimat zu

NEUERSCHEINUNG !

Alle Mütter dieser Welt

Von der Stunde der Geburt ihrer Kinder, durch's ganze Leben hindurch ist die Vielfalt der Erlebnisse, der Prüfungen, der Freuden und der Leiden der Mütter um ihre Kinder nur an ihrer seelischen Stärke zu messen.

61 bekannte Schriftstellerinnen aus den ostdeutschen Landschaften – vom Baltikum über Ostpreußen, Pommern, Westpreußen, Schlesien zum Sudetenland und aus dem südosteuropäischen Raum mit den deutschen Siedlungsgebieten in Siebenbürgen, Buchenland, Banat und Karpatenland – haben in 160 Poesie- und Prosabeiträgen ihre Erinnerungen an glückliche Stunden daheim oder an unvergeßliche Begebenheiten in vollendeter Art niedergeschrieben. Das ewige Thema Heimat und Mutter hat in diesem Buch zeitlose Dimensionen über alle Grenzen hinweg gefunden.

„Alle Mütter dieser Welt“ ist der Titel eines Gedichtes in dem umfangreichen Buch. Dieses Lesebuch ist ein Quell der Freude in stillen Stunden und eignet sich vorzüglich zum Vorlesen im Freundeskreis oder in den Heimatgliederungen der Landsmannschaften.

360 Seiten, Leinen DM 29,80
Sonderpreis bis 31. März 1980
nur DM 19,80

BREIT

süddeutsche

Spirituosen - Spezialitäten

wie TEE-RLIM, Punsch, Anis, Kummel, Korn, Kaiserbirnen, Glühwürmchen, Bitter-Liköre und weitere 50 Sorten erhalten Sie ab DM 50,- portofrei ins Haus gesandt. Bitte Preisliste anfordern.

Karl Breit, Postfach 66, 7338 Ullingen
Brennerei und Spirituosenfabrik
Bleichersstraße 41, Telefon (0 71 61) 35 21

STELA-ESSENZEN

zur Selbstbereitung von

RUM - LIKÖREN - PUNSCH

haben sich seit Jahrzehnten bestens bewährt. 60 Sorten, 1 Fl. für 1 l ab DM 2,40 in Drogerien, Apotheken od. direkt beim Hersteller K. Breit, Postf. 208, 7320 Göppingen. Telefon (0 71 61) 35 21 - Ab 4 Fl. portofrei.

Der Kalender

dient im Rahmen unserer Kulturpolitik der Substanzerhaltung unserer Volksgruppe.

Kalender aber können nur gedruckt und verlegt werden, wenn sie von den Landesleuten erworben werden.

Lieferbare Landkarten aus dem Helmut Preußler Verlag

Historische Karten

Böhmen
Mähren
Schlesien
Ostpreußen
Pommern
Weltkarte
Alte Deutschland-
karte

Alle Karten im Format
von ca. 50 x 58 cm, herr-
licher Vierfarbdruck.
Preis je DM 17,80 incl.
Verpackung, Porto und
Mehrwertsteuer.

Egerland (Gesamtkarte)
Kaiserwald u. Teppler Hochland
Nördl. Egerland
Karlbad, Eibogen, Luditz
Westl. Erzgebirge
Erzgebirge/Mittelgebirge
Kaaßen, Duppau, Saaz
Elbetal
Oberland/Niederland
Isergebirge
Riesengebirge (böhm. Seite)

Alle Karten im Format von ca. 50 x 58 cm, herrlicher Vierfarbdruck.
Preis je DM 11,90 incl. Verpackung, Porto und Mehrwertsteuer.
Karte Böhmischer Wald im Großformat 48 x 109 cm, DM 13,-

Bildkarten

Schönhengstgau
Sudeten-Schlesien
Nordmähren
Kuhländchen
Beskidenland
Buchenland/Bukowina
Oberschlesien (Oppeln, Neiße)
Riesengebirge (schles. Teil)
Liegnitz, Lüben, Goldberg
Waldenburg/Glatz

Bestellen Sie bitte unsere Verlagserzeugnisse bei Ihrer Heimatbuchhandlung oder direkt beim Helmut Preußler Verlag, 85 Nürnberg, Rothenburger Str. 25, Tel. 09 11/262323.



Im Weißwassergrund

Nach einem Gemälde von Fritz Hartmann

www.riesengebirgler.de

Herz der Heimat

Dort fernhin, wo die Berge blauen,
und weiter noch ins Land hinaus
mein Auge sucht; – es kann nichts schauen,
das Herz nur sieht das Vaterhaus.

Dort drüben, weit dort drüben steigen
vertraute Höhen aus der Flur,
o Land der Heimat, einst mein eigen,
nun trag ich dich im Herzen nur.

Dort hinter jenen Bergen weilen
Gedanken aus der Jugendzeit,
mein Herz nur kann hinüberreiten,
zum Gehen ist es viel zu weit.

Du, Heimat, gilt mein heißes Veten,
des Herzens letzter Liebeschlag,
und kann mein Fuß dich nicht betreten,
das Herz darf heim doch jeden Tag!